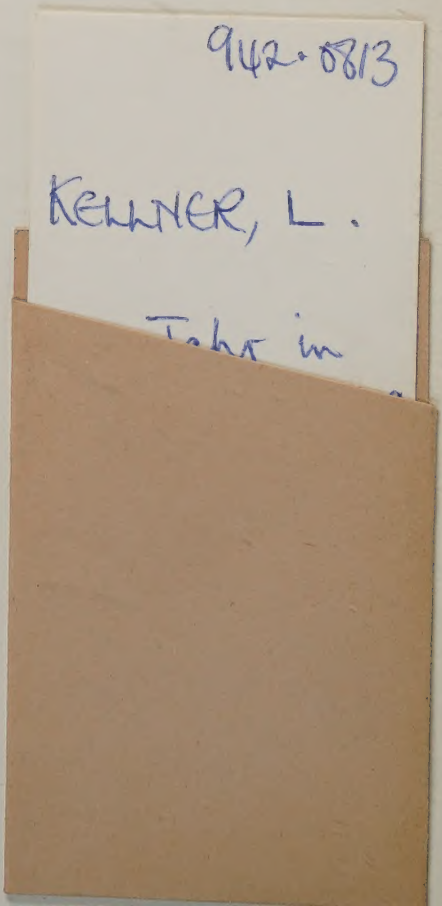
942.0813
KELLNER, L.

LEWISHAM PUBLIC LIBRARIES

Hours: 10 a.m. - 7-30 p.m. (Saturdays 10 a.m. - 6 p.m.), excepting Christmas Day, Good Friday, Easter Saturday and Bank Holidays.

Renewable by phone, letter or personal call unless required by another reader.

Ein Jahr in England

1898—1899

von

Prof. Dr. L. Kellner

PUBLIC LIBRARY
CHELSEA

Stuttgart 1900
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten

942.0813
KEL
TRANSFERRED
Metropolitan Collections

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Presented
by
Sidney J. Low, Esq., Chelsea
1902

Mrs. W. K. Clifford

in Freundschaft

gewidmet

Vorwort.

Vom Sommeranfang des Jahres 1898 bis tief in den Frühling des Jahres 1899 war es mir vergönnt, in das vielgestaltige Londoner Leben ein klein wenig tiefer zu blicken, als es sonst dem Fremden gelingt, als es mir selbst, trotz meines fast alljährlich wiederholten mehrmonatlichen Besuches, jemals früher gelungen war. Wohl hatte ich manches von dem, was sich mir während dieser Urlaubszeit zur Studie, zum Stimmungsbild oder auch zur kurzen Erzählung gestaltete, in früheren Jahren gesehen, aber erst nach meinem letzten Aufenthalt getraue ich mich, für meine Beobachtungen mehr als subjektive Wahrheit in Anspruch zu nehmen.

Die Aufsätze sind nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet: jede Jahreszeit brachte ihre eigene Erfahrung, ihren eigenen Duft mit sich. Das Zusammengehörige ist leicht zu übersehen:

I. Englische Jugend (Kindersaison; Wie man zum Patriotismus erzieht; Schulschluß; Londoner Schulmeister).

II. Frauen (Jung gefreit; Spätherbst in London; Am Damentisch).

III. Tägliches Leben (Unterstandslos; Wie man London ernährt; Englische Sonntage; Vor dem Polizeirichter).

IV. Soziale Einrichtungen (Wie General Booth die Armut bekämpft; Die Heimkehr des Generals; Kinder der Straße; Wie man in London die Massen erzieht).

V. Theater (Englisches Theater; Wie uns andre sehen).

VI. Die Inder in England (Am Ende der Saison; Ein Inder über Indien; Die Weisheit des Brahmanen).

VII. Litteratur (Ein Besuch bei Kipling; Drei Sylvesterabende; Ein Londoner Schriftstellerabend).

VIII. Außerhalb Londons (Südenglische Seebäder; Im schottischen Hochland; Eine Musterstadt).

IX. Die Deutschen in London (John; Im zweiten Geschlecht; Sein erster Verdienst).

Wien, im November 1900.

L. Kellner.

Inhalt.

		Seite
Juni.	John	1
	Am Ende der Saison	12
Juli.	Südenglische Seebäder. I. Eastbourne. II. Deal. III. Seeromantik	21
	Ein Inder über Indien	45
	Schulschluß in England	51
August.	Im zweiten Geschlecht (Aus dem Leben der Deutschen in London)	59
	Im schottischen Hochland	68
	Eine Musterstadt	78
	Schottische Kleinstädter	89
September.	Jung gefreit (Frauenbewegung in England)	100
	Unterstandslos	122
Oktober.	Wie man London ernährt	132
	Englisches Theater	140
	Wie General Booth die Armut bekämpft	165
	Wie man zum Patriotismus erzieht	190
November.	Wie uns andre sehen	199
	Spätherbst in London	210
	Englische Sonntage	216
	Wie man in London die Massen erzieht	225
Dezember.	Sonderbare Leute	249
	Ein Besuch bei Kipling	259
	Die Schule der Minister	276
	Kinder der Straße	286

		Seite
Januar.	Vor dem Polizeirichter	307
	Drei Sylvesterabende	317
Februar.	Die Weisheit des Brahmanen	335
	Am Damentisch	346
	Kindersaison	357
März.	Dichter der That	365
April.	Die Heimkehr des Generals	375
	Londoner Schulmeister	385
Mai.	Ein Londoner Schriftstellerabend	396
	Sein erster Verdienst	405

John.

John ist vorläufig eine noch ganz unbedeutende Persönlichkeit in sehr bescheidener Lebensstellung; aber das ist nicht seine Schuld, der Fehler liegt in seinem Beruf. Er ist Kellner in einem Londoner Privathotel. Das ist ein geringer Anfang; trotzdem steht dem guten John eine Laufbahn bevor, denn er ist einzig in seiner Art.

Vom ersten Abende, da ich mitten in die elegante Tischgesellschaft der Pension hineingeschneit kam, bis zum letzten Frühstück vor der Abreise hat er sich als eine Art Vorsehung erwiesen — unerforschlich, unberechenbar, despotisch, aber ausnahmslos gütig, weise und gerecht. Bei einem längeren Aufenthalte in London ist ein gutes Boarding House im Westend jedem Hotel vorzuziehen; erstens zahlt man Silber, wo das Hotel gleich Gold kostet, zweitens hat man bei einiger Phantasie und etwas gutem Willen ein recht annehmbares Surrogat für das Familienleben des fernen Heims. Aber zwei unangenehme Stunden muß man mit in den Kauf nehmen, die einem der Aufenthalt im Hotel erspart: die erste und die letzte Mahlzeit.

Ist die erste Mahlzeit ein Frühstück oder ein Lunch, dann geht es noch an; man erfreut sich einer sehr wohlthuenden Freiheit der Bewegung und Toilette, der Straßenanzug gibt der speisenden Gesellschaft ein ungezwungenes Aussehen, es herrscht ein fortwährendes Kommen und Gehen, und da wird ein neues Gesicht nicht sonderlich beachtet. Eine flüchtige Vorstellung, ein Nicken, selten eine in der Mitte ersterbende Verneigung, dann setzt jeder seine angenehme Beschäftigung fort und verschwindet; denn das Frühstück ist eigentlich nur Vorbereitung für die Tagesarbeit und das Lunch eine kurze Unterbrechung, — die Hast des Geschäftes, des „business", ist auch an diesen zwei Mahlzeiten nicht zu verkennen. Sehr schlimm ist die Einführung in die Boardinghousegesellschaft während des Diners. Das Diner mit seiner kolossalen Feierlichkeit, der Balltoilette, der Ueberfülle an Blumen, Porzellan und unnötigen Stahlwaren — der Deutsche weiß selten, was er mit den zahllosen Messern und Gabeln anfangen soll! — ist die täglich wiederholte und doch immer neue Haupt- und Staatsaktion im englischen Leben, und da ist der fremde Gast zum erstenmal ein bedauernswertes Objekt. Gleichviel, ob er vorgestellt wird oder nicht, — aller Augen sind auf ihn gerichtet, er wird von den Damen, die sich gar nicht genieren, mit freien und bewaffneten Augen studiert, und er muß in Manieren und Konversation die größte Kunst anwenden, denn der erste Abend ist entscheidend für sein Geschick in der neuen, nichts weniger als nachsichtigen Gesellschaft.

Mich verfolgte am ersten Abend ein mehr als ge-

wöhnliches Pech. Ich war mit dem Tagesdampfer von Vlissingen gekommen und hatte von zwei Uhr an unverwandt der lieben Sonne in das Antlitz gesehen. Nicht aus Uebermut oder infolge einer Wette. Am Vormittag hatte ich, nach Westen sehend, die Sonne im Rücken, als aber nach zwei Uhr die Junistrahlen des Tagesgestirns das Schiff eingeholt hatten und mir das Gesicht mit brennenden Gluten bedeckten, konnte ich mich der Zudringlichkeit nicht erwehren; so oft ich den Kopf zu wenden versuchte, fühlte ich mit Grausen das Herannahen der Katastrophe, die ich nur durch starre Unbeweglichkeit zu verscheuchen vermochte. So saß ich denn vom Mittag bis zum Abend, den Rücken gegen ein Bündel Taue gelehnt, das brennende Gesicht heroisch der westlichen Sonne zugewandt; am Abend sah ich aus wie ein Säufer im letzten Stadium. In diesem Zustande langte ich im Boardinghouse an, und so bekam mich John zum erstenmal zu sehen. Ein schlanker, übergroßer Mann mit bartlosem Kinn öffnete mir; er war in tadelloser Abendtoilette, nur hatte er weiße Handschuhe an und keine Blume schmückte ihm den Frack; daran erkannte ich den dienenden Geist. Die Vorhalle empfing von den bunten Scheiben der herabhängenden Laterne eine zauberhafte Beleuchtung, und vom Speisezimmer her tönten unharmonisches Stahlgeklirr und melodisches Mädchenlachen ineinander. Der elegante Kellner sah aus überlegener Höhe auf den Eindringling herab, strenge, fragend, vorwurfsvoll — aber stumm.

„Ich wünsche Miß Butler zu sprechen," sagte ich und trat ein.

„Dat is impossible," sagte er höflich, aber mit abschließender Bestimmtheit

„Dat" hat er gesagt! Herrliches Wort!

„Sie, jetzt reden wir deutsch miteinander. Ich bin . . ."

„Ach, der Herr Doktor aus Wien. Einen Moment, bitte, sogleich, sofort . . ."

Weg war er, aber im Fluge sandte er mir noch einen strahlenden Blick aus glücklichen Augen zurück. Im Nu verstummte im Speisesaal das Geklirr und Geplauder, und schon rauschte ein Seidenkleid zu mir heraus; ein Minimum von Haut und Knochen, das darin steckte, redete mich an, das war die Inhaberin des Boardinghouse, Miß Butler. Ein Londoner Freund hatte mich angekündigt und für mich ein Zimmer bestellt; das dünne Fräulein war etwas verlegen, aber sehr lieb. Ob ich nicht speisen möchte? Man sei mitten im Diner begriffen.

Ob ich speisen möchte! Ich war nach der langen Reise hungrig wie ein Wolf. Als ich mich aber waschen und umziehen wollte, sah ich entsetzt ein rotes, geschwollenes Gesicht. Himmel! Wie geht man in dem Zustand unter fremde Menschen? Nein unmöglich! Schon hatte ich den Finger auf dem elektrischen Knopf: ich wollte den Kellner rufen und mir etwas Genießbares aufs Zimmer bringen lassen. Aber was wird morgen, was übermorgen sein? Das Gesicht werde ich über Nacht nicht los! Und ich hatte auch nicht das Herz, die feine Miß Butler mitten im Diner noch einmal zu stören und ihr mit besonderen Ansprüchen zu kommen. Aber essen muß ich um jeden Preis — also

gehen wir hinunter! Bei der Thüre des Speisesaales wäre ich beinahe wieder umgekehrt. Das viele Licht, die glänzende Tafel, die Damen — und mein Säufergesicht!

„Bitte sehr!"

Der deutsche Kellner lachte mich ehrfurchtsvoll-vergnügt an und führte mich hinein. Ich sah nicht rechts und nicht links — auf einmal saß ich am Ende der Tafel und bemerkte zu meiner großen Beruhigung, daß das lebhafte Gespräch durch meinen Eintritt keinerlei Unterbrechung erfahren hatte. Sehr begreiflich! John hatte mich untergebracht, als hätte er in meiner Seele gelesen. Rechts von mir erhob es sich wie eine Wand mit einem weit vorspringenden Balkon; Gott sei Dank! Da war ich geborgen und geschützt; durch meine riesige Nachbarin war ich allen Blicken entzogen. John kam und ging und brachte mir die köstlichsten Dinge, die man in einem Boardinghouse nur bekommen kann; ich aber genoß mein Glück im Winkel dankbar und still, bis Miß Butler sich erhob und mit der übrigen Weiblichkeit das Speisezimmer verließ. Für die Herren begann jetzt das köstliche halbe Stündchen des Rauchens und Trinkens und der unanständigen Witze; ich aber machte mich aus dem Staube und eilte auf mein Zimmer.

Am folgenden Morgen weckte mich ein kräftiges Tam-Tam aus einem traumlosen Schlafe — die Uhr zeigte neun, also war das nicht das erste Zeichen, das zum Aufstehen, sondern schon das zweite, zum Frühstück. Das Dilemma von gestern war wieder da; sollte ich hinuntergehen oder nicht? Ich wollte eben in den Spiegel sehen, als es klopfte.

„Wer ist's?"

„John."

„Herein!"

Der lange Kellner in Morgentoilette. Er schmunzelte wieder außerordentlich vergnügt, blieb aber in überaus artiger Stellung hart bei der Thür stehen.

„Was gibt's, John?"

„Ich wollt' nur fragen, ob der Herr Doktor vielleicht oben frühstücken wollen . . . weil . . ."

„Ja, warum sollte ich denn nicht mit den andern frühstücken? Hat Sie vielleicht Miß Butler geschickt?"

„I bewahre, ich dacht' halt nur so . . ."

„Ich sehe wohl schrecklich aus, wie?"

John machte eine höflich abwehrende Gebärde — aber er sagte nicht nein.

„Gut, bringen Sie mir das Frühstück auf mein Zimmer, John."

„Sofort, Herr Doktor."

Ein merkwürdiger Kellner, dieser John, wie ich noch keinem in England begegnet war. Ich habe im Verlaufe der Begebenheiten eine sehr beträchtliche Zahl von Exemplaren dieser Menschengattung kennen gelernt und bin dazu gelangt, sechs Typen zu unterscheiden, die ich nach ihrem Werte in absteigender Linie vorführen will: der englische Klubkellner, der italienische Klubkellner, der Deutsche, der Franzose, der italienische Kellner in den italienischen Restaurants, der englische Kellner in den englischen Restaurants. Das Ideal von Reinlichkeit, unfehlbarer Accuratesse und stolz-bescheidener Reserve ist der Engländer, wie

man ihm in den großen Klubs in Pall Mall und Piccadilly, im Speisesaale des Parlaments und in den Häusern der Reichen begegnet. Der Mann huscht in seiner tadellosen Toilette wie ein Geist durch das Zimmer, errät jeden Wunsch, fragt, ohne daß man je seine Stimme hört, füllt die Gläser, ohne daß man es merkt, und dabei sieht er so starr drein, als hätte er eine Bronzemaske statt eines menschlichen Gesichtes; seine Haltung ist nicht die des unterwürfigen Sklaven, nur deutet sie einen unendlichen Abgrund an — es ist, als gehörte er nicht zur Gattung Mensch oder er wäre von der gesellschaftlichen Stufe derer, die er bedient, durch tausend Grade getrennt. Ich kann mir sehr gut denken, daß so ein englischer Geburts- oder Geldaristokrat, der von Kindheit auf an den Anblick solcher Kellner gewöhnt ist, davon überzeugt ist, er gehöre physisch einer andern Rasse an, als das ihm dienende Volk.

Nach dem englischen Klubkellner kommt sein Berufsgenosse italienischer Abkunft. Was ihm an Würde und Reserve fehlt, ersetzt er durch Anmut und Intelligenz; an Sauberkeit steht er durchaus nicht hinter dem Engländer zurück. Wenn man von der Unreinlichkeit der italienischen Kellner in London liest, so darf man das nicht auf die Klubkellner beziehen — diese sind tadellos.

Erst in dritter Reihe kommt der Deutsche. Es nützt nichts, die Wahrheit muß an den Tag. Der deutsche Kellner in Londoner Restaurants und Hotels — in Klubs und Privathäusern bin ich der Spezies selten begegnet — gereicht uns gerade nicht zur be-

sonderen Ehre. Er kennt seinen Platz nicht, wie der Engländer von ihm sagen würde. Entweder er kriecht oder ist arrogant; von der ruhigen, bewußten Art, die jedes Können erzeugt, ist bei ihm in der Regel keine Spur. Dazu kommt eine Habsucht, die es einem erschwert, ihm sein Trinkgeld zu geben. Ein böser Umstand ist dabei, daß der deutsche Kellner die unangenehmsten Seiten seines unerfreulichen Wesens gerade dem Landsmanne gegenüber herauskehrt. Wenn ein Engländer und ein Deutscher zu gleicher Zeit ein deutsches Lokal betreten, wird erst jeder Wunsch des Engländers, jede seiner zahlreichen Launen erfüllt, bevor der Deutsche auch nur dazu kommt, das erste Glas Bier zu bestellen. Hält man dem Kellner das Ungebührliche seines Betragens vor, wird er grob und geht achselzuckend davon.

Da war John ein ganz andrer Kerl. Zu dem glatten Gesichte und dem glänzend frisierten Scheitel paßte der blanke Rock und das schneeweiße Hemd; im Punkte der Reinlichkeit hätte es John mit jedem Gentleman aufnehmen können. Im Benehmen war er allen Kellnern, die ich jemals kennen gelernt habe, überlegen; ich hatte immer die Empfindung, daß er nicht um des leidigen Erwerbes willen bediene, sondern weil es ihm Freude mache, seinen Mitmenschen gefällig zu sein.

Wie schnell er mit dem Frühstück erschien!

„Sie, John, was für Landsmann sind Sie denn?“ fragte ich ihn.

„Herr Doktor!“

John war von meiner Frage offenbar höchlich

beleidigt und gekränkt; das sonst so glückliche, gutmütige Gesicht war ein Bild der Verzweiflung.

„Was haben Sie denn, John?"

„Erinnern sich Herr Doktor denn gar nimmer an mich?"

Wahrhaftig, bei genauem Zusehen kam er mir wirklich bekannt vor, aber ich hatte nicht die entfernteste Ahnung, wo ich ihn jemals früher gesehen hatte.

„Erinnern sich Herr Doktor an ‚die alte Kohlkreuze' in Sechshaus?"

Ein Licht ging mir auf. In dem Wirtshause habe ich am Anfange meiner Lehrpraxis ein ganzes Jahr lang zweimal in der Woche zu Mittag gespeist.

„Sie sind doch nicht der kleine Schani?"

„Natürli, der bin i!" rief John und lachte übers ganze Gesicht. „Ich hab' gestern den Herrn Doktor gleich erkannt, wie Sie zum Reden haben angefangt, trotzdem . . ."

„Reden Sie doch! Was ist's mit dem ‚trotzdem'?"

„Der Herr Doktor sind halt ein bisserl stark geworden und auch das Gesicht . . ."

„Na, hören Sie, Sie glauben doch nicht, daß das meine gewöhnliche Visage ist!"

„Aber wo werd' ich denn!"

„Also, Sie haben mich wirklich gleich erkannt? Das ist recht schön von Ihnen. Wie Sie aber lang geworden sind! Und wie sind denn Sie nach London gekommen?"

„Ich hab' die Welt sehen wollen," sagte er verschämt und erzählte mir, wie er sich durch Deutschland und Frankreich hindurchgedient und endlich das heißersehnte

Ziel, London, erreicht hatte. Also auch darin ein Unikum — ein Wiener Vorstadtkind, das in jungen Jahren, ohne Mittel und Gönnerschaft, halb Europa bereist hat und von mehreren Sprachen den Kellnerwortschatz beherrscht!

John hatte mich vom ersten Augenblick in sein gutes Herz geschlossen, und seine Liebe hielt vor bis zum Abschied und — darüber hinaus. Diese Liebe artete oft in Tyrannei aus, aber sie wurde immer zu meinem Besten geübt. Miß Butler hielt was auf ihren Tisch, und so gab es stets eine reiche Auswahl, von der Suppe angefangen bis zum schwarzen Kaffee. John bekam immer zwei verschiedene Gerichte in die Hände, und er mußte sie jedem Gaste benennen und auf die Entscheidung warten. Mit mir verfuhr er ganz anders. Am Anfang pflegte er auf mich zuzukommen, die Namen der beiden Speisen laut auf englisch zu rufen, wie bei den andern Tischgenossen, dann aber leise und nachdrücklich die eine auf deutsch zu empfehlen.

„Haddock or salmon, Sir? (Lachs!)“

„Veal-cutlets or currie, Sir? (Kotelette!)“

„Apple-pie or cabinet-pudding, Sir? (Scheiterhaufen!)“

Als er sah, daß ich seine Ratschläge kritiklos befolgte, stellte er die Fragen überhaupt ein. Ich hatte aber keine Ursache, mich wegen dieser Bevormundung zu beklagen.

Später dehnte er seine Machtbefugnisse aus. Als ich einst an einem regnerischen Nachmittage in meinem Zimmer saß und schrieb, klopfte es und John trat ein.

„Kommen Herr Doktor nicht zur Jause?"

„Nein, ich bin nicht hungrig."

„Ein Thee ist immer gut. Miß Straker ist auch unten."

Das war eine Frechheit — denn es war wirklich ein Vergnügen, in Gesellschaft der schönen Miß Straker Jause zu nehmen. Aber John meinte es ja gut, man konnte ihm nicht böse sein, und so ging ich denn ihm zuliebe hinunter.

Eines Abends kam ich spät vom Theater nach Hause und wollte die Gasflamme anzünden, um rasch die ersten Eindrücke aufs Papier zu werfen. Alle Versuche waren umsonst — es kam kein Gas. Es blieb mir nichts übrig, als bei einem Lichtstümpfchen zu Bette zu gehen. Später erfuhr ich, daß John das Gas abgesperrt hatte, um mir meine Augen zu schonen!

Und endlich — wie soll ich der Welt die ungeheuerliche Thatsache begreiflich machen, daß John sich beim Abschied aufs entschiedenste weigerte, ein Trinkgeld zu nehmen?! Er hatte in genialer Weise die andern Gäste länger als gewöhnlich in ihren Schlafzimmern zu halten gewußt, hatte mir allein das Frühstück serviert, dem Wagen gepfiffen, das Gepäck hineingehoben — als ich ihm beim Abschiede die Hand reichte, strahlte er vor Vergnügen, fuhr aber bei der Berührung des Metalls wie gestochen zurück.

Am Ende der Saison.

Ich bin gerade noch zurecht gekommen, um die Saison am Zipfel zu erhaschen und einige Freuden und Leiden dieses letzten der drei englischen Wonnemonate zu kosten. Wenn ich von Freuden spreche, so versetze ich mich in den Seelenzustand eines Londoners, für den es der höchste Genuß ist, an so vielen „At Homes", Diners und Tanzunterhaltungen teilzunehmen als nur irgend möglich; in diesem Sinne sind die letzten Tage die genußreichsten meines Lebens gewesen. Aber das Merkwürdige daran ist nur, daß ich so gar nichts spüre von diesem Genuß! Ich komme nicht aus dem Salonrock und dem Frack heraus, gehe keine Nacht vor zwei Uhr ins Bett und bin jeden Morgen müde wie ein Hund — dafür habe ich mit allerhand Leuten Unterhaltung geheuchelt, die mich absolut nichts angehen, deren Namen ich gar nicht gehört oder längst wieder vergessen habe, bin durch den Händedruck eines berühmten Predigers, zweier berühmter Schriftsteller, dreier berühmter Reisender und vier berühmter Frauenrechtlerinnen beglückt worden, und die Einladungen zu ferneren Genüssen dieser Art wachsen lawinenartig auf meinem Tisch. Und wie

gleichförmig diese „Unterhaltungen" verlaufen! Wer einmal das Glück gehabt hat, einen Nachmittag im Gewühl eines Salons oder selbst eines Gartens zu verbringen, der weiß für immer, wie alle folgenden At Homes der Saison aussehen werden; wer in einer schwülen Julinacht den tanzenden Paaren im überheißen Saale resigniert zugesehen und mit Sehnsucht auf das Abendessen gewartet hat, der kennt alle Bälle der jetzigen Saison und wahrscheinlich auch die aller andern, die jemals kommen werden.

Und trotzdem ich das sehr genau weiß, habe ich mich doch verleiten lassen, einen ganz schönen Sommernachmittag zu opfern und habe das Opfer ausnahmsweise nicht bereut. Eine Dame, die sich für Sprachen interessiert und in ihrem Salon gerne alle Nationen der Erde empfängt, gab dieser Tage ein At Home. Die Adresse lautete: 20 Cambridge (?), W. So stand es nicht auf der Visitkarte, sondern in meinem schwachen Gedächtnisse; die Dame hatte die Adresse genau angegeben, ich aber hatte die Karte verlegt, und es war nicht menschenmöglich, sie zu finden. Was an Stelle des Fragezeichens zu setzen war, wußte ich mit Gewißheit nicht mehr zu sagen: es war etwas wie Street oder Avenue. Schließlich muß man doch so was finden können! Die Hauptsache wußte ich ja, nämlich den Namen der Straße und die Hausnummer. Um vier Uhr machte ich mich auf den Weg, und als ich mich ungefähr in der Umgebung der Cambridgestraße wußte, fragte ich den Polizeimann um seinen wertvollen Rat. „Zweite Gasse links, dann die dritte Gasse rechts!" Na also, das war ja ganz einfach. Ich befolgte die

Weisung und war in fünf Minuten vor dem Hause Nr. 20 der Cambridge Street. Aber das Haus sah mir doch zu einfach aus für die ebenso reiche als gelehrte Dame; die Fenster, die wie erblindete Augen auf die Straße starrten, hatten gewiß schon seit Wochen kein Staubtuch gespürt. Es dauerte lange, bis auf wiederholtes Klopfen ein ungewaschenes Frauenzimmer mit einem riesigen Hut auf dem Kopfe in der Thür erschien.

„Wohnt hier nicht Miß Clifford?"

„Nein!" brüllte das Ungetüm, und mit Donnergepolter flog die Thür ins Schloß.

Also war es doch nicht richtig mit der Adresse! Aber ich konnte mit mathematischer Genauigkeit sagen, wo der Fehler steckte. Nr. 20 war es ganz bestimmt, darauf konnte ich schwören, sogar wetten; Cambridge war das erste Wort, das stand fest. Folglich handelte es sich um den zweiten Teil. „Street" war es nicht; vielleicht „Avenue"? Ein Polizeimann in der Nähe von Whiteleys Riesenmagazin klärte mich auf. Entsetzlich! Es gab folgende Gassen, die alle mit Cambridge begannen: Cambridge Street, Cambridge Avenue, Cambridge Place, Cambridge Terrace, Cambridge Crescent, Cambridge Gardens, Cambridge Square, Cambridge Road! Jetzt hieß es, Gasse um Gasse abgehen und überall die Leute von Nr. 20 bei ihrer Jause stören — einen andern Ausweg gab es nicht. Glücklicherweise hatte ich den Einfall, Notizbuch und Bleistift in die Hand zu nehmen und den Namen der Gasse zu notieren, die ich absolvierte, denn die Gassen sahen einander ähnlich wie ein Ei dem andern und

sie lagen in so undefinierbaren Verhältnissen zu einander, daß es einfach unmöglich war, irgend ein Prinzip herauszubekommen, um sich danach zurechtzufinden. Warum die eine Gasse „Square", die andre „Crescent" genannt wird, ist mir bisher ein Rätsel geblieben; die eine hat nichts von einem Viereck, die andre nichts von einem Halbmond an sich — es ist einfach Sparsamkeit: es thut dem geschäftsmännischen Geiste des Londoners offenbar wohl, mit einem Namen für acht Gassen sein Auslangen zu finden. Die Deutschen sollten ihren englischen Vettern eine Anzahl von berühmten Namen zur Verfügung stellen, denn ihre eigenen Größen scheinen ihnen für diesen Zweck nicht zu taugen: ich habe weder von einer Shakespeare- noch von einer Darwinstraße in London gehört.

Das Geschick meinte es nicht ganz böse mit mir: schon in der fünften Gasse sah ich eine Anzahl Wagen vor Nr. 20: das war also das richtige Haus. Ein Mädchen in schwarzem Kleide mit weißen Manschetten und weißem Häubchen führte mich aus dem schmalen Vorzimmer in einen Raum rechts, der bereits ziemlich voll war von Männlein und Weiblein, und beide waren mitten in der Arbeit drin: zehnerlei Erfrischungen in fester und flüssiger Gestalt wurden mit großem Ernste und unverhohlenem Behagen genossen. Ich bekam Thee, Kuchen, Eis, Erdbeeren — was weiß ich, was alles geboten wurde; aber von der Wirtin war keine Spur zu sehen. Ich fand sie zum erstenmal ganz abscheulich, diese Abfütterung in Abwesenheit der Wirtin; aber sie hat ihren guten Grund. Man muß sich sehr ausgiebig stärken, bevor

man sich in den ersten Stock, in den Bereich der eigentlichen Versammlung begibt! Wieder empfängt ein Mädchen in Schwarz und Weiß, meldet aber den Namen der Dame des Hauses, die sich unweit der Thüre aufhält — und auf einmal ist man mitten drin! Fräulein Clifford ist die liebenswürdigste Dame von der Welt, und trotzdem ihr Scheitel stark zu ergrauen beginnt, hat der Zauber ihrer schönen Augen und ihres feinen Mundes nicht im geringsten gelitten. Aber ach! sie konnte kaum ein Wort des Willkommgrußes sprechen, und schon wurde sie zu neuen Ankömmlingen gerufen, und ich stand allein mitten unter unbekannten Leuten, die sich zum großen Teile in gleicher Lage befanden wie ich. In der einen Ecke saß eine junge Frau; die großen Augen sahen mit einem so eigentümlichen, überlegenen Blicke auf die ganze Gesellschaft, und sie hatte einen so klugen Zug um den Mund — wie gerne hätte ich mich der Dame vorgestellt! Ich bin davon überzeugt, wir hätten uns vortrefflich unterhalten, aber das wäre ein schöner Skandal gewesen! Also wartete ich geduldig, bis Miß Clifford eine Sekunde lang freien Atem bekam, um mich mit weiblicher Gesellschaft zu versehen. Natürlich fiel es ihr nicht ein, mich der Dame vorzustellen, zu der ich mich hingezogen fühlte; statt ihrer wurde mir die Tochter eines berühmten Orientalisten zu teil — daß große Gelehrte nicht die schönsten Töchter haben, ist ein Faktum, das schon Samuel Heinzerling seligen Angedenkens beklagt hat. Es war nicht menschenmöglich, ein Gespräch in Fluß zu bringen, und ich war herzlich froh, als Klaviertöne aus dem nächsten

Zimmer drangen und mir den willkommenen Anlaß boten, die „Unterhaltung“ zu unterbrechen. Wahrhaftig! ich schwärme für England im allgemeinen und für Miß Clifford im besonderen; aber die Musik war scheußlich! Eine Dame in den besten Jahren bearbeitete mit wenig Kunst und viel Energie das nicht allzu weiche Instrument, und ein Jüngling mit glattgeschorenem roten Kopfe und vielen Sommersprossen hielt eine Geige unter dem Kinn. Ein weniger einträchtiges Menschenpaar habe ich in meinem Leben nicht gehört; wie ein unangenehmer Wortwechsel begann das Duett, artete nach wenigen Minuten in einen schrillen Zank aus, bei dem eines das andre zu überschreien, eines dem andern vorauszueilen sich bemühte, und wie mit einem allgemeinen Zusammenbruch schloß die Musik. Ein Wink des Fräuleins Clifford erlöste mich von der gelehrten Tochter, die gewiß nicht minder froh war, mich von ihrer Seite verschwinden zu sehen, und auf einmal saß ich neben einer Erscheinung, einem Traumgebilde — denn wie eine Vision war die Frauengestalt in Gelb mitten in der Nüchternheit der konventionellen Umgebung. Ich weiß den Namen der Dame nicht, denn ich vermochte bei der Vorstellung kaum die Endsilbe, die wie „tschij“ klang, zu erhaschen; ich werde wohl nie wieder Gelegenheit haben, sie zu sehen und zu sprechen, und es genügt mir auch, das Bild zu behalten, wie es sich mir an diesem Nachmittag bot, ohne jene Trübung, mit der eine nähere Bekanntschaft oft die idealsten Gestalten bedroht. Ich sah am Anfang nichts als ein ovales, feines, dunkles Gesicht, aus welchem zwei schwarze sanfte Augen in

die meinen sahen — das Ganze umrahmt von einer Fülle gelber seidener Schleier; die schlanke Gestalt mit den feinen Formen schien wie in gelbe Wolken gehüllt.

„Miß Clifford sagte mir, daß Sie aus Wien kommen; ich möchte diese schöne Stadt sehr gern einmal sehen."

„Ich darf es mir wohl herausnehmen, zu sagen, daß Sie nicht enttäuscht sein werden: Wien ist eine schöne Stadt. Darf ich fragen, ob wir uns schmeicheln können, Sie bald bei uns zu sehen?"

„Ich fürchte, daß meine Sehnsucht vorläufig unerfüllt bleiben muß, ich bin zu sehr in Anspruch genommen."

„Die Reise von London nach Wien dauert jetzt kaum dreißig Stunden."

„Ich kann meinen Studien kaum dreißig Stunden entziehen."

„Fräulein studieren?"

„Jawohl, Medizin."

„Aber da ist ja Wien gerade der richtige Ort; wir haben eine Menge englischer und amerikanischer Studenten an unsrer Universität."

„Aber nur London hat eine eigene Hochschule der Medizin für Frauen, und für eine Inderin mohammedanischen Glaubens ist es außerhalb Indiens doch nur möglich, in London zu leben."

Der ganzen Fremdartigkeit dieser Erscheinung ward ich nun mit einemmal inne. Eine unergründliche Schwermut lag in den Augen und in den Worten, als sie ihre Heimat nannte. Welch höhnisches Geschick hatte diese

Wunderblume vom Ganges auf den kargen, unbarmherzigen Boden des britischen Nebellandes verpflanzt? Was hat dieses Naturkind mit seiner holden Anmut unter den steifen, eckigen Geschöpfen einer erkünstelten, verschrobenen, häßlichen Gesellschaft zu suchen?

„Es muß Ihnen wohl recht schwer werden, sich an das Klima und das Leben in London zu gewöhnen?"

Ihre Augen sahen zum offenen Fenster hinaus in den unendlichen Raum, als wollte sie Mauern und Bergwände durchdringen.

„Es muß sein," sagte sie leise. Dann wandte sie langsam den Kopf, wie um ihre Umgebung zu prüfen und im nächsten Augenblick sah sie mir mit einem forschenden Ausdruck ins Gesicht. „Sie sind in einem so schönen Lande zu Hause; wozu kommen Sie nach London?"

„Auch ich komme wegen meiner Studien."

„Was studieren Sie?"

„England; seine Sprache, seine Litteratur, seine Sitten."

Es legte sich wie ein Anflug von Geringschätzung um ihren Mund.

„Glauben Sie, die Engländer kennen zu lernen, wenn Sie England besuchen?"

„Diese Methode wird vielfach empfohlen."

„Gehen Sie nach Indien!"

Miß Clifford kam herangesegelt und bat meine Nachbarin um ein Lied. Sie nickte beistimmend und erhob sich.

„Darf ich um ein indisches Volkslied bitten? Das

wäre so sehr interessant!" flötete ein Herr, ein Beamter im Ministerium für Indien.

„Ich singe in England nur englisch," sagte sie kurz und ging zum Klavier.

Sie sang wunderschön, und die große Gesellschaft kargte nicht mit dem Beifall; aber ich glaube, ich verstand den eigentümlichen Ausdruck in ihren Augen, mit dem sie die klatschenden Männer und Frauen streifte.

Südenglische Seebäder.

1. Eastbourne.

In einem schönen englischen Märchen besiegt der Held seine zahlreichen und furchtbaren Feinde dadurch, daß er einen Zaubergürtel umthut: mag der Kampf noch so schwer sein, der wunderbare Gürtel spendet dem Helden immer neue Kraft und unermüdliche Tüchtigkeit.

An diesen Zaubergürtel erinnerte ich mich, als ich Samstag den 21. Juli in Victoria ein Billet löste, um mich aus dem Lärm und Gewühl der Hauptstadt in die Ruhe und Stille irgend eines südenglischen Badeortes zu flüchten. Tausende und Tausende von Menschen füllten die weiten Räume des Bahnhofes, ein Zug um den andern brauste aus der Halle — ich zählte mehr als zwanzig in einer halben Stunde — und immer noch waren die Schalter belagert, immer strömten neue Ankömmlinge auf die Perrons, immer neue Züge wurden bis auf die letzten Plätze besetzt. Wohin drängen alle diese Leute mit ihren Frauen und Kindern? England ist ringsum von Seebädern wie

von einem Gürtel umgeben, und das arbeitende, abgehetzte, im Kampfe ums Dasein schwer ringende London strebt danach, einen Teil dieses kraft- und gesundheitspendenden Gürtels zu berühren. Das ganze Jahr über gönnt sich der Londoner keine Ruhe, und schon mancher Fremde hat die berechtigte Frage gestellt, wie es denn möglich sei, für die Dauer die furchtbare Anstrengung der Londoner Bureauarbeit zu ertragen. Nun denn, die Sommermonate ersetzen die Kräfte, welche das Jahr verbraucht, und die See ist der Jungbrunnen, aus dem die Hauptstadt immer neue Jugend und Frische schöpft. Scarborough im Norden, Torquay und die walliſischen Seebäder im Westen sind zu teuer und zu weit; aber von Yarmouth im Osten angefangen bis weit über Brighton im Süden reicht der Zaubergürtel der Mittelklassen und des Volkes. Yarmouth mit seinen alten interessanten Straßen und Gebäuden, Lowestoft mit seiner schönen Bai und der seenreichen Umgebung (die Broads, wie die Seen in Suffolk genannt werden, sind für Freunde des Fischsportes ein wahres Paradies), Margate, Ramsgate mit seinem feinen Sande und den hochragenden Kreidefelsen, von denen aus man bei klarem Wetter die gegenüberliegende französische Küste mit freiem Auge erblickt, Folkestone, Hastings mit seiner an historischen Erinnerungen überreichen Umgebung, St. Leonards, das stille, zur Beruhigung überangestrengter Nerven besonders geeignete Bexhill, Eastbourne in seiner vornehmen Ruhe und an Schönheit der Umgebung die andern weit übertreffend, das vielbeschriebene Brighton — sie alle sind unschätzbare Zufluchtsorte der Lon-

doner in den Monaten Juli, August und September, jedes für sich ein Quisisana, ein Gnadenort.

Mein Zug war ein Expreß-Train; in rasender Eile ging es ohne Aufenthalt durch die Grafschaften Surrey und Sussex, das „schläfrige" Sussex, wie die radikalen Zeitungen sagen, denen die ruhigen, am Althergebrachten hängenden Bauern und Bürger Südenglands durchaus nicht in den revolutionären Kram passen. Im Gegensatze zu den rußgeschwärzten schmutzigen Stationen Londons und der Londoner Vorstädte haben die Bahnhöfe ein frisches, ländliches Aussehen, und die Namen der Städte und Dörfer, an denen wir vorbeisausen, sind in reizender Blumenmosaik in die Bahndämme gepflanzt. Im Fluge kommen wir an dem „Idiotenheim" von Earleswood — an dem Rennplatze von Gatwick vorbei — hinter Keymer-Junction beginnen die sanften Kämme der „Downs", die uns bis an das Meer begleiten. Durch einen Blumen- und Gemüsegarten, der den ganzen Norden der Stadt einsäumt, fahren wir in das geschichtlich berühmte Städtchen Lewes ein, ohne jedoch zu halten, und schon erscheint auf den grauen, von Schafherden bedeckten Bergrücken zur Rechten die Riesenfigur des Kriegers, welche von Römerhänden in die Kreide gehauen und in neuerer Zeit wieder aufgefrischt wurde.

St. Leonards ist das nächste Ziel meiner kurzen Reise. Die befreundete Familie, der mein Besuch gilt, bewohnt ein geräumiges Haus in Eversfield Place, von wo aus man das Meer in seiner ganzen Herrlichkeit vor sich sieht. Nach einer kleinen Erfrischung begeben wir uns alle an den Strand. Das uralte und doch

ewig neue, gewaltige Schauspiel, das atmende Meer! Die ungeheure Brust hebt und senkt sich stürmischer als gewöhnlich, denn die unsichtbaren Gewalten, denen die Wogen gehorchen, sind heute von mächtiger Bewegung ergriffen. Donnernd rollen die schaumgekrönten Wellen gegen die steinerne Böschung, hochauf spritzt der weiße Gischt und scheucht die lange Reihe der Zuschauer auseinander. Das Segelboot, welches mit geringer Bemannung soeben in die See sticht, schaukelt so bedenklich und wird so mächtig hin und her geworfen, daß es gleich wieder alle Anstrengungen macht, das sichere Ufer zu erreichen. Bei dieser See wagen es wenige Leute, ihr Bad zu nehmen, aber ganz verloren ist der Tag für die Gesundheit doch nicht. Hart neben dem Meere, unterhalb der breiten Promenade, haben die thätigen Gemeinderäte von St. Leonards das Meerwasser in ein weites Bassin eingefangen — da wird nun von sieben Uhr früh bis sieben Uhr abends bei jedem Wetter und jeder Temperatur gebadet, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge, wie ich an den Kindern eines Freundes sehen konnte.

Eine halbstündige Fahrt brachte mich von St. Leonards nach Eastbourne. Da mich auch hier Freunde erwarteten, wählte ich ihr auf der Grand Parade gelegenes Boarding-House zum Aufenthalt. Ich wohnte in dem Hause 36 der Grand Parade, das nach englischer Sitte einen eigenen Namen hat. „Araluen" steht in großen goldenen Lettern über dem epheuumsponnenen Eingang; die schönen Laute sind arabisch und bedeuten, wie die freundliche Wirtin erklärte: „Hier geht die Sonne auf." Und es waren in der That

ganz herrliche, sonnige Stunden, die ich in diesem Hause verlebte. Von der „Halle" angefangen bis zum letzten Zimmerchen im dritten Stock glänzt alles in tadelloser Nettigkeit, und die Einrichtung trägt den Stempel bürgerlichen Wohlstandes, der sich einige Monate im Jahre wohl Bequemlichkeit und ein behäbiges Leben frohen Nichtsthuns, nicht aber Ueberfülle und Ueppigkeit vergönnen kann. Die „Hall", welche ihr mildes Licht vom Glasdache (skylight) empfängt, ist geräumig wie ein Salon und wird auch von den Damen gerne als solcher benützt. Im ersten und zweiten Stockwerke laufen Gänge die Wände entlang und alle Zimmer gehen auf diese Gänge (galleries) und mittelbar auf die Halle hinaus. Dadurch werden die finsteren Seitenwege erspart, die einem so viele Hotels verleiden, das ganze Haus ist in eine Fülle von Licht und Luft getaucht. Das große Lesezimmer geht auf die See, und man braucht sich nur einen Sessel auf den Balkon hinauszurücken, der die ganze Vorderseite des Hauses einfaßt, und hat Luft und Himmel, die See in ihrer ewig wechselnden und ewig großartigen Majestät, sowie die Herrlichkeit des grünbedeckten wohlgepflegten Strandes, den man links bis Hastings, rechts bis zu den vorspringenden Felsen von Beachy Head übersieht.

Sonntagsmorgen. Um acht Uhr werde ich durch ein Klopfen an der Thüre geweckt; wie ich öffne, finde ich Schuhe und Kleider gereinigt und geputzt, eine große Kanne heißen Wassers und eine Tasse Thee mit einigen Biskuits dabei. Ich mache mich so schnell als möglich fertig und eile zum Bade in die heute spiegelglatte, in der Frühsonne prächtig strahlende See.

Eine leichte Brise umweht den entblößten Körper, die Wellen schlagen recht kalt an die zögernden Beine. Rasch aber ist das Widerstreben überwunden, und schon nach den ersten Schritten im tiefen feinen Sande wird einem so wohl zu Mute, daß man sich immer weiter in die Fluten stürzt, schwimmend und plätschernd — man möchte laut aufjauchzen, wie ein Kind. Und immer weiter schwimme ich hinaus in die See, denn auch im Seebade fühlt man den Segen der englischen Freiheit: keine Schnur, kein argusäugiger Wächter schreibt einem vor, wie weit man gehen, wie weit man schwimmen darf. Jeder Erwachsene weiß ungefähr, wann er sich hinausgetrauen darf, wann er sich vor dem „Ozean, dem Ungeheuer", in acht zu nehmen hat. Ueberdies sind die Inhaber der Badehäuschen immer zur Hand, und eigens zu diesem Zwecke angestellte Schwimmer kreuzen auf kleinen Nachen fortwährend auch bei der ruhigsten See. Thatsächlich ist seit vielen Jahren kein Unglücksfall beim Baden vorgefallen.

Erfrischt und gestärkt eile ich zum Boarding-House zurück.

Während wir frühstücken, rauscht vor unsern Fenstern in leisen, gleichmäßigen Schlägen das glänzende Meer, und vom Hügel herüber klingen die frommen Lieder der Heilsarmee, welche im Freien ihre Frühandacht verrichtet.

Die Zeit von zehn bis ein Uhr gehört der Kirche und der Kirchenparade; nach dem Gottesdienste ist ganz Eastbourne, Einheimische wie Fremde, im Sonntagsstaate am Strande zu sehen. Die Damen stellen

wie überall das größte Kontingent, und die weißen Gestalten bilden mit dem Einschlag vom Schwarz der Herren eine sehr hübsche Staffage zu dem großartigen Bilde.

Nach dem ausgezeichneten Diner wird ein kleiner Ausflug unternommen. Das nächste Ziel ist Beachy Head. Die Damen fahren in den hübschen, einspännigen Lohnwagen, welche von livrierten, artigen Kutschern regiert werden, voran, wir marschieren die lange steile Straße das Meer entlang hinauf. In dem Maße, als wir die Tiefe verlassen, steigen zur Rechten die „Downs" in die Höhe und erweitert sich die See. Hunderte von Segel- und Ruderbooten wiegen sich auf der stillen Wasserfläche, die dem englischen Sonntage ihren Tribut zu zollen scheint, so zahm, so sanft ist das Meer. Jetzt übersehen wir die ganze Bucht, welche zwischen Eastbourne und Hastings sich erstreckt, jetzt sehen wir auch die Kette von kleinen Forts, die einst die Küste gegen eine französische Invasion schützen sollten, heute aber nur noch als Denkmäler einer längst vergangenen kriegerischen Epoche in der Geschichte Englands an große Ereignisse erinnern. Nun sind wir auf dem Plateau von Beachy Head angelangt. In solcher Großartigkeit sind die Kreidefelsen und Klippen an der Südküste nicht bald zu sehen. Steil wie eine Wand fällt das Vorgebirge zum Meere hinab, glänzend weiß strahlt die Kreide gegen den Meeresspiegel, nur von den grauen, vielgestaltigen Flintstücken unterbrochen. Von unten herauf ragen, zackig und tausendfach zerklüftet, die Riffe und Klippen — wehe dem Schiffe, das diesem ungastlichen Ufer zu nahe kommt! Wie ich mich vornüberbeuge, um in die Tiefe zu sehen, er-

innere ich mich der rührenden Scene in „König Lear", wie der blinde Gloucester, von seinem Sohne Edgar geführt, den vermeintlichen Sprung in die Tiefe thut.

Als wir den Heimweg antraten, sank die Sonne hinter die Berge, das Meer aber leuchtete in der Ferne wie von einem inneren Glanze, der lange der rasch hereinbrechenden Dunkelheit widerstand.

---

2. Deal.

Hoffentlich kommt die Ueberschrift „Südenglische Seebäder" keinem Einwohner von Deal zu Gesicht, denn der wäre über die Maßen gekränkt, seine Vaterstadt als eine südenglische bezeichnet zu sehen. Die Geographen nennen freilich alles Land südlich von der Themse Südengland, und für gewöhnliche Zwecke haben selbst die Bewohner von Deal nichts gegen eine solche Bezeichnung einzuwenden; aber sobald es sich um den Seebadstandpunkt handelt, ist das eine andre Sache. Deal sieht mitleidig auf die südenglischen Seebäder herab: Hastings mit seinen interessanten Höhlen und historischen Schlachtfeldern, das liebliche Eastbourne mit dem kühn ins Meer vorspringenden Felsen Beachy Head, das mächtige Brighton, das waldgekrönte Bournemouth, das prachtvolle Torquay, die Insel Wight mit ihrer tropischen Vegetation — sie alle verdanken in den Augen der Leute von Deal ihren Ruhm und die stets wachsende Zahl der Besucher der menschlichen Thorheit und Nachahmungssucht. Wenn die Londoner wüßten,

was ihnen not thut, so gingen sie alle nach Deal. Wie kann man Heilung für abgearbeitete Nerven in Seebädern suchen, die ihr Antlitz dem Süden zuwenden? Der Süden bedeutet bekanntlich die Erschlaffung, die Entkräftung, und dazu geht man doch nicht an die See!

Freilich verfallen einige unvernünftige hunderttausend Leute in das andre Extrem und gehen an die Küste von Suffolk und Norfolk, nach Lowestoft und Cromer, sogar noch weiter nach Norden hinauf; aber das sind eben überspannte Naturen, die verdientermaßen in die Charybdis geraten, während sie die Scylla vermeiden.

Abgeklärte, ruhige, denkende Menschen gehen nach Deal. Das liegt eigentlich im Süden, eine kurze Seefahrt von Hastings entfernt, aber es wird von östlichen Winden bestrichen — daher die nervenstärkende Heilkraft der Seebäder von Deal. Freilich ist es sehr merkwürdig, daß der Ort noch so wenig bekannt ist, so wenig, daß der weltkundige Beamte einer großen Wiener Speditionsfirma mit großem Unmute meinen Auftrag entgegennahm, einige Koffer nach dem südöstlichen Wunderseebad zu befördern; aber dieser seltsame Umstand ist wieder ein Vorzug von Deal. Während alle andern Städtchen und Dörfer an der Süd- und Ostküste schon jetzt, am Anfange der Badesaison, mit Gästen überfüllt sind, haben wir alle zehn, sage zehn Badekabinen so ziemlich zu jeder Tageszeit zur Verfügung, „Punch and Judy“, der englische Wurstel, darf sich allabendlich auf der „Parade“, dem Spazierwege am Meere, produzieren, ohne Verkehrsstörungen

zu verursachen, und die Pensionspreise sind erst um fünfzig Perzent in die Höhe gegangen.

In der That, man muß nicht gerade Hotelinhaber in Deal sein, um zu sehen, daß der kleine unansehnliche Ort eine Perle ist unter den vielen Seebädern die ganze Küste entlang. Deal hat alle Vorzüge eines Sommeraufenthaltes und — von dem bißchen englischer Militärmusik abgesehen — gar keine Schattenseiten. Wir liegen in der Mitte zwischen einem Zentrum des großen Weltverkehres rechts und einem der lautesten und ältesten Lieblingsbäder der Londoner links und werden doch in unsrer wohlthuenden Ruhe nicht gestört. Wir sehen die Felsen von Dover zu unsrer Rechten, die von Ramsgate zur Linken sich erheben, die Eisenbahn verbindet uns mit beiden Nachbarn, deren Dasein wir anerkennen, ohne sie weiter zu beachten. Unsre Tageszeitung, der „Deal Mercury" — wir haben zwei Zeitungen, aber die eine ist, man sagt es nicht gerne laut, etwas radikal gefärbt — meldet von allerhand Neuerungen, die sich unsre Nachbarstädte leisten; man spricht von ungeheuren Hotels mit den allerneuesten Einrichtungen; von elektrischem Licht, von Unterhaltungspalästen in großartigem Stile — wir lassen uns durch derlei Dinge nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Mögen die andern für Licht und Leben sorgen — wir haben unsre Luft, die uns die Ostwinde bescheren; das genügt.

Unsre Fenster gehen geradewegs auf das Meer hinaus und wir übersehen, während wir nach Tische auf der schmalen Veranda des drawing rooms den Kaffee trinken, die weite, sanft gekräuselte Fläche mit

ihrem ewigen Wechsel von Licht und Schatten; zu unsern Füßen liegen Männer in nüchternem Grau und Frauen in hellem Weiß auf dem Geröll, und zahllose Kinder in allen Größen und Farben hetzen sich mit den gutmütigen weißgekrönten Wellchen der wie zum Scherze anstürmenden und vor den Kinderhänden zurückweichenden Flut. Es liegt sich nicht weich auf unserm Geröll, und auch beim Baden ziehen verwöhnte Leute den Sand von Ramsgate oder Brighton vor; aber wir tauschen mit keinem Seebad der Welt, auch was die Natur unsrer Küste betrifft. Wer einmal auf dem Geröll von Deal die Zeit zwischen der tiefsten Ebbe und der höchsten Flut verträumt hat, der wird unsre Schwärmerei für das abfallende, fast steile Kieselufer im Gegensatze zu der flachen Sandküste verstehen. Man legt sich, wie man steht und geht, hart beim Wasser aufs Geröll; man muß nicht gerade zu diesem Zwecke den Salonrock anziehen, aber thut man's, so braucht man beim Aufstehen nicht einmal eine Bürste zu benützen. Die Steine sind abgerundet und geschliffen, als wären sie eben aus der Drechslerbank gekommen, und nicht ein Stäubchen ist an ihnen zu entdecken. Die Kinder tragen einige Schritte vom Wasserrande einen ansehnlichen Steinhaufen zusammen und setzen ihm einen weißen Kiesel als Krone aufs Haupt. Jetzt sieht man auf die Uhr: genau fünf Minuten auf Zehn.

Wie lange wird das Wasser brauchen, um den Steinhügel zu zerstören? Man gibt der Flut in Gedanken fünf Minuten und will sich in die mitgenommene Lektüre vertiefen. Wenn man eine Seite her-

untergelesen hat, merkt man, daß die Aufmerksamkeit nicht dem Buche gehört. Man sieht auf die Steine, dann auf die Uhr. Die fünf Minuten sind um — die Kinder tanzen immer noch furchtlos um den Tumulus wie um einen Altar herum. Die Kleinen kennen die Flut besser. Geben wir ihr weitere fünf Minuten. Man vertieft sich wieder in das Buch; da scheucht ein wildes Geschrei die Gedanken auseinander: eine Welle hat die tanzenden Kinder und den Steinhaufen erwischt. Aber beide sind ohne Schaden davongekommen; recht naß sind sie geworden, das ist alles. Wieder leckt eine Welle an dem Haufen und an den Strandschuhen der Kinder, und wieder weicht sie eine gute Strecke zurück. Lange bleibt sie aus, so lange, daß die Steine Zeit haben, in der frischen Brise zu trocknen. Schon kommen die Kinder abermals zum Tanze — da schäumt sie heran, hohl, mit gewölbtem Kamme: die Kleinen stieben auseinander, von dem Haufen ist nicht ein Stein auf dem andern geblieben. Jetzt ist es Zeit, ein neues Lager zu suchen, ein gut Stück höher hinauf. Die Kinder haben einen größeren Steinhaufen errichtet, und das Spiel geht von neuem los. Wenn man zum fünften- oder sechstenmal die Lage gewechselt hat, kann man mit einer gewissen Ruhe die Lektüre beginnen, denn dann hat man den höchsten Punkt des Strandabhanges erreicht, und da ist die Steile so groß, daß die Flut eine gute Weile braucht, um diese letzte Festung zu erklimmen.

Wird es nicht langweilig, tagtäglich dasselbe Schauspiel zu genießen? Wem die müßige Träumerei am Strande zu viel wird, der kann ruhig wieder in die

Stadt zurückkehren und die Arbeit aufs neue beginnen. Ich habe einen einzigen Versuch gemacht, etwas Abwechslung in die Einförmigkeit des Badens und Träumens zu bringen, bin aber mit aufrichtiger Reue auf die bewährte Praxis des alten Einerlei zurückgekommen. Vor drei Tagen verließ ich Deal früh am Morgen und ging über die Kreidefelsen, immer hart den Rand entlang, nach der reizenden St. Margaret's Bay, die sich wie ein Nest mitten unter grünen Gärten und Wiesen versteckt. Der Ausflug war ganz herrlich, der Schlaf auf der hohen, windgeküßten Heide überaus erquickend, die Gesellschaft der weißen und grauen Möwen mit ihrem Kindergeschrei sehr anregend, aber als ich mich am Abend niederlegte, sagte ich mit Titus: „Ich habe einen Tag verloren."

Die Tagesstunden vergehen, man weiß selbst nicht wie, nur die Abende fangen an, sich einigermaßen in die Länge zu ziehen. Wir haben unser drawing room, einen recht geschmackvoll möblierten, sehr gemütlichen Salon, und die Töchter des Hauses — natürlich hat unsre Wirtin Töchter zu Hause, die Söhne sind alle am Kap — plaudern sehr lieb und gescheit. Allein ich ziehe es immer vor, am Abend nach dem Diner einen Spaziergang durch das Städtchen zu machen. Deal ist sich in seiner Eigenart treu geblieben trotz der Fremden; die englische Kleinstadt verrät sich in jeder Gasse, in jedem einzelnen Geschäft. Die Rotjacken, deren wir hier eine stattliche Anzahl haben, beherrschen das Nachtleben — halb acht bis neun Uhr — von Deal. Damit nicht dieselbe falsche Vorstellung in einem Leser sich bilde, der ich zum Opfer fiel, sei

bemerkt, daß unsre allgegenwärtigen Rotjacken beileibe keine Soldaten sind — bewahre! — sondern „marines“, Schiffstruppen. Als ich am ersten Abende fragte, wo die vielen „soldiers“ herkämen, wurde ich von der jüngsten Tochter des Hauses mit freundschaftlicher Strenge korrigiert.

„Sagen Sie nicht Soldaten, bitte; wir haben hier keine Soldaten, nur ‚marines‘.“

Ueberall in England derselbe Unterschied zwischen Heer und Flotte, im drawing room, auf der Straße, im Schauspiel, im Roman, im Parlament. Der Soldat ist ein armer Teufel, ein Paria, ein Mietling, der seine Haut zu Markte trägt, weil er sonst keine Verwendung für sein Leben findet; der Seemann ist ein Patriot, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der Abgott des empfindsamen Geschlechtes.

Unsre „marines“ sind, wie man am Abend sehen kann, die Helden von Deal. Vor allen Thüren und Fenstern, in allen Schenkstuben, auf allen Bänken in den Squares lauter scharlachgekleidete „marines“ in angenehmer Begleitung.

Nur am Samstag abends wird die Flotte von der Lichtfülle der Krämerläden in den Schatten gestellt. Die gesamte Weiblichkeit von Deal scheint sich an diesem Abend in den Shops ein Stelldichein zu geben: ein solches Drängen zu den Geschäften habe ich nicht einmal in den Vorstädten von London gesehen. Freilich verstehen es die Krämer von Deal trotz ihrer Londoner Kollegen, die Kundschaft zu unterhalten. Die Druckforten in den Fenstern sind geradezu eine spannende Lektüre. Der Butterhändler begnügt sich nicht damit,

nach englischer Weise die Preise seiner Waren zu verkünden, sondern eine mächtige Tafel mit Transparent meldet:

Beste frische Butter . . .	1	Shilling
Beste dänische Butter . . .	11	Pence
Beste Meiereibutter . . .	11	„
Allerbeste Margarinbutter .	7	„
Beste Margarinbutter . .	6	„
Feinste Margarinbutter . .	5½	„
Feine Margarinbutter . .	5	„
Sehr gute Margarinbutter .	4½	„
Gute Margarinbutter . . .	4	„

Wer wird nicht neugierig, die Margarinbutter in sechs Steigerungsstufen kennen zu lernen?

Der Theehändler entfaltet beim Verkünden der Theesorten und ihrer Preise eine verschwenderische Fülle von asiatischen Namen, die den Leser mitten in die Romantik des Ganges und Bramaputra versetzen.

Eine echt englische Reklame, die niemals ihre Wirkung verfehlt, ist das Zauberwort „heimisch". Jede englische Hausfrau weiß, wo ihr Fleischlieferant seine Ware hernimmt: der Hammelbraten kommt aus Australien, der Schinken aus Kanada, die Konserven aus allen möglichen Gegenden der Neuen Welt. Wenn aber der Schlaumeier von einem Lieferanten „heimischen" Braten empfiehlt, dann ist der Patriotismus stärker als die Klugheit und Sparsamkeit; die Hausfrau läßt sich das beglückende Bewußtsein gerne einen Penny per Pfund kosten, der besten aller möglichen Nationen

anzugehören und im besten aller möglichen Länder zu leben.

Ist die Hausfrau zufällig die Inhaberin einer Pension, so läßt sie sich ihren Patriotismus von den fremden Gästen bezahlen.

---

3. Seeromantik.

Eine ungewöhnliche Flut . . .

Flüchtig wie ein winziger Schatten huscht das Urteil durch das im Halbschlaf süß hindämmernde Gehirn. Was hätte mich sonst in dem unbewußten und deshalb nur um so reicheren Genusse der goldenen Morgenstunde gestört? Traulich gedämpftes Licht herrscht im Zimmer; es muß also recht früh sein. Denn wenn sich sonst die Augen am Morgen öffnen, so sind Wände und Schränke überflutet von flüssigem Sonnengold, und regelmäßig meldet der Gong von unten herauf, daß es Zeit ist, aus dem Bette zu steigen. Das ist ein gesunder, richtiger Schlaf, wie ihn Gott sei Dank die See noch immer beschert: am Abend senkt es sich wie ein Gewicht auf die Lider und drückt einem mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt die Augen zu; im Laufe eines gut achtstündigen traumlosen Schlafes läßt das Gewicht immer mehr nach, bis es am Morgen gleich Null wird und den Lidern wieder die Rückkehr zu ihrer unermüdlichen Wächterthätigkeit gestattet. Nun empfinde ich immer deutlicher den Widerspruch zwischen dem Dämmerlichte im Zimmer

und dem Gefühle eines ausgeruhten, schlaffatten Auges. ... Was geht vor? Und jetzt weiß ich auch bestimmt, daß der ungewöhnlich laute Krach nicht vom Anprall der Flut herrühren konnte, denn der vollzieht sich nicht anders als an jedem Morgen: Kanonendonner und Kleingewehrfeuer in ununterbrochener Folge, dem Ansturm der Woge gegen das steile Ufer und ihrem Zurückweichen über den rollenden Kieseln entsprechend. Aber das allein hat mich nicht geweckt, ich erinnere mich deutlich an einen dreimaligen Knall, der nicht begleitet war von dem Geräusche des fallenden Gerölls.

Bum! bum! bum!

Bah! bah! baaah!

Ein Blick durchs Fenster erklärt alles. Ein dichter, milchweißer Nebel bedeckt die Kreidefelsen und das Meer; gespenstisch tönt das langgedehnte Signal des Nebelhorns in die Notschüsse hinein. Ein Schiff ist in Gefahr. Der Strand ist trotz der frühen Stunde mit Menschen bedeckt, die sich anstrengen, den Nebel zu durchdringen. Die Männer in den schwarzen Wolljacken und roten Kappen werden von allen Seiten um Auskunft bestürmt, die zögernd und karg dem Gehege ihrer Zähne abgerungen wird. Der böse Nebel mit seinem romantischen Gefolge von Notschüssen und Nebelhornsignalen bedeutet diesen Leuten einen verlorenen Tag; mit gekreuzten Armen stehen sie neben den kleinen schlanken Booten mit den stolzen Namen „Königin von Saba", „Stolz von Deal", „Freund aller Nationen". An sonnigen Tagen tanzen die zierlichen Nußschalen, mit Sommergästen beladen auf der

sanftgekräuselten Flut, für heute sind sie wohl dazu verurteilt, müßig auf dem Gerölle zu liegen. Daher die Einsilbigkeit der Männer, von denen ich immer wieder nur das eine Wort zu hören bekomme: „Die Goodwins!“

Beim Frühstück wird ausnahmsweise noch etwas anderes als das Geklapper von Tassen, Messern und Gabeln gehört; mein Gegenüber, eine Londoner Dame in zartem Weiß, deren winziger Mund bei einer einzigen Mahlzeit mehr Flüssiges und Festes zu sich nimmt, als ein gewöhnlicher Kontinentalmensch bei dreien benötigt, hütet sich sonst wohl, die kostbaren Werkzeuge der unteren Gesichtspartie zu etwas anderem als zum Aufnehmen und Mahlen zu benützen. Heute verschwendet sie ein wahrnehmbares Teilchen einer Minute, um an die arg in Anspruch genommene Hausfrau die Frage zu stellen, was die ungewöhnliche Aufregung am Frühstückstische bedeute.

„Ein Schiff ist im Nebel auf die Goodwins geraten, und beide Rettungsschiffe, sowohl das von Deal, als auch das von Walmer, rudern eben zu der Sandbank hinaus.“

Die berüchtigten Goodwin Sands werden so oft in englischen Reisewerken und Dichtungen erwähnt, daß sie mit der Zeit in dem eifrigen Leser englischen Schrifttums gerade so den Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft erwecken, wie die Romane Walter Scotts jährlich das Hochland zum Ziele zahlloser Touristen machen, wie der Rhein weit mehr den poetischen Legenden seiner Ufer als landschaftlichen Reizen seinen Weltruhm verdankt. „Die Goodwins, denk' ich,

nennen sie die Stelle: eine sehr gefährliche Sandbank, wo die Gerippe von manchem stattlichen Schiff begraben liegen" (Kaufmann von Venedig). Daß Deal den Goodwins gegenüber liegt, erfährt man bei einem noch so kurzen Aufenthalte in dieser Stadt unbedingt, denn vielleicht an keinem Punkte der englischen Küste sieht man auf einem so beschränkten Raume eine solche Menge von Segel- und Dampfschiffen im Laufe eines einzigen Tages; meldet der mit der Spitze nach unten aufgehängte Kegel Sturm, so ist unsre Bucht mit Schiffen geradezu besät, trotzdem der Hafen von Dover zur Rechten kaum eine halbe Stunde entfernt ist. Dieser lebhafte Verkehr in der Bucht von Deal wird eben durch die Sandbank bedingt, die sich etwa zwei deutsche Meilen von unsrer Küste entfernt wie ein langgestrecktes Ungetüm hingelagert hat und den Schiffern den Weg verlegt; was von Norden kommt und die Straße von Calais passieren muß, das weicht dem bösen Feinde rechts oder links aus — gewöhnlich rechts, wo Deal mit seinem schützenden Naturhafen sich gastfreundlich erhebt. In dunkeln Nächten erscheint manchmal mitten im Mastenwald der Segler eine schwimmende, in tausend Lichtern flammende Stadt; wie wir schärfer hinsehen, beginnen wir den mächtigen Rumpf eines Afrika- oder Indienfahrers zu unterscheiden, dem das weiße elektrische Licht aus tausend Augen strahlt. An klaren Tagen, da wir mit freiem Auge nicht nur die weißen Felsen von Calais, sondern Türme und Bauerngehöfte auf dem französischen Festlande unterscheiden, an solchen sonnigen Tagen sehen wir ungefähr auf halbem Wege zwischen der englischen

und französischen Küste brandende Wogen mitten in einer spiegelglatten See — das ist die Brandung an der Sandbank, die sich zur Zeit der Ebbe sichtbar und verführerisch aus den Wassern erhebt, zur Zeit der Flut aber spurlos vor den Augen der Schiffer versinkt. Drei große Schiffe sind vor dem Ungeheuer verankert — eines bewacht den Kopf, eines den Schwanz, eines ist vor der Mitte des langen Leibes postiert. In der Nacht warnen die Lichter dieser Schiffe vor der verderbenbringenden Bank; gerät aber ein Fahrzeug im Nebel auf den Sand, der im Wirbel Kiel und Bord gefräßig umschlingt, so meldet Kanonendonner die Gefahr, und die Rettungsboote von Deal und Walmer eilen zur Rettung herbei.

Eine vortrefflich ausgeführte Photographie geht während des Frühstücks von Hand zu Hand: drei wetterharte Gestalten seemännisch grüßend an Bord des Rettungsbootes von Deal. Unser Wirt, der alle Seeleute von Dover bis Ramsgate mit ihren Vornamen anredet, weiß die Geschichte eines jeden der drei Helden bis ins kleinste Detail zu erzählen, war bei vielen Heldenstücken selber dabei und ist nur recht unglücklich darüber, daß er seit dem letzten Sturme im März seinen Gästen immer noch von nur 607 Geretteten erzählen muß — es wirft das ein schiefes Licht auf seine bewunderten Lieblinge Bill, Tommy und Jim. Mit welchem Stolze sieht er in den bösen Nebel hinaus! Heute werden seine Gäste sehen, mit eigenen Augen sehen, was Deal für die englische Schiffahrt, für die englische Nation, eigentlich für die ganze Welt bedeutet! Wenn es gut geht — das heißt,

wenn es schlecht geht —, wird er endlich die fatale Zahl 607 los und kann mindestens von 620 Geretteten erzählen.

Und es scheint schlecht zu gehen. In aller Frühe sind die Rettungsschiffe ausgefahren; jetzt ist das Lunch auf dem Tische und sie sind noch nicht zurück. Unser Wirt strahlt.

„Etwas Ungewöhnliches muß passiert sein," sagt er. „In der Regel hat so ein Nebel nicht viel zu bedeuten, besonders wenn das Schiff bei niedrigem Wasserstande mit dem Sande in Berührung kommt, denn da merkt man den Unfall sogleich und hat leicht die Möglichkeit, das Fahrzeug wieder in sein natürliches Element zu bringen. Unsre Rettungsschiffe machen in solchen Fällen jedes Schiff wieder flott, und zwar in wenigen Stunden. Schlimm ist es nur, wenn ein Fahrzeug so weit auf den Sand gerät, daß es ringsum von den Goodwins eingeschlossen ist — dann bleibt wohl nichts übrig, als Schiff und Fracht aufzugeben und an die Rettung der Mannschaft zu denken. Und da kann man sich ruhig auf unsre Leute verlassen."

„Ist nicht das Rettungsboot selbst in Gefahr, während es dem gestrandeten Schiffe beisteht?" fragte eine junge Dame, die das Bild von den drei kühnen Seeleuten beim Frühstück zuletzt in der Hand gehabt und nicht wieder hergegeben hatte.

„Und ob!" antwortet unser Wirt. „So ein Seemann auf einem Rettungsschiff trägt sein Leben immer auf der flachen Hand."

„Glauben Sie, daß die drei Männer, welche schon

so viele Menschenleben gerettet haben, heute in Gefahr sind?"

„Es scheint nicht mit rechten Dingen zuzugehen," sagt der Wirt kopfschüttelnd. Er zieht die Uhr aus der Tasche; sein Kopfschütteln wird immer energischer, sein Gesicht drückt unendliche Wichtigkeit und Trauer aus. „Jetzt sind sie über sieben Stunden draußen. Ich gebe das Schiff verloren; fragt sich nur, ob es unsern Leuten gelingt, die Mannschaft zu retten."

„Da! Da!"

Alles springt auf und eilt zu dem großen, breiten Fenster, das geradeswegs auf das Meer hinaussieht; nur mein Gegenüber in Weiß steckt ein Stück Lammsbraten zierlich und bedächtig in den kleinen Mund. Der Nebel hat sich einigermaßen gehoben, und ein winziges Fahrzeug mit weißen ausgespannten Flügeln schaukelt in beträchtlicher Entfernung auf der Flut.

„Das ist unser Rettungsboot!" ruft der Wirt aufgeregt. „Ada, schnell mein Marineglas her!" Die Tochter holt ihm sein Fernrohr und er blickt lange andächtig hinaus.

„Nun? sind alle drei am Leben?"

Die junge Dame stößt die Frage atemlos hervor.

„Ich sehe nicht deutlich genug; ich will ihnen entgegenfahren."

Das Lunch wird im Stich gelassen, und wir eilen auf den Strand. Der Wirt stößt in der „Königin von Saba" ab, wir andern eilen dem Landungsplatz des Rettungsbootes zu. Ganz Deal ist auf den Beinen, alles bewegt sich in derselben Richtung wie wir. Dank unserm Vorsprung langen wir früher an und haben

einen guten Platz hart neben der Flut. Allerlei Gerüchte und Meinungen schwirren durch die Luft.

„Ich sehe eine Anzahl Leichen auf dem Grunde des Bootes."

„Wo ist Jim?"

„Wo ist Jim?" wiederholen ein Dutzend mit Ferngläsern bewaffnete Gäste. Jim ist unter den drei Helden der jüngste und offenbar der Liebling der Stadt.

„Ich sehe sie alle drei, aber sonst keinen Menschen."

„Vielleicht ist das Schiff mit Mann und Maus zu Grunde gegangen."

Das Boot hat sich inzwischen dem Ufer genähert; außer den drei Helden sind nur noch sechs Ruderer an Bord. Kein Geretteter, keine Leiche zu sehen! Unser Wirt hält sich ihnen tapfer zur Seite und führt mit den Helden ein aufgeregtes Gespräch. Als das Boot knirschend die Kiesel berührt, ertönt ein donnerndes Hurra! Aber die Helden machen dazu ein kurioses Gesicht. Unser Wirt steigt sehr übellaunig ans Land. Mit Mühe bringen wir die kurze Auskunft aus ihm heraus.

„Eine französische Brigg ist auf den Sand gefahren."

„Ist sie gerettet?"

„Ja."

„Die Mannschaft, alles?"

„Alles!"

„Warum hat das so viele Stunden gedauert?"

„Sie haben die ganze Zeit gestritten, denn der Franzos' hat sich nicht helfen lassen und nicht zahlen wollen."

„Zahlen? Ja, wem denn?“

„Je nun, Bill, Tommy und Jim.“

Die junge Dame, welche die Photographie eingesteckt hat, sieht aus, als hielte sie mit Mühe die Thränen zurück.

„Werden sie denn für ihre Tapferkeit bezahlt?“

Unser Wirt sieht sie sehr unwirsch an.

„Meine teure Miß Archer, Bill, Tommy und Jim müssen Geld verdienen und die Tapferkeit ist ihr Geschäft.“

Ein Inder über Indien.

Mein Gewährsmann bekleidet keinerlei offizielle Stellung; trotzdem oder vielleicht gerade deswegen verdienen seine Aeußerungen über Indien besonderen Glauben. Uebrigens könnte man einem Inder in irgend einer verantwortlichen Stellung nicht einmal auf der Folter seine wirkliche Meinung über Indien und indische Verhältnisse abpressen. Was ich hier mitteilen will, habe ich nicht in einem feierlichen einmaligen Interview, sondern in wiederholter zwangloser Unterhaltung gehört. Wir kommen im Hause eines gemeinsamen englischen Freundes zusammen, fanden, daß wir einander mancherlei zu sagen hatten und sind im Laufe der Zeit gute Freunde geworden. Namentlich die Nachricht von neuerlichen Unruhen und Aufständen an der Grenze zwischen Indien und Afghanistan, die Gerüchte von Gärungen und kriegerischer Stimmung in einzelnen indischen Provinzen waren die unmittelbare Veranlassung zu einem sehr anregenden Gespräche über das Verhältnis der indischen Eingeborenen zu den englischen Herren, über den Wert der britischen Verwaltung und die Zukunft Indiens überhaupt.

„Die englischen Blätter," sagte ich, „bringen die widersprechendsten Erklärungen für die jüngste Empörung in Indien; die einen sagen, die englischen Verwaltungsbeamten hätten die religiösen Gefühle der fanatischen Mohammedaner in rücksichtsloser Weise verletzt, und sie geben dabei zu verstehen, es handle sich um eine Wiederholung jener berüchtigten Taktlosigkeit von 1856, welche den mohammedanischen Soldaten zumutete, mit Schweinefett geölte Patronen aufzubeißen, ein Verlangen, welches anerkanntermaßen die Greuel von Poona und Cawnpore herbeigeführt hat. Andre sehen in den neuesten Ereignissen nichts weiter, als die kleinlichen und bedeutungslosen Manöver der unterworfenen Fürsten, die sich noch immer nicht mit der englischen Herrschaft, das heißt dem Verluste ihrer unbeschränkten Freiheit, zu versöhnen, zu morden und zu brandschatzen, ausgesöhnt hätten. Und wieder andre wollen im Waffengeklirr des indischen Aufstandes auch den Klang des rollenden Rubels vernehmen. Ist es nicht seltsam, daß die Vertreter der öffentlichen Meinung in England sich bezüglich der indischen Verhältnisse in solchem Dunkel befinden?"

„Ueber die Unklarheit in der Beurteilung indischer Verhältnisse wundere ich mich längst nicht mehr," sagte der Inder. „Im Gegenteil, ich bin immer überrascht, wenn ich in dem Leitartikel eines Londoner Blattes auf wirkliche Kenntnis Indiens und auf einiges Verständnis der Sachlage stoße. In dem Stimmengewirre über die letzten Vorgänge in Indien höre ich ein seltenes Gemisch von Wahrheit und Lüge, von Unsinn und Verstand, von Rechtssinn und blinder Leidenschaft,

daß ich jede Hoffnung aufgegeben habe, mich mit einem Londoner jemals über meine Heimat verständigen zu können."

„Ich bin kein Londoner. Darf ich wissen, wie Sie sich den neuesten Aufstand in Indien erklären?"

„Nach der Art, wie Sie Ihre Frage faßten, könnten Sie ein Londoner sein. Sie sprechen von dem neuesten Aufstand — es gibt keinen neuesten Aufstand. Indien ist stets in einem Zustande der Empörung. Ich habe es Ihnen ja öfter gesagt: die Inder, sie seien Kaufleute oder Priester, Beamte oder Soldaten, Kinder oder Greise, sind im Herzen alle Rebellen. Die Botmäßigkeit gegenüber dem englischen Herrn ist die Ausnahme, die Empörung die Regel. Sie hören immer, daß Indien seit 1857 sich des schönsten Friedens erfreut. Daher wird Ihnen meine Behauptung paradox klingen, aber sie ist darum nicht weniger wahr: wir sind jetzt so wenig gut englisch gesinnt, als wir es vor vierzig Jahren waren, wir werden es niemals sein."

„Die indische Bevölkerung hat aber, wie es scheint, ihre Gefühle vortrefflich in ihrer Gewalt."

„Das klingt wie Ironie," sagte der Inder, „wie ein Vorwurf der Feigheit; aber wir sind nicht feig. Sie müssen zwischen Indern und Indern unterscheiden. Das gemeine Volk, das die Vergangenheit nicht kennt und die Zukunft nicht sieht, ist jeden Augenblick bereit, die Greuel von 1856 zu wiederholen. Ein ganz klein wenig Agitation — und ganz Indien steht von einem Ende bis ans andre in Flammen, und die englische Herrschaft wird weggefegt wie die Spreu im

Winde. Die Priester warten ungeduldig und mit verhaltenem Grimme auf den geeigneten Augenblick, um das Werk der Agitation zu beginnen."

„Und was hält sie zurück?"

„Wir. Wir, die wir englische Schulen besucht haben, die wir England und Europa kennen, die wir die Geschichte und den Geist unsers Volkes studiert haben. Wir halten den Priestern die Hände gebunden, wir thun alles, um die Volksmasse bei ihrer Botmäßigkeit gegen die Engländer zu erhalten. Das ist eine schwere Aufgabe, und wir sind ihr begreiflicherweise nicht jederzeit und nicht überallvoll kommen gewachsen. Die Priester sind allenthalben; Inder mit europäischer Bildung aber sind namentlich in den östlichen und nordwestlichen Teilen des ungeheuren Reiches in sehr spärlicher Anzahl vorhanden. Deswegen ist es niemals still, gibt es niemals Friede in meiner Heimat. Nur bekommt ihr in Europa von den kleinen Aufständen an den Grenzen, von den größeren im Innern des Reiches nur selten zu hören; Aufstände gibt es immer, nur muß einer einen Umfang annehmen, wie der jetzige im Swatthale, bevor die englische Presse sich entschließt, ihn zur Kenntnis ihrer Leser zu bringen."

„Sind Sie geneigt, dem gegenwärtigen Aufstande irgend welche Bedeutung beizumessen?"

„Durchaus nicht. Es handelt sich hier weder um eine weitverzweigte Verschwörung, noch um eine wohl vorbereitete Aktion; der mohammedanische Fanatismus hat in einem bestimmten Gebiete den Sieg über den Einfluß der denkenden Bevölkerung davongetragen — das ist alles. Es ist ja nicht unmöglich, daß eine

benachbarte Provinz durch das schlimme Beispiel verführt wird, es ist nicht unmöglich, daß der panmohammedanische Gedanke noch an einigen andern Punkten des Reiches sich in blutigen Zusammenstößen Luft machen wird; eine allgemeine Empörung gegen die englische Herrschaft, eine ernstliche Verwickelung an den Grenzen halte ich für ausgeschlossen."

„Wie aber beschwichtigt ihr — die gebildeten Inder — das ungeduldige Volk?"

„Wir haben einen schweren Stand. Für gewöhnlich halten wir dem Volke unsre eigene Ohnmacht vor Augen und zeigen ihm die Stärke der englischen Eroberer; aber diese Notlüge will nicht immer verfangen. Dann weisen wir auf den Segen der englischen Verwaltung hin."

„Auch eine Notlüge?"

„Nicht ganz. Uns ist es gleichgültig, ob die von den Engländern angelegten Straßen ihren kriegerischen Absichten dienen sollen (wie es in Wirklichkeit der Fall ist) oder dem Wohle des indischen Volkes (wie sie vorgeben); die Dämme, Gräben und Brunnen, welche der englische Pflanzer auf seinem Gute herstellt, sind natürlich dazu da, um die Rente des Gutsbesitzers zu erhöhen, nicht um indischen Boden für die Kultur zu gewinnen — genug, sie sind da. Seit Jahrzehnten versuchen wir, das indische Volk für die Zukunft zu erziehen — bis jetzt mit sehr geringem Erfolge. Aber was bedeuten einige Jahrzehnte in der Geschichte unsres Volkes? Der indische Bauer, der Priester, der Stadtarbeiter, sie sind weit davon entfernt, unsre großen Ziele zu ahnen, aber wir verlieren darum unsre Ziele

nicht aus den Augen. Indien für die Inder! das ist unser politisches Programm."

„Ein kühner Traum!"

„An dessen Verwirklichung selbst Engländer nicht zweifeln, die Indien mit offenen Augen gesehen haben. Die Natur ist auf unsrer Seite. ‚Die Sterne in ihren Bahnen' kämpfen gegen die Europäer in Indien: die Kinder der englischen Ansiedler gehen in der indischen Sonne zu Grunde; am Ganges und am Indus gibt es keine europäische Familie im dritten Geschlecht."

„Eine traurige Aussicht für die englischen Eroberer."

„Die kundigen Engländer sehen die Zukunft, wissen aber zugleich, daß Jahrhunderte verstreichen werden, bevor das Erziehungswerk am indischen Volke so weit gediehen sein wird, um die englische Bevormundung überflüssig zu machen. Die Engländer sind unsre Erzieher. Das indische Volk hat sein Schicksal reichlich verdient; wir waren krank bis ins innerste Mark, wir werden geheilt durch Eisen und Feuer. Für die nächsten Geschlechter gibt es nichts andres als die englische Herrschaft. Wollten die Engländer heute freiwillig unser Land verlassen, wir müßten sie auf den Knieen bitten, zu bleiben, denn Indien ohne die Engländer bedeutet Rußland oder das Chaos."

Schulschluß in England.

Am 28. Juli erhielt ich vom Direktor des „Londoner Universitätsgymnasiums“ die Einladung, dem feierlichen Schulschlusse, der am 30. desselben Monats stattfindet, beizuwohnen. Die berühmte Schule befindet sich im Gebäude der „Londoner Universität“ und hat sozusagen die Aufgabe, der Alma Mater jedes Jahr so und so viele neue Söhne zuzuführen, daher der etwas befremdende Name. Schlag drei Uhr war ich zur Stelle und wurde am Haupteingange von einem livrierten Diener in Empfang genommen und in den großen, amphitheaterartig gebauten Festsaal geführt, der zum größten Teile schon gefüllt war. Aber unaufhörlich strömten die Gäste zu, selten einzeln, meist in Scharen und Familien; erst die in dunkler Seide daherrauschende, mit schweren Armbändern und reichen Ohrringen geschmückte Mama, dann in tadelloser Salontoilette der würdig dreinschauende Familienvater, hierauf eine Schar weißgekleideter, mehr oder weniger hübscher Mädchen mit langem, frei auf den Rücken fallendem goldblondem oder blauschwarzem Haar; die Gruppe wird

von einem hübschen Burschen umschwärmt, den man an seinem Schulfrack und breiten schneeweißen Kragen sofort als einen Gymnasiasten erkennt. Die schönen Jungen in ihrer kleidsamen Tracht sind die Helden des Tages und werden dementsprechend von Eltern, Geschwistern und Bekannten mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, wofür sie ihrerseits mit putziger Wichtigthuerei die Honneurs machen. In wenigen Minuten ist der weite Saal vollständig gefüllt; das Summen und Singen der tausend und abertausend Stimmen wird immer leiser und leiser. Erwartungsvoll sind alle Blicke auf den Eingang gerichtet.

Jetzt ertönt ein Glockenzeichen — der Vorhang wird zu beiden Seiten zurückgeschlagen, und in langer Reihe treten feierlichen Schrittes, einer hinter dem andern, wie in geistlicher Prozession, die Lehrer ein: der Direktor an der Spitze, dann die Lehrer in wohlabgewogener Aufeinanderfolge nach Alter und Würde geordnet, alle in langem Talare und schwarzem Barett. Der Direktor blieb vor dem Pulte auf dem Katheder stehen, die andern Lehrer setzten sich zu beiden Seiten des grüngedeckten Tisches, der über und über mit prachtvoll gebundenen Büchern, meist in Folio und Quart, bedeckt war. Er hielt eine sehr schöne und erbauliche Rede, aber ich fürchte, daß der Beifall, der sich dröhnend am Schlusse erhob, mehr eben dem Schlusse als der Rede selbst galt. Denn alles wartete doch nur auf das große Ereignis des Tages, die Verteilung der Preise. Als der Direktor das Katheder verließ und auf den reichbeladenen Tisch zuschritt, war es totenstill im Saale; er berührte einen der Folianten

und blickte suchend auf den vielen Bänken des Amphitheaters umher. Aller Augen folgten der Richtung seines Blickes, der endlich auf einem bleichen, schwarzäugigen, schlanken Studenten haften blieb.

„Rhodochanachi!“ rief der Direktor. Der blasse Jüngling fuhr von seinem Sitze empor und während er, die Stufen hinuntersteigend, auf den Direktor zuging, umbrauste ihn der Jubel aller seiner Mitschüler und legte sich erst, als der Glückliche unten angelangt war und mit zitternden Händen seinen Preis in Empfang nahm. Der Direktor beglückwünschte ihn mit wenigen Worten, aus denen wir erfuhren, daß Rhodochanachi der Sohn eines griechischen Kaufmannes sei — er war der beste Schüler des obersten Jahrganges, und der Preis galt „dem besten Aufsatze in griechischer Sprache“. Der junge Grieche ging, abermals unter Beifall und Jauchzen, auf seinen Platz, und nun legte der Direktor seine Hand auf einen Quartband — augenblicklich trat tiefste Stille ein.

„Burnand!“

Ein blonder Riese machte sich aus der Mitte seiner goldhaarigen Schwestern los und eilte mit mächtigen Schritten auf das Ziel zu. Wieder klatschten tausend Hände Beifall — aber das war der zweite Preis in Griechisch, demgemäß war der Enthusiasmus um ein Erkleckliches schwächer; Smith, der den dritten Preis erhielt, mußte sich mit dem Beifall seiner Klasse und dem seiner allerdings zahlreichen Verwandten begnügen. Das Griechische war abgethan; es trat eine ganz kleine Pause ein.

Der zweite Gegenstand war Latein. Für diese Sprache sind die Bewerber um Preise am zahlreichsten, die Wahl unter den Kandidaten daher am schwersten und die Spannung am größten. Alles blickte in atemloser Erwartung auf den Schulmonarchen, als er den Folianten berührte.

„Rhodochanachi!"

Ein Augenblick sprachloser Ueberraschung — dann ging ein Beifallssturm los, daß buchstäblich die hohen Fenster zitterten und der Direktor eine gute Weile nicht zu Worte kommen konnte. Und Rhodochanachi blieb der Held des Tages. Auch in Englisch und Mathematik erhielt der Ausländer die von Engländern gestifteten Preise, nur in Chemie kam er mit einem andern Schüler in die engere Wahl, weil sich der Lehrkörper weder für den einen noch für den andern entscheiden konnte, und da erklärte er, zu Gunsten seines Mitbewerbers auf den Preis zu verzichten.

Aber nicht nur Genie und Fleiß wurden mit Preisen bedacht. Neben dem grüngedeckten Tische stand ein vollständiges Cricketspiel, auf das mehr als ein Augenpaar in Bewunderung und Sehnsucht gerichtet war. Alle Gegenstände waren erschöpft, die Bücher waren vom Tische verschwunden, alles rückte mit der das Ende einer Aufführung verkündenden Ungeduld auf den Sitzen umher — wer wird das prachtvolle Cricket bekommen?

„John Dale!" Unter Händeklatschen und Bravorufen, denen man mehr Gutmütigkeit als Bewunderung anhörte, erhebt sich ein starkknochiger Bursche,

das vor Verlegenheit glühende Gesicht ist hartnäckig zu Boden gesenkt. Erst unten, im Angesicht des Direktors, schlägt er die Augen auf — große, blaue Kinderaugen, in denen zwei Thränen schwimmen: rasch senkt der Glückliche den Blick, sonst geht das Naß über, und die Erhabenheit des Augenblicks schlägt in das Gegenteil um. Jetzt erklärt der Direktor, warum John Dale, dessen Gesicht keine besondere Intelligenz verrät, und der auch in der That ein ganz mittelmäßiger Schüler ist, einer besonderen Auszeichnung teilhaftig geworden ist. Dale war Ganginspektor im abgelaufenen Schuljahr gewesen und hatte als solcher nicht nur musterhafte Zucht und Ordnung zu halten gewußt, sondern sein Beispiel hatte in der ganzen Schule das moralische Niveau dermaßen gehoben, daß kein nennenswertes Vergehen gegen die Disziplin und demgemäß keine Strafe vorgekommen war. In englischen Schulen ist es nämlich Brauch, daß in den Pausen nicht wie bei uns die Lehrer, sondern bestimmte Schüler die Aufsicht in den Gängen und im Hofe besorgen. In der Regel nun haben die Schüler vorkommende Keilereien und andre Schulverbrechen dem Klassenlehrer zu melden, der dann Strafen verhängt. Unter dem Regime John Dale aber fand keine einzige Anzeige statt! Der gesamte Lehrkörper faßte dieses unerhörte Ergebnis als einen Beweis dafür auf, daß die „Selbstachtung“ der Schüler sich gehoben, daß ein Geist der Männlichkeit und Reife sich in den oberen Klassen des Gymnasiums festgesetzt hatte. Self-respect ist eine der Haupttugenden, die der Engländer vom Manne verlangt, und

dieser Tugend, deren Personifikation John Dale war, galt der Preis.

Die Verteilung der Preise war zu Ende, die Lehrer erhoben sich von den Sitzen, das Publikum folgte ihrem Beispiele. Da trat ein Schüler vor und beantragte ein dreifaches Hoch auf den Direktor (three cheers for the head-master). Der Antrag wurde natürlich mit Applaus angenommen und der Saal ertönte von Hip, hip, Hurra! Hip, hip, Hurra! Hip, hip, Hurrah!

Nach dieser letzten Kraftanstrengung, an der die Schuljungen wie nicht minder die alten Herren und zarten Dämchen teilnahmen, war die Einladung zur Jause im höchsten Grade willkommen. Alles strömte dem Refektorium zu, wo hinter einem langen Tische mehrere Jungfrauen im kanonischen Alter und ganz ungefährlichen Antlitzes Thee, Kaffee und Schokolade schänkten; riesige Scheiterhaufen von Kuchen- und Butterbrotschnitten wurden gierig geplündert und ebenso flink und bereitwillig wieder gehäuft. In wirrem Durcheinander standen, drängten, stießen, schlangen sich die Jausenden durcheinander — die Lehrer und Preisgekrönten waren die festen Punkte, um die sich in fortwährendem Wechseln und Wogen die Menge drehte. Nachdem die Hekatomben von Kuchen und Brot etwa zum zehntenmal geplündert und ergänzt worden waren, ertönte ein Glockenzeichen — ich wurde vom Strome in den Turnsaal gerissen. Unsre deutschen Turner sind zweifellos in allen Dingen den englischen überlegen, und die immerhin schönen Leistungen der Londoner Gymnasiasten hätten mich da-

her gelangweilt, wenn nicht der englische Humor auch in der Schule seine alten und doch ewig neuen Possen gespielt hätte. In der langen Reihe der großen, muskelstarken Burschen, die alle Uebungen mit spielender Leichtigkeit bewältigten, befand sich nämlich als letzter ein Knirps aus einer der untersten Klassen, der mit einer affenartigen Geschicklichkeit den Humor eines gescheiten Zirkusclowns verband. Das Kerlchen unterhielt die ganze Gesellschaft aufs prächtigste: gelang es ihm, die Kunststücke der Erwachsenen nachzuahmen, dann strahlte er vor Vergnügen und versetzte uns mit in die beste Stimmung; gelang es ihm nicht, so schnitt er so urkomische Grimassen, daß die würdigsten Väter und Mütter in das allgemeine Gelächter mit einstimmen mußten.

Nach dieser Schlußfeier verstand ich, warum unsre Studenten sich so ungern der Schule erinnern, die englischen dagegen immer mit Vergnügen auf ihre Gymnasialjahre zurückkommen. Wir haben das Kunststück zuwege gebracht, alle Poesie, alle Heiterkeit aus der Mittelschule zu verbannen. Von der Aufnahmsprüfung in die erste Klasse bis zur Reifeprüfung am Schlusse der Studien wird das Martyrium immer schrecklicher und schrecklicher, bis es in dem hochnotpeinlichen Verfahren des Abiturientenexamens seinen Höhepunkt erreicht. Kaum daß die erst in jüngster Zeit eingeführten Jugendspiele einiges Licht in das dunkle Bild bringen.

Die englische Mittelschule bemüht sich im Gegenteile, die Oede des Unterrichts durch Oasen, wie zum Beispiel Schlußfeier und Cricketmatch zu unter-

brechen, und damit die Erinnerung an die Schulzeit in keiner Weise verkümmert werde, überläßt sie die Reifeprüfung wohlweislich der Universität. Das Letzte in der Mittelschulcarriere des englischen Studenten ist eine erhebende und unterhaltende Schlußfeier: Ende gut, alles gut.

Im zweiten Geschlecht.

(Aus dem Leben der Deutschen in London.)

Frau Susanne Bremer war kaum ein Jahr verheiratet, als der Krieg von 1866 ausbrach und ihren Mann, einen braven Tischler, in die Uniform zwang. Johann Bremer wußte ebensowenig, wie alle andern Frankfurter, wieso er dazu kam, seine junge Frau im kritischsten Zustande zu verlassen, um das Blut unschuldiger Landsleute zu vergießen; aber er stellte keine Fragen, die ihm ohnehin niemand beantwortet hätte, und war im Begriffe, ins Feld zu rücken. Da trat ihm ein Hindernis in den Weg, an das er im Traume nicht gedacht hatte. Seine Frau erklärte dem verblüfften Manne, sie lasse ihn nicht ziehen: entweder er trotze der staatlichen Autorität und bleibe zu Hause, oder sie seien auf ewig geschieden! Es war kein Scherz und auch kein Anfall von Hysterie, sondern der eisenfeste Wille einer sehr tüchtigen, ungewöhnlich begabten Frau, und sie setzte thatsächlich, trotz Standrecht und allen andern Kriegsschrecken ihren Willen durch. Der Tischler floh über den Rhein und kam glücklich in

London an; dort sollte er warten, bis seine Frau im stande sein würde, ihm nachzukommen, um sich mit ihm zu Verwandten nach Amerika, dem damaligen Paradiese aller deutschen Auswanderer, zu begeben. Aber Frau Bremer wartete die Niederkunft nicht ab, sondern schlug allen Chikanen und Drohungen der Behörden ein Schnippchen, indem sie trotz ihres bedenklichen Zustandes ihrem Manne nacheilte und eines schönen Tages in London erschien. An die Weiterfahrt nach Amerika war natürlich vorderhand nicht zu denken; aber warum sollte man mittlerweile nicht in England versuchen, was man in Amerika mit Sicherheit zu finden hoffte? Frau Susanne Bremer drängte ihren Mann, sich nach Arbeit umzusehen; sie selbst verstand es, obgleich sie kein Wort englisch sprach, den guten Willen mitleidiger Nachbarn auszunützen, und sie fand sich mit merkwürdiger Raschheit in die neuen Verhältnisse. Die gesuchte Arbeit stellte sich ein, der Lohn war zur angenehmen Ueberraschung des Ehepaares ein ungleich besserer, als je in Frankfurt, und die Arbeitszeit überdies eine geringere; endlich kam auch ein gesunder Knabe zur Welt — das Paradies war vollkommen, es konnte unmöglich ein schöneres in Amerika geben. So blieben denn die Leutchen in London. Auf den Erstgebornen folgte ein rosiges Mägdelein und dann wieder ein Knabe, und mit jedem neuen Kinde schien neuer Segen in den Haushalt zu kommen; der Wohlstand des gesuchten Tischlermeisters mehrte sich von Tag zu Tag.

Das große Jahr 1870 warf die ersten Schatten

auf das sonst lichtvolle Bild der glücklichen Familie. Der Krieg regte den Rheinländer und Soldatensohn im tiefsten Gemüte auf. Der gutmütige, brave Gatte, der nach einem stillen Uebereinkommen in allen Dingen seiner überlegenen Frau folgte, sah sich auf einmal gezwungen, seiner Susanne zu widersprechen und — was um so viel schlimmer war — gar mancherlei vor ihr zu verheimlichen. Mrs. Bremer zeigte nämlich für die Vorgänge in der Heimat nicht das allergeringste Interesse, die Nachricht vom Kriege machte auf sie nur insoferne einigen Eindruck, als sie Gott dafür dankte, daß ihr Mann fern vom Schusse sei; dem furchtbaren eisernen Würfelspiele, das am Rheine vor sich ging und dessen Verlauf man in der ganzen Welt mit Herzklopfen verfolgte, stand sie ganz teilnahmslos gegenüber. Bremer war außer sich über diesen Mangel aller Vaterlandsliebe, er konnte nicht begreifen, wie seine Frau kalt blieb, während er von glühender Ungeduld verzehrt, von Gewissensbissen gepeinigt wurde. Wie gerne hätte er alles stehen und liegen lassen mögen, um seinen Brüdern an den geliebten Rhein zu folgen, um einen noch so kleinen Teil des Ruhmes zu erwerben, den das deutsche Heer in solcher Fülle auf den lothringischen und elsässischen Schlachtfeldern gewann! Aber er hütete sich wohl, seiner Sehnsucht, seinem brennenden Heimweh auch nur den leisesten Ausdruck zu geben, denn Mrs. Bremer war geradezu unzurechnungsfähig im Punkte Kampf und Krieg — sie verbot ihm einfach, ihr vom Kriege zu sprechen. Wenn er zu Hause eine Zeitung las, war sie im stande, vierundzwanzig Stunden in unerträg-

licher Weise zu schmollen; einer Abordnung deutscher Patrioten, die in England Beiträge für die Verwundeten sammelte, wies sie, allerdings in Abwesenheit ihres Mannes, schnöde die Thür. Um diese Zeit fielen die ersten bitteren Worte zwischen den sonst so glücklichen Gatten; die Frau weinte heiße Thränen über den gewissenlosen Mann, der „um fremder Leute“ willen seine Familie vergesse und das Geschäft vernachlässige, den es vielleicht gar reue, den Rat seiner Frau befolgt und in England sein Glück gefunden zu haben u. s. w. Der weichherzige Mann bat sie um Verzeihung und sprach nicht mehr vom Kriege — zu seiner Frau. Dafür saß er halbe Tage im neugegründeten Klub und verfolgte mit gleichgesinnten und gleichgestimmten Landsleuten klopfenden Herzens den Siegeslauf der deutschen Armee, und beim glänzenden Feste, das der Klub nach der Krönung von Versailles feierte, war Bremer einer der feurigsten Redner und eifrigsten Trinker, so daß dem patriotischen Siegesrausch am Tage darauf unter den harten Augen der Frau Bremer ein sehr unerfreuliches Erwachen folgte.

Mit dem Frankfurter Frieden trat auch in unsrer Familie ein Waffenstillstand ein — auf einen ehrlichen, dauernden, „ewigen“ Frieden waren die Aussichten ein- für allemal verschwunden. Bremer hatte mit Entsetzen erkannt, daß seiner Frau nicht nur jedes Gefühl für ihre alte Heimat abging, sondern daß sie in dieser Welt nur zwei Dinge interessierten: ihre engste Familie und — Geld. Wenn sie in die Lage kam, zwischen dem einen oder dem andern zu entscheiden, war es zum

Schrecken des armen Bremer das Geld, für das sich Susanne entschied. So oft ein Kind krank wurde, geriet der ängstliche Mann in die größte Aufregung; Mrs. Bremer dagegen versuchte es erst mit dem Universalheilmittel aller englischen Frauen aus dem Volke, einem Leinsamenumschlag, und erst wenn dieses und andre Hausmittel nicht halfen, gab sie mit Widerstreben dem Drängen des Mannes nach und holte einen billigen Arzt.

Als die Kinder anfingen, die Schule zu besuchen, wurde der häusliche Krieg wieder permanent. Die Kleinen hatten das Englische vortrefflich erlernt, trotzdem die Eltern zu Hause immer ihr Frankfurter Deutsch übten und nun, da sie fast den ganzen Tag über englisch sprachen, mochten sie nichts mehr von den deutschen Kehllauten wissen. Bremer versuchte erst durch Güte, dann mit Gewalt der Muttersprache ihre alten Rechte zu wahren, und es wäre ihm ohne Zweifel gelungen, wenn sich seine Frau nicht auf die Seite der Kinder gestellt hätte. Sie konnte es absolut nicht begreifen, warum ihr Mann in so schrecklichen Zorn geriet, als sie sich für das Englische als das „entschieden Praktischere" entschied.

„Was sollen denn die Kinder in England mit dem Deutschen anfangen?" Das war ihr erstes und letztes Argument, und von der Zeit an wurde von ihrer und der Kinder Seite kein deutsches Wort mehr gesprochen. Mrs. Bremer (sie hatte ihren Namen rasch englisiert und ließ sich Mrs. Briema nennen) sprach das Englische merkwürdig korrekt, und sie that sich auf diesen Vorzug, um derentwillen sie ihre Nachbarinnen nicht

wenig lobten, sehr viel zugute; ihr Mann dagegen konnte die englischen th nicht in seine Gewalt bekommen, und er antwortete thatsächlich wie jener deutsche Hausierer der englischen Schulanekdote auf die Frage, wie alt er sei, „I am dirty, and my wife is dirty too“ (thirty heißt dreißig, dirty aber — schmutzig), und die „Nation der Denker“ (nation of thinkers), das schöne Kompliment Bulwers, verwandelte er in eine „Nation von Kesselflickern“ (a nation of tinkers). Die Kleinen konnten nichts dafür, daß ihnen die Aussprache ihres Vaters komisch vorkam, aber der arme Bremer konnte noch weniger dafür, daß er einst dem Erstgeborenen wegen seines unverschämten Lachens eine allzu große Tracht Prügel verabreichte und die zum Schutze ihres Lieblings herbeigeeilte Frau so unsanft zur Seite schob, daß sie sich beinahe die Rippen gebrochen hätte.

Sein eigenes Haus wurde Bremer unerträglich; je englischer es dort zuging, desto häufiger blieb er am Abend aus, desto länger saß er im deutschen Klub oder im deutschen Restaurant. Da der Sprachenstreit beigelegt war, fiel die äußere Veranlassung zu lautem Hader zwar fort, und es schien auch ganz ruhig und friedlich im Hause herzugehen, aber es war ein fauler Friede, und als die Kinder fast im Alter waren, um die Schule zu verlassen, brach der Krieg heftiger aus als je zuvor. Bremers Mutter schrieb, sie sei schwer krank, und sie möchte ihren Einzigen noch einmal sehen. Der gute Sohn brach in kindliche Thränen aus, als er die Nachricht erhielt, und in nervöser Hast begann er seine Koffer zu packen, um mit dem nächsten Boote zu seinem Mütterchen zu eilen. Ach! Die Eile sollte

ihm gar nichts nützen. Als er von seiner Frau, welche selbstverständlich die Kasse verwaltete, das Reisegeld verlangte, erklärte sie kurz und bündig, sie habe für Lustreisen kein Geld zur Verfügung! Bremer wütete, drohte, bettelte, weinte — alles umsonst. Er schämte sich, von Nachbarn zu borgen, denn dadurch hätte er sein häusliches Elend verraten, und dann konnte er es auch gar nicht fassen, daß ihm die Frau ernstlich das Geld verweigern könnte. So vergingen vierundzwanzig Stunden qualvollen Haders; als Bremer endlich das Vergebliche seines Wartens einsah und sich zu dem schweren Schritte entschloß, von seinem Arbeitgeber ein paar Pfund Vorschuß zu verlangen, da war die Reise bereits unnötig geworden — ein Telegramm meldete den Tod der Mutter, deren letztes Stammeln Worte der Sehnsucht nach dem einzigen Sohne gewesen waren. Susanne Bremer war nichts weniger als furchtsam, aber dem Gemisch von Jammer und Wut, das nun aus ihrem sonst so sanften Manne hervorbrach, konnte auch sie nicht standhalten. In wilder Eile verließ sie mit den Kindern das Haus. Es war der erste Montag nach dem 1. August, also einer der vier Londoner Bankfeiertage, an denen das Herz der Handelswelt, die City, still steht, an dem die arbeitenden Klassen mit Mann und Maus, mit Kind und Kegel nur einen Wunsch haben, den, sich recht lärmend und ausgiebig zu amüsieren. Frau Bremer schloß sich dem Schwarme an, der die wellenförmig im Norden von London sich hinstreckende Heide aufsuchte, und während ihr Mann im tiefsten Jammer allein mit seinem Elende rang, tollten seine Kinder in ausgelassener Fröhlichkeit mit

den wildesten Burschen um die Wette. Spät in der Nacht kehrten sie mit ihrer Mutter nach Hause zurück. Bremer war nicht da. Namenlose Angst packte die harte Frau; in unsäglicher Qual verbrachte sie die kurze, ihr endlose Nacht. Am Morgen flog sie in das große Möbelgeschäft, in dem ihr Mann beschäftigt war — da saß er, allein in der Werkstätte, die wie immer nach einem Bankfeiertage öde und leer war. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie ihn erblickte, so furchtbar verändert, so gespensterhaft sah er aus. Entschlossen warf sie alle Scheu und Scham von sich und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Mit einer Gebärde der Abwehr wich er vor ihr zurück; aber Susanne Bremer war immer siegreich, im Bösen wie im Guten — nach wenigen Minuten führte sie ihren Mann nach Hause und brachte ihn ins Bett, das er nicht wieder verließ. — —

Seitdem sind fünfzehn Jahre vergangen. Die Witwe Bremer hat ein „eigen Haus", das sie als boarding-house eingerichtet hat. Ihr Erstgeborener ist verheiratet und hat einen Knaben, der schon die Schule besucht. Die beiden andern Kinder der Frau Bremer wohnen zwar im Hause der Mutter, aber sie verdienen sich selbst ihr Brot und bezahlen für Kost und Quartier so gut, wie alle andern Bewohner der Pension, denn die grauhaarige Frau mit dem gerunzelten Gesichte ist in Geldsachen härter und unerbittlicher als je, und sie führt in ihrem Hause ein eisernes Regiment. Aber sie ist doch eine andre geworden. Nach dem Tode ihres Mannes fing sie auf einmal an, mit den Kindern deutsch zu sprechen und die deutsche Kirche zu besuchen; als sie erfuhr,

daß ihr Mann eine deutsche Zeitung abonniert und heimlich in der Werkstätte gelesen hatte, setzte sie das Abonnement fort; sogar die Beiträge für den deutschen Hilfsverein wurden regelmäßig weiter bezahlt.

Für die Kinder kam diese Veränderung zu spät. Sie gingen folgerichtig den Weg, den ihnen die Mutter gezeigt hatte und den ihnen der Vorteil empfahl. Immer weiter wurde die Kluft zwischen der Witwe und ihren Kindern, bis auch nicht ein Funke von Sympathie, von Gemeinsamkeit des Gefühls übrig blieb. Robert, der Aelteste, sieht seine Mutter kaum einmal im Jahre, Franz (er selbst nennt sich natürlich Frank) und Tilly (ihr Liebhaber, ein Cockney vom Scheitel bis zur Zehe, heißt sie Maud) wohnen bei der Mutter, weil es am billigsten und bequemsten ist; ein Versuch, auch dieses letzte Band zu zerreißen, hatte sie in allerlei finanzielles Ungemach gestürzt, so daß sie bald reumütig in die alte Herberge zurückkehrten.

Heute ist wieder einmal der Todestag des armen Bremer. Seine Witwe sitzt seit vielen Stunden in einem kleinen Zimmer, in welchem sich nur ein lebensgroßes Bild ihres Mannes und eine Anzahl von Reliquien befinden, kunstvoll gearbeitete Tischchen, Kästchen und dergleichen, Meisterstücke Bremers, die er seiner Frau zum Geburtstage zu schenken pflegte. In aller Frühe hat sie einen Kranz auf das Grab ihres Mannes niedergelegt und seitdem weder Speise noch Trank berührt, kaum daß sie dem einzigen Dienstboten die nötigsten Befehle für den Haushalt erteilt. Das Haus ist übrigens leer — Robert, Frank und Maud sind in fröhlicher Gesellschaft auf der Heide im Norden von London.

Im schottischen Hochland.

Hölle, Fegfeuer und Paradies in einer einzigen Woche! Am Montag vormittags die glühende Hitze des Londoner Pflasters in diesem ungewöhnlich trockenen Sommer; Regen und Stürme, die in der Heimat so greulich hausten, sind uns hier als Begriffe beinahe aus dem Gedächtnisse geschwunden. Die Straßen der City, wo ich meine Anweisung gegen blanke Goldstücke eintauschte, waren mit ihrem betäubenden Hasten und Lärmen einem ferienbedürftigen Gemüte qualvoller als je; nie habe ich das Naturwidrige, Unerträgliche, das Folternde des Stadtlebens, welches einige Millionen menschlicher Wesen zwingt, sich auf der beschränkten Fläche der Londoner City Luft, Licht und Ellenbogenraum streitig zu machen, so schmerzlich empfunden, wie in der tropischen Hitze dieses merkwürdigen Sommers. Es war ein Aufatmen der Befreiung, als ich im Zuge der Nordwestbahn dieser Hölle entrann.

Das war am Montag. Am Dienstag sehnte ich mich von ganzem Herzen nach der City von London zurück. Im Vergleiche mit Ost-Glasgow ist der Osten von London eine vornehme, schöne, angenehme Stadt.

So viel menschliches Elend, so viel Entartung, so viel schamloses Laster habe ich in der Welt nicht wieder gesehen! Als ich in der Abenddämmerung zum erstenmal auf die Straße kam, war ich nicht wenig erstaunt, Frauen und Kinder in schwarzen Strümpfen umhergehen zu sehen; am andern Morgen wurde mir das Rätsel gelöst: was ich für schwarze Strümpfe gehalten hatte, war die natürliche und billige Bekleidung, mit welcher der Schmutz des Glasgower Pflasters die nackten Füße der armen Frauen und Kinder versieht. Das ist nicht einmal im äußersten Osten von London zu sehen. Dieser vielversprechenden ersten Wahrnehmung reihen sich passend die andern an. Betrunkene Weiber mit flammenden, aufgedunsenen Gesichtern bekommt man hie und da auch anderswo zu Gesichte — aber nicht in solch gräßlicher Menge, nicht auf dem schönsten Platze der Stadt, nicht um zehn Uhr vormittags! Der Square vor dem Rathause — die Glasgower nennen das herrliche Gebäude nach alter Ueberlieferung bescheiden „Die Stadtkammern" (City Chambers) — ist mit den Statuen großer Schotten reich geschmückt, das Riesenstandbild Walter Scotts im Vordergrunde gibt dem schönen Platze geradezu einige Aehnlichkeit mit Trafalgar Square, und das stattliche Postamt, welches fast die ganze Vorderseite einnimmt, hebt die monumentale Bedeutung des Vierecks; St. George's Square ist, wie man auf den ersten Blick sieht, die Zierde der Stadt. Und was für Publikum trieb sich hier schon am Morgen herum, was für Weiber hielten die Bänke besetzt! Eine Fahrt durch die Stadt zeigte mir, daß diese Verkommenheit nicht

auf einzelne Straßen und Plätze beschränkt ist; man kommt aus dem Jammer überhaupt nicht heraus.

Es ist dies eine ganz greuliche Empfindung, die ein mehrtägiger Aufenthalt in solcher Umgebung in einem zurückläßt. Gegen den Schmutz, der sich auf Gesicht und Hände legt, hilft ein warmes Bad im Hotel; aber wie wird man den Ekel los, der die Seele erfüllt?

Das schottische Hochland hat diese schwierige Reinigung zuwege gebracht. Die Luft des Loch Lomond — das Paradies nach Hölle und Fegfeuer! Der See ist nur wenige Stunden von Glasgow entfernt, aber mir ist, als läge eine Welt von Raum und Zeit zwischen der Stadt am Clyde und den wunderbaren Ufern dieses Sees. Am blauen Himmel ziehen träumerisch silberne Wölkchen hin. Möwen mit blitzendem Gefieder jagen einander in übermütigem Spiele durch die Luft, die blauen Wellen der durchsichtigen Gewässer plätschern gegen die sanft ansteigenden grünen Ufer des nicht allzuhohen Gebirges, und von dem blanken Schiffe sehen die strahlenden Augen der Ausflügler mit frommem Entzücken in die blaue, grüne, funkelnde Herrlichkeit hinaus. Ich war als verwöhnter Oesterreicher entschlossen, das schottische Mittelgebirge und die schottischen Seen mit Ueberlegenheit zu betrachten, ich war durch den Aufenthalt in Glasgow so verstimmt, daß ich mir förmlich vorgenommen hatte, an dem vielgerühmten schottischen Hochland gar nichts zu finden; beim Loch Lomond wollte ich an den Traunsee, beim Loch Katerine an den Hallstättersee denken, und was den einzigen nennenswerten Berg der ganzen Gegend betrifft, den Ben Nevis, was will der Zwerg mit seinen

4400 Fuß gegen den Dachstein, gegen den Großglockner bedeuten? Und nun ist es ganz anders gekommen! Ich bin von dem Stückchen Mittelgebirge mit seinen paar blauen Seen entzückt, ich genieße die Landschaft so ganz und voll wie nur irgend einer der Londoner und Glasgower Schreibknechte, die einen kurzen Urlaub benützen, um wenigstens für einige Tage die Hitze des Bureaus und die Häßlichkeit der Stadt in der erfrischenden Schönheit des Ben Lomond zu vergessen. Ich frage mich wiederholt, worin der Reiz dieser bescheidenen Hügel liegt, ich sage es mir immer von neuem, daß die grünen Abhänge doch gar nichts Großartiges an sich haben. Und doch blicke ich von meinem Ruhepunkte mit immer neuer Wonne zu den stumpfen Gipfeln der Umgebung empor und lausche gespannt auf jeden Tierlaut, auf das Rauschen eines Wässerleins, das die tiefe Stille dieses einsamen, weltverlassenen Winkels unterbräche. Für dämonische Naturen, für Menschenfeinde, Himmelsstürmer, für einen Faust oder Manfred ist das schottische Hochland keine anziehende Landschaft; aber wer gewohnt ist, seine Kraft menschlichen und möglichen Dingen zu widmen und seine Freude daran finden kann, am Herzen einer freundlichen, milden und doch ungewöhnlichen Natur von den Wirrsalen allzu enger Verhältnisse zu genesen, für den ist diese in Licht und Farbe getauchte Einsamkeit ein Paradies.

Wir hatten schon in Balloch Pier eine recht bunte, anregende Gesellschaft auf dem Schiffe; später gaben wir mancherlei Leute ab, aber dafür kamen viele neue Passagiere dazu.

Schon nach kurzer Fahrt hatten sich die Ausflügler zu Gruppen zusammengefunden. Da war vor allem die auffallende Gesellschaft mit Fischreusen auf dem Rücken, die Angelruten in der Hand. Diese leidenschaftlichen Angler stiegen schon in Luß aus; der Ort wird um diese Zeit von den Freunden des Fischsports überflutet. Eine zweite Gruppe bildeten die Reisenden aus Amerika, hauptsächlich Damen zwischen zwanzig und siebzig. Die Landschaft hatte für diese Gesellschaft keinerlei Reiz; dafür waren ihnen die durch die Romantik Walter Scotts berühmt gewordenen Höhlen auf den zahlreichen Inseln und Inselchen eine Quelle immer neuen Entzückens. Die kleinen Bändchen mit Goldschnitt, welche ein unternehmender Junge auf dem Schiffe feilbot, fanden reißenden Absatz; „Die Dame vom See" wurde von den Herren bevorzugt, die Amerikanerinnen kauften „Rob Roy", an dessen Räuberhöhle wir gerade vorbeikamen, und flüsterten mit inniger Andacht Erinnerungen aus Scott. Die Größe des in Wolken gehüllten Ben Lomond machte auf die Damen gar keinen Eindruck; dagegen griffen sie zu ihren Operngläsern und studierten jede Weide, so oft wir an einem strauchbewachsenen Inselchen vorbeikamen, dessen irgendwo bei Scott Erwähnung geschieht.

Dieselbe Erfahrung habe ich überall, namentlich aber in England und Schottland gemacht: die tote Natur wird für die große Mehrheit der Menschen erst dann sehenswert, wenn die Augen eines großen Mannes bewundernd auf ihr geruht haben; eine Gegend wird erst dann reizvoll, wenn sich die Erinnerung an große Ereignisse mit ihr verknüpft; die höchste Schönheit und

Weihe aber verleiht einer Landschaft doch nur das dichterische Wort. Ich glaube, Scott hat dem Loch Lomond erst alle die Reize gegeben, die jetzt jeder Reisende an seinen Ufern entdeckt, so wie der Loreleifelsen erst durch Heines Gedicht seinen Zauber erhielt.

Ein einsamer Spatz mitten unter den Gruppen der Reisegesellschaft war ein selbstbewußt aussehender Herr, dem man den überlegenen Londoner auf hundert Schritte ansah. Uebermut und Rücksichtslosigkeit sprachen aus jeder Bewegung, jedem Wort. Er redete die hübscheste unsrer Reisegefährtinnen ohne Umstände an, als sei er sich dessen vollkommen bewußt, welche Herablassung diese Leutseligkeit sei; er bestellte sein zweites Frühstück beim Steward mit einem Blicke, der deutlich sagte: Sie wissen hoffentlich einen Gentleman aus London von diesem schottischen und amerikanischen Reisepöbel zu unterscheiden. Von Zeit zu Zeit geruhte er, das Opernglas auf die eine oder andre Spitze zu richten, ließ es aber bald wieder mit trüber Resignation sinken und sah uns der Reihe nach mit bedauerndem Lächeln an. Wenn er einen in seiner frechen Weise ansprach, mußte man seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht sehr unhöflich zu werden. Nachdem wir den Loch Lomond der Länge nach durchmessen hatten, waren wir alle von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der überlegene Herr ganz und gar nicht dazu beitrug, die Annehmlichkeiten der Reise zu erhöhen.

In Inversnaid legte das Schiff an und alles eilte zu den bereitstehenden Wagen, um einen möglichst guten Sitz zu erhaschen. Ueberflüssige Eile! Das Hotel von Inversnaid ist mit Fuhrwerken und prächtigen Pferden

reichlich versehen; es kommt keiner der Reisenden zu kurz. Die Bänke des ersten Wagens waren im Nu besetzt. Der Londoner hatte richtig den Platz neben dem Kutscher erwischt, von dem allerdings noch nichts zu sehen war. Ein Pfiff im Innern des Hotels und da tauchte er auf: eine Hünengestalt in rotem Rock und grauem Cylinder, mit langem roten Bart, mächtiger gerader Nase, die scharfen blauen Augen prüfend auf die Insassen des Wagens gerichtet. So sieht ein Hochländer aus! Die Amerikanerinnen hielten den Atem an, dann warfen sie einander entzückte Blicke zu. Der Kutscher schwang sich auf den Bock, ergriff die Zügel und „Kl! Kl!" — die vier Pferde zogen an, daß es eine Pracht war, und es ging die steile, schmale Straße zwischen Loch Lomond und Loch Katerine hinauf. Rechts schäumte in beträchtlicher Tiefe ein Wildbach und stürzte über die mächtigen Granitblöcke in perlenden Kaskaden hinweg, links verhüllten Eichen und Buchen mit üppigem grünen Laube die Landschaft, über uns zogen immer noch weiße Wolken am blauen Himmel hin.

Es war ganz still unter den Reisenden; nur die schneidende Stimme des Londoners wurde bis in die letzte Bank gehört.

„Well, wie geht's, Donald?"

Ich war empört über diese Frechheit. Der Durchschnittsengländer sieht in dem schottischen Kelten immer noch ein Wesen untergeordneter Art, und jeder Hochländer heißt für den ungebildeten Angelsachsen Donald, wie man bei uns jeden Slaven aus Böhmen und Mähren Wenzel benennt. Wir sahen alle nach dem

Kutscher hin. Wie wird er sich benehmen? Wird er in sklavischer Erwartung eines Trinkgeldes den Schimpf einstecken, oder wird er dem anmaßenden Südländer eins mit der Peitsche versetzen? Er wandte langsam den massiven Kopf nach dem Sprecher um.

„Wie geht's, Johnnie?"

Der Engländer wurde purpurrot, als sollte er einen Schlaganfall bekommen.

„Ich heiße Thomas Smith!" zischte er, als er seine Stimme wiederfand.

„Und ich heiße James Mac Coll!" erwiderte ruhig der Hochländer. „Kl! Kl!"

Der Londoner sah starr und steif auf die schmale Straße hinaus und wandte den Kopf weder rechts noch links, bis wir nach Stronachlacher am Loch Katerine kamen. Die Reisenden lachten still in sich hinein. Als wir in Stronachlacher den Weg zum Schiff hinuntereilten, das uns nach Trossachs bringen sollte, war Thomas Smith im Begriffe, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen. Die hübsche Amerikanerin lächelte ihn kokett an und fragte ihn, ob er nicht auch auf das Schiff wollte.

„Ach, dummes Zeug," brummte er, „ein Ben und ein Loch, ein Loch und ein Ben — das ist zu monoton."

Der Kutscher im roten Frack und grauen Cylinder konnte sehr zufrieden sein mit dem Trinkgeld, das er von der Reisegesellschaft — mit Ausschluß des Mr. Thomas Smith — erhielt.

Auf dem Loch Katerine, dessen Umgebung entschieden großartiger ist, als die des Loch Lomond, wurde es kühler und kühler; schwarze Wölkchen erschienen am

östlichen Horizonte, und lange Schatten flogen über die sonnigen Halden hin. Wie ein feuchter Atem wehte es uns entgegen.

„Es scheint, daß uns ein Witterungswechsel bevorsteht," sagte eine Amerikanerin.

„Ja," antwortete der Steward, der uns die Coupons für die Strecke Stronachlacher-Trossachs abnahm, „wir nähern uns den Trossachs."

Die geheimnisvolle Erklärung wurde mit ehrfurchtsvollem Schweigen aufgenommen, aber der Sinn der Antwort ging mir erst später auf. Jetzt weiß ich aus eigener Erfahrung, warum es immer kühler wurde auf dem See, je mehr wir uns dem Südosten des Loch näherten, und warum sich die Spitzen der Berge ganz in Nebel hüllten, als wir The Trossachs erreichten. „The Trossachs" — man muß das ch von einem Hochländer hören, um zu wissen, was ein schottischer Kehllaut bedeutet! — erfüllen im Hochlande dieselbe Bestimmung, welche die unergründliche Vorsehung in den Alpenländern dem Salzburgischen zugewiesen hat. In den Trossachs regnet's jeglichen Tag. Und trotzdem sind die Zimmer des Hotels den ganzen Sommer hindurch besetzt und Wochen vorher für neue Ankömmlinge bestellt. Es ist ein ganz herrliches Stück Erde, auf dem sich die Türme und Zinnen des burgartigen Hotels erheben. Vor mir dehnen sich die blauen Wasser des Loch Achrae, an dessen Rändern lange Ketten von Tauchern und Wildenten allerlei Schwimmerkünste üben; von rechts her schimmert der Loch Katerine, und der Ben Venne streckt sein grünes Haupt in die Nebel und Wolken hinein; links schaut der Ben Ledi

herüber, und mitten zwischen den Bergen und Seen rauschen die klaren Forellenbäche in den tiefen Glens, schreitet das Hochwild durch den Wald, und raschelt das wilde Kaninchen im Farn- und Heidekraut. Freilich, diese Herrlichkeit wird gewöhnlich wie durch einen Schleier gesehen; aber wenn die Wolken reißen und die Sonne die Regentropfen in Millionen funkelnder Edelsteine verwandelt, dann geht ein Leuchten über die Landschaft, entzückend und unwiderstehlich wie das Lächeln im Antlitz einer schönen, aber herben, zurückhaltenden Frau.

Eine Musterstadt.

Ich bitte die Stadtväter von Glasgow um Verzeihung. Was ich an Elend und Laster sah, war scheußlich; aber was der Gemeinderat thut, um Elend und Laster zu bekämpfen, hat mich mit der Stadt am Clyde einigermaßen versöhnt.

Wenn der ehrgeizige, unternehmende Bürgermeister einer aufstrebenden Provinzstadt das Zeug in sich fühlt, einen Rekord in der kommunalen Verwaltung zu schaffen, thut er Geld in seinen Beutel und begibt sich auf eine Studienreise nach Wien und Berlin; wenn es um die Finanzen der von ihm regierten Gemeinde sehr gut bestellt ist, dehnt er seine Forschungen womöglich auf Paris aus, wenn er die Seereise nicht zu scheuen braucht, nimmt er sogar auch noch London mit. Das ist entschieden Verschwendung an Zeit und Geld, denn alle diese Weltstädte sind in ihren Einrichtungen weit überholt: Glasgow in Schottland muß von nun an das Mekka der strebsamen Bürgermeister und Gemeinderäte werden, denn Glasgow steht, was Städteleben und Städteverwaltung betrifft, an der Spitze der Zivilisation.

Glasgow hat jetzt eine Einwohnerzahl von über drei Viertel Millionen, erhält ein kommunales Beamten- und Dienstpersonal, das sich auf etwa Zehntausend beläuft, hat über eine jährliche Einnahme von fünfundzwanzig Millionen Gulden zu verfügen und einen Besitz zu verwalten, der einen Wert von hundertzwanzig Millionen repräsentiert, dazu erfreut sich die Stadt einer schwebenden Schuld von etwas mehr als achtzig Millionen — welch eine Riesenschüssel! um die berühmt gewordene Metapher eines Wiener kommunalen Würdenträgers zu gebrauchen. Was muß es da für ergötzliche Gladiatorenkämpfe geben zwischen der herrschenden Mehrheit und der niedergetretenen Opposition, welche Schauspiele genießt da während der Gemeinderatssitzungen eine teilnahmsvoll dankbare Galerie!

Der Glasgower Gemeinderat Mr. Simon, der die Güte hatte, mich dem Bürgermeisteramte zu empfehlen, lachte über meine kriegerische Phantasie.

„Was Ihnen nicht einfällt! Majorität, Opposition, Kämpfe, Schauspiele für die Galerie — wie kommen Sie zu so komischen Vorstellungen von dem Gemeinderate einer großen Stadt?“

Ich machte den Herrn darauf aufmerksam, daß solche Dinge nicht unerhört sind in der Geschichte der Städteverwaltungen, daß sogar die unmittelbare Gegenwart meiner Heimat ein oder das andre Beispiel liefern könnte —

„Ja,“ unterbrach mich der Schotte ungeduldig, „das mag in irgend einem weltentlegenen, vorweltlichen Neste vorkommen; aber welche größere Stadt würde auch nur einen Tag ruhig zusehen, wie ihr

Gemeinderat sich in wahnwitzigem Kampfe zerfleischt, während tausend Aufgaben der Erledigung harren?"

„Hat nicht jede politische Körperschaft ihre Kämpfe, ihre Parteien?"

„Aber, mein lieber Herr, wir sind ja gar keine politische Körperschaft! Was hat die Verwaltung eines großen Gemeindewesens mit Politik und politischen Parteien zu thun? Wir Glasgower Gemeinderäte sind alle Geschäftsleute und Fabrikanten, und wir fassen unsre Aufgabe wie eine geschäftliche Sache auf. Unsre Gemeinde ist in einem gewissen Sinne eine Aktiengesellschaft; wir, die Vertrauensmänner, sind der Verwaltungsrat und haben dafür zu sorgen, daß auf jeden Aktieninhaber eine möglichst große Dividende entfalle, das heißt mit andern Worten: wir bemühen uns, den Steuerzahlern so viele kommunale Wohlthaten als möglich zu erweisen."

Ob die Auffassung der Gemeinde als einer Aktiengesellschaft theoretisch gerechtfertigt ist, kann ich nicht entscheiden; aber daß Glasgow praktisch den besten Verwaltungsrat der Welt hat, das ist aus der beispiellos großen kommunalen Dividende zu ersehen, welche die Glasgower alljährlich in Gestalt von musterhaften gemeinnützigen Einrichtungen erhalten.

Glasgow ist eine der größten Industriestädte der Welt, und die brennendste Frage war natürlich die, den Hunderttausenden von Arbeitern eine halbwegs menschenwürdige Existenz möglich zu machen. Eine Gemeinde, und wäre sie die reichste der Welt, kann es nicht unternehmen, auf eigene Faust und auf kleinem Gebiete die soziale Frage zu lösen; sie kann keine

Handelskrisen verhüten und Löhne bestimmen. Aber wie vieles von seiten einer wohlwollenden und zielbewußten Gemeindevertretung geschehen kann, um die sozialen Gegensätze zu mildern, das hat die Stadtverwaltung von Glasgow gezeigt.

Wie in London, Paris und so mancher andern Weltstadt, war auch in Glasgow das Elend mit seinem Gefolge von Laster und Verbrechen in den ältesten Vierteln verblieben; die neuen Geschlechter verlangten nach Licht und Luft, und da diese in den engen, alten Stadtteilen nicht zu finden sind, folgte die Wohlhabenheit dem Zuge nach der Peripherie, und so entstanden Villen und Paläste am Saume der Stadt, während man das Herz der Verwahrlosung überließ. Dieser Teil von Glasgow war eine Brutstätte von Verbrechen und Krankheiten aller Art, ein „Elend" mitten unter Reichtum und Glanz, ein Pestherd für die ganze Umgebung, geradeso wie in London die scheußliche Gegend zwischen dem Strand und der zweiten großen Verkehrsader Oxfordstreet-Holborn in ihrem unentwirrbaren Knäuel von Gassen und Gäßchen den Abschaum der Erde verbirgt. Vor etwa dreißig Jahren faßte der Gemeinderat den Beschluß, diese Schmach und Gefahr ein für allemal zu entfernen, und die Wirkung ist heute zu sehen. Die alten Hütten werden erbarmungslos niedergerissen, das Material, soweit es notwendig schien, rücksichtslos vernichtet. Aber der alten Bewohner wird dabei nicht vergessen. Die Stadt errichtet Nachtquartiere, die Reinlichkeit und sogar einen gewissen Grad von Behaglichkeit bieten, und das für einen geringeren Preis als die der gemeinsten Ausbeutung gewidmeten Privat-

häuser, die doss houses und slums. Für drei Pence ein menschliches, anständiges Nachtlager — das war unerhört in der Altstadt von Glasgow, und dabei macht die Stadt noch ein Geschäft: die Nachtquartiere tragen regelmäßig fünf Perzent. In den allerletzten Jahren ist der Gemeinderat auch der Konkurrent der Hausherren geworden, aber merkwürdigerweise, ohne daß der Hausherrenverein — wenn ein solcher vorhanden ist — dagegen protestiert. Sobald ein altes sanitätswidriges Gebäude abgelöst und entfernt worden ist, errichtet die Stadt ein neues mit Gasbeleuchtung, Bädern und sonstigem Komfort; in kurzer Zeit ist sie auf diese Weise die Eigentümerin von 1000 Häusern geworden, und nicht weniger als 6000 Leute zahlen ihren Mietzins der Stadt. Die Wohnungen sind immer vergriffen.

Der Gemeinderat von Glasgow verstößt in seinem menschenfreundlichen Eifer sogar gegen die britische Scheu vor Einmischung und Bevormundung. Er weiß, daß mit der Errichtung jener billigen und modernen Wohnungen nicht alles gethan ist, denn die Menschen, welche die abscheuliche Altstadt bevölkerten, sind in der neuen Stadt keine andern geworden. Deshalb wurden drakonische Verordnungen gegen Ueberfüllung und Unreinlichkeit durchgesetzt, und die Stadtväter lassen es sich nicht nehmen, bezüglich Einhaltung ihrer sanitären Maßregeln die strengste Kontrolle zu üben. Diese Aufsicht, eine sehr schwere Aufgabe, wird zum großen Teile von Frauen besorgt; die Glasgower Gemeinderäte fürchten offenbar nicht, durch Begünstigung der Frauenarbeit die Stimmen der Wähler zu verlieren, denn die Wähler sehen sich durch die weibliche Konkurrenz

noch nicht in ihrer Existenz bedroht. Und was für schöne Dinge werden von diesen Inspektorinnen berichtet! Ihre Aufgabe besteht offiziell nur darin, von Zeit zu Zeit die aus einem und zwei Zimmern bestehenden Wohnungen zu inspizieren und durch Bitten und Drohungen auf die Durchführung der Reinlichkeitsverordnungen zu dringen. Aber in echt weiblicher Ungenauigkeit überschreiten sie ihre amtliche Befugnis und werden die Beraterinnen der armen Leute, die sie eigentlich als gestrenge Inspektorinnen besuchen. Sie nehmen die Frauen und Kinder gegen die Roheit der Haustyrannen in Schutz, sie untersuchen die Lebensmittel und berichten gewissenhaft über jede Fälschung, die zu ihrer Kenntnis gelangt; sie lehren die Dürftigen erst jene wohlthätigen Einrichtungen benützen, die lange Zeit für die faule, unwissende Armut nicht existiert haben: Bäder und Waschhäuser fürs Volk befinden sich in allen Teilen der Stadt.

Die größten Leistungen des Gemeinderates von Glasgow sind aber bis jetzt die Wasserversorgung und die Kanalisierung der Stadt. Ein mächtiger Aquädukt bringt ungemessene Mengen reinen, kalten, erquickenden Quellwassers aus dem Gebirge, und so wunderbar bewährt sich die Anlage, daß nicht nur die Bedürfnisse der Küche vollauf befriedigt werden, sondern daß eine Menge neuer Industrien ausschließlich diesem Wasserreichtum ihre Entstehung verdankt. Die Glasgower sagen, vielleicht mit Recht, daß keine Stadt der Welt eine bessere und billigere Wasserversorgung besitzt.

Glasgow hat, wie gesagt, eine Bevölkerung, die

nach vorsichtiger Schätzung 800 000 Seelen übersteigt. Trotz der überaus günstigen natürlichen Lage zwischen dem Hochlande und dem Meer kam die Stadt niemals aus den bösen Krankheiten heraus. Es war nicht schwer, die Ursachen in der schlechten Kanalisierung zu finden, und der Gemeinderat ging mit der sprichwörtlichen schottischen Energie daran, dem Mangel abzuhelfen. Die Stadt wurde mit einem großen Netze von Kloaken versehen, die sich außerhalb des Weichbildes von Glasgow in den Clydefluß ergossen. Aber der Clyde läuft mitten durch die Stadt! Man hatte also durch die ungeheuren Kosten nur das erreicht, daß nicht hundert kleine Pestherde die Stadt vergifteten, sondern ein einziger großer Kanal! Dabei ist der Clyde den Bewohnern von Glasgow weit wichtiger, als die Spree den Berlinern, oder selbst uns die Donau: er verbindet die zahlreichen Industrien Glasgows direkt mit den großen Häfen und Märkten der Welt, und an seinen Ufern werden die besten Kriegs- und Handelsschiffe Großbritanniens gebaut.

Der Clyde mußte also um jeden Preis rein gehalten werden, und vor einigen Jahren haben die Glasgower die schwere Aufgabe gelöst. Im Sommer des Jahres 1898 zeigte mir der Direktor des städtischen Kanalisierungswerkes die merkwürdig einfachen Vorrichtungen, mittels deren man eine große Stadt saniert. Wenn ich mich jetzt der kurzen Stunde erinnere, die der Ingenieur brauchte, um mir das Kunststück zu zeigen, so kommt es mir wie der Hokuspokus eines Taschenspielers vor. Das Ganze ist in wenigen Sätzen erzählt. Erst ein großer, geräuschvoller Raum — man

hält sich schnell den Gesichtserker zu, sobald man ihn betritt. Dieser Raum empfängt Glasgows Kloakengewässer in unverfälschter Gestalt aus allererster Hand: ein scheußlicher, schwarzer, höllischer Brei. Der Führer läßt eine Art Fallthür aufheben, und ich sehe Räder, Eimer und derbe Siebe an der Arbeit. Er hat mir das ganz genau technisch erklärt, aber ich verstehe absolut nichts von technischen Einzelheiten; ich merkte nur das eine, daß die Maschinerie die Arbeit eines Siebes versah. Die festen Bestandteile des Schlammes, wie Scherben, Sardinenbüchsen, Sodawasserflaschen, Schuhwerk und andre Kostbarkeiten werden von Eimern aufgefischt, in bereitstehende Kasten ausgeschüttet und später in einem eigenen Gebäude vollständig verbrannt. Raum Nummer zwei. Wieder wird eine Fallthür gehoben, wieder werden Siebe an der Arbeit gesehen; diesmal sind sie feiner, sie lassen nur Flüssiges durch und behalten allen erdigen Satz zurück. Neuer Raum. Die Flüssigkeit ist nicht mehr schwarz, sondern braun; auch scheint sie nichts Festes mehr zu führen. Das ist Schein, denn im nächsten Raume wird sie wieder gesiebt, und wieder wird ihr eine Menge dichten Schlammes entnommen.

„Was geschieht mit dem erdigen Schlamm?“ fragte ich.

„Das werden wir später sehen,“ antwortete der Direktor; „erst wollen wir das Flüssige durch alle Stadien verfolgen.“

Jetzt kommen wir ins Freie. Vor uns liegen mehrere große Bassins, die durch Schleusen miteinander in Verbindung stehen. Wenn das braune Zeug

eine Zeit lang im ersten Bassin gestanden hat, kommt es ins zweite; da steht es wieder, bis es ins dritte kommt, und so weiter. In jedem Bassin läßt die Flüssigkeit so und so viel Festes zurück; die Folge davon ist, daß sie im letzten Bassin fast reine Wasserfarbe zeigt.

Auf einmal verlieren wir das Naß ganz aus den Augen; dafür breitet sich eine beträchtliche, etwas geneigte Fläche vor uns aus, die mit Sand und allerlei Steinen bedeckt ist. Wir steigen einige Stufen hinunter. Da unterscheide ich in den feinen Rinnen des groben Sandes dünne Wasserfäden; die ganze Sandfläche dient als großer Filtrierapparat. Nach einigen Minuten höre ich das Rauschen eines Flusses. Jawohl, wir sind am Clyde, und zwar an dem Punkte, wo sich Glasgows Kanäle ergießen. In einem mächtigen, durchsichtigen Strahl schießt das Wasser in den Fluß.

Ist das wirklich die greuliche Flüssigkeit, die ich da oben im ersten Raume gesehen habe?

Der Direktor weidet sich an meinem Erstaunen, aber mit echt schottischer Mäßigung sagt er lächelnd: „Je nun, Trinkwasser ist das noch immer nicht."

Dabei zieht er ein Fläschchen aus der Tasche, füllt es mit dem austretenden Wasser und hält es ans Licht. Wahrhaftig, klar wie Krystall!

Wir kehren zurück, nehmen aber den Umweg über die Wohnung des Direktors. Er zeigt auf ein großes Glasbassin, in welchem ein halbes Dutzend Goldfische schwimmen, und leert das Fläschchen in das Bassin.

„Wenn es auch kein Trinkwasser ist, so ist es

doch gut genug, daß die Fischlein darin vortrefflich gedeihen."

Und nun kommen wir zum Schlamm. Auch der wird mehrfach gesiebt, bis er fast ganz seine Flüssigkeit verliert; dann werden ihm allerlei feste Bestandteile zugesetzt, und zum Schlusse wird er um teueres Geld als Kunstdünger erster Sorte verkauft.

Die Glasgower Gemeinderäte wollen um alles in der Welt nicht für Politiker gehalten werden; sie sind nicht konservativ und nicht liberal, sie vermeiden jedes politische System und jede nationalökonomische Doktrin. Aber es wird schwer halten, ihre Praxis ohne einen theoretischen Namen zu lassen. Es ist ja möglich, wenn auch etwas unwahrscheinlich, daß jedes neue Unternehmen ausschließlich durch rein praktische Gründe bestimmt wird; wenn man aber alle die Aktionen der letzten Jahre zusammenhält, so ergibt sich auch für den minder Gebildeten unschwer das verbindende, leitende Prinzip. Verstadtlichung! Dieses System liegt allen Beschlüssen des Gemeinderates von Glasgow zu Grunde, wenn man nicht vorzieht, es etwas vornehmer Kollektivismus zu nennen. Der stolzeste Erfolg in der an Erfolgen überaus reichen Stadtverwaltung ist nach dem Berichte des Bürgermeisters Bell die vor zwei Jahren erfolgte Uebernahme der Tramway in eigene Regie. Am 30. Juni 1894, sagt der Bericht, einem Sonntag, verschwand die alte Tramwaygesellschaft mit ihren schlechten Wagen, mageren Pferden und hohen Preisen aus den Straßen der Stadt. An jenem Sonntagmorgen legten die neuen Wagen die ersten Strecken zurück — die Bewohner Glasgows hatten

alle auf einmal ihre Equipagen bekommen. Die Preise wurden um die Hälfte reduziert und die Schnelligkeit des Dienstes sehr wesentlich erhöht. Und wie hat sich die eigene Verwaltung bewährt? Der Verkehr wird den äußersten Anforderungen gerecht, nie wird eine Klage vernommen, allwöchentlich werden zwei Millionen Leute befördert, und das investierte Kapital bringt der Gemeinde zehn Perzent.

Trotz dieser rein ökonomischen Fürsorge werden Kunst und Wissenschaft durchaus nicht vergessen. Die Stadt hat ihre Museen und Bildergalerien, einen „Volkspalast" nach dem Muster des berühmten Gebäudes im Osten von London, Schulen in Hülle und Fülle; Freibibliotheken sind im Entstehen begriffen. Die Stadt im kalten Norden hat es sogar zu einem stattlichen botanischen Garten gebracht.

Und das alles ohne jedwede Politik.

Schottische Kleinstädter.

„Wenn Sie schon durchaus nicht am Sonntag zurück sein können," schrieb mir eine Freundin aus London, „um mit uns zu speisen, so nehmen Sie sich wenigstens meinen Rat zu Herzen: meiden Sie am Sonntag Glasgow und Edinburgh wie die Pest!" Es war nun recht leicht, die energische Warnung zu verstehen; ein Sonntag in London ist schon schwer zu ertragen, um wie viel öder muß der Tag des Herrn im puritanischen Schottland verlaufen? Aber man kann einen Reiseplan nicht auf Tag und Stunde ausrechnen, wie ein mathematisches Exempel; mir wenigstens ist das noch niemals gelungen. Richtig war ich auch diesmal ganz gegen alle Voraussicht noch Samstag nachmittags in Edinburgh, ohne die geringste Aussicht auf einen vernünftigen Ortswechsel. Ich hatte die Wahl zwischen dem „Hotel George", das ausnahmsweise auch andern Menschengattungen als Handlungsreisenden seine sehr gastfreundlichen Thore öffnet, und dem „Waverley", wo enthaltsame, nüchterne Gemüter nichts Stärkeres zu sehen bekommen als Limonade und schäumendes Ingwerbier; aber ich sah keine Möglichkeit,

dem gefürchteten Edinburgher Sonntage zu entkommen. Und ich hatte auch eigentlich gar kein Bedürfnis danach. Edinburgh ist eine herrliche, eine königliche Stadt, wirklich und wahrhaftig das Athen des Nordens, Athen, wie es vielleicht auf der Höhe seiner Macht, zur Zeit des Perikles, ausgesehen hat. Das Schloß, horstartig auf Felsen hingebaut, beherrscht nicht nur die ganze Stadt, sondern auch den Hafen und ein gut Teil des Meeres, das sich ja tief in das Land hinein erstreckt: die Akropolis in der Fülle und Frische der Jugend, denn niemand sieht es den gewaltigen, steilen Mauern, den hohen, gewaltigen Zinnen der Burg an, daß sie eigentlich einer vergangenen Zeit angehören und in unsern friedlichen Tagen der Stadt mehr zum Schmucke als zum Schutze gereichen. Die breiten Straßen mit ihrem Reichtum an Denkmälern, die schönen Häuser mit den vornehmen Stirnen, die reinlichen Pflaster und Plätze — das ist nicht aus kleinen menschlichen Bedürfnissen hervorgegangen, das sind nicht Behausungen, wie sie der Zufall und die augenblickliche Not des einzelnen entstehen lassen; das sieht aus wie das Werk bedeutender, weitausschauender Männer, denen ein ideales Stadtbild vorgeschwebt hat, und denen es gelungen ist, ihr Ideal in Wirklichkeit zu übertragen. Jedes Standbild in Edinburgh erzählt von dem Gemeinsinne der schottischen Bürger; fast jedes öffentliche Gebäude geht auf die Stiftung eines Privatmannes zurück. Der Lokalpatriotismus des Edinburghers, sein berüchtigter Stolz, sogar seine Anmaßung sind der Hauptstadt des Landes zu gute gekommen und kommen ihr jetzt noch täglich und stündlich

zu gute. Jeder Edinburgher benimmt sich zu Hause und in der Fremde, als hinge an seiner Aufführung der Ruhm, das Wohl und Wehe der Stadt. Die Straßen und Plätze der Hauptstadt waren am Samstag voll von Spaziergängern, plaudernden Gruppen und kauflustigen Frauen; es schien, als wäre die ganze Bevölkerung Edinburghs im Freien. Dort, wo die Hafenstadt Leith anfängt, ging es auch lustig und nicht wenig laut her; wie der Abend hereinbrach, wurde es um die von tausend flackernden Petroleumflammen grell beleuchteten Fleisch-, Obst- und Gemüseladen so lebhaft, wie es nur an Samstagabenden in den allerlautesten Verkehrsadern Londons ist, in Tottenham Court- oder Edgeware-Road; aber bei alledem keine gemeinen, lasterhaften Figuren, kein Diebskauderwelsch, kein Johlen und Gröhlen, wie man es in London bei diesen Gelegenheiten zu hören bekommt.

Eine andre Eigentümlichkeit des Edinburgher Straßenlebens ist die sichere Naivetät, mit der die Mädchen in der harmlosesten Weise bis tief in den Abend hinein auf dem Bürgersteige promenieren. Die blonde, rotbackige Miß mit dem langen wallenden Haar ist kaum älter als Fünfzehn, sie trippelt ohne besondere Eile die schönen Schaufenster entlang, bleibt stehen, geht weiter, bleibt wieder stehen, begegnet einer Freundin — kräftiges Händeschütteln, sie schlingen die eckigen Arme ineinander und fordern keck ganz Edinburgh in die Schranken. An einer andern Stelle halten mehrere Schönheiten Cercle mitten auf dem Trottoir; die zahlreichen Verehrer der drei Grazien

— ich zähle ein Dutzend einfach gekleideter, sehr anständig aussehender junger Leute — versperren den Weg, aber das ist offenbar ihr gutes Gewohnheitsrecht, denn die Leute machen sich nichts aus dem hübschen Verkehrshindernis und gehen gutmütig im Bogen um die Verliebten herum. Möglich, daß ich mich irre; aber ich bin davon überzeugt, daß die Edinburgher Freier ihre Stelldichein in der Prinzessinstraße abhalten und dort, die kurze Pfeife im Munde, an schönen Samstagabenden ewige Liebe schwören.

Edinburgh schien mir eine prächtige, großartige, liebe, gemütliche Stadt, und der Gedanke, einen Sonntag dort zuzubringen, hatte alle Schrecken für mich verloren. Und doch kam es im letzten Moment anders. Ein schottischer Litterat, den ich von London her kannte, nahm mich noch spät am Abend unter seine schützenden Flügel und entführte mich halb gegen meinen Willen aufs Land. Und nun sitze ich zur Abwechslung in einem undefinierbaren schottischen Nest — ich weiß selbst nicht, was es ist, ein Dorf, eine Fremdenkolonie oder eine sehr kleine Stadt — habe den übel beleumundeten schottischen „Sabbath" im engsten Kreise einer orthodoxen Familie zugebracht und bin so zufrieden mit den braven Leuten, daß ich mich nicht im geringsten davor scheuen würde, einen zweiten Sonntag in ganz gleicher Umgebung und unter ganz gleichen Bedingungen zu verbringen.

Es sind höchst interessante Leute, diese schottischen Kleinstädter, Prachtemplare der Gattung Mensch: selbstsüchtig, berechnend, geizig, rücksichtslos und dabei — es

ist das keine Ironie! — die liebenswürdigsten, gemütlichsten Leute von der Welt. Mein litterarischer Freund hatte der Hausfrau in wenigen Worten zu verstehen gegeben, daß es sich darum handle, ihr Gastzimmer und ihren Tisch gegen gute Bezahlung einem nicht sehr anspruchsvollen Fremden zu überlassen; sie verlangte genug, um für ihre Gastfreundschaft außer dem Gotteslohne noch als Nutzen eine nicht zu unterschätzende Anzahl von Silberlingen in den Strumpf zu bekommen; aber im übrigen war sie die Liebenswürdigkeit und Gemütlichkeit in Person; ich hätte glauben können, ich sei als bedürfnisloser Engel in das Zelt des Erzvaters Abraham gekommen.

Die Kost am „Sabbath" sowohl, wie an den folgenden Tagen war allerdings nicht ganz so reichlich wie die, welche der Erzvater seinen Gästen vorsetzte. Im Vergleiche mit ihren englischen Nachbarn sind die Schotten die reinen Hungerkünstler. Ein englisches und ein schottisches Frühstück! Ich spreche nicht von englischen und schottischen Hotels, und auch die Lebensweise der höheren Klassen ist bei diesem Vergleiche außer acht gelassen. Ich spreche vom Volke, vom kleinen Mann. Da ist der Unterschied geradezu unglaublich. Ich habe in England bei allen möglichen Leuten gefrühstückt, in großen und kleinen Städten, auf dem Lande, an der See, im üppigen Süden, wie im mäßigen Norden; immer aber war es eine reichliche Mahlzeit, die man mir morgens vorsetzte, reichlicher als das Abendessen, fast so reichlich wie das Diner um die Mittagszeit. Thee, Kaffee,

Butter, zweierlei Brot, Eier, Fische, gelegentlich Braten, Eingesottenes aller Art, das alles erscheint auf dem Frühstückstische des Engländers, auch wenn sein Einkommen sich nicht zum Mittelmaß erhebt. Die schottische Familie aber, unter deren gastfreundlichem Dache ich einige sehr lehrreiche Tage verbrachte, befindet sich in guten Verhältnissen, und doch war das Frühstück die armseligste Mahlzeit, die man sich denken kann. Eltern und Kinder aßen einen Brei, dessen gesundheitsspendende Kraft sie nicht genug rühmen konnten; der älteste Sohn aß noch ein Butterbrot dazu — das war alles. Dieser Enthaltsamkeit am Morgen entsprachen die Mahlzeiten zu Mittag und Abend; die Familie hielt sich für die Magerkeit der irdischen Kost schadlos an dem sehr reichlichen Gebet: wir hatten von seiten des Hausherrn recht ausführlich und aus dem Stegreif „grace“ vor und nach dem Essen — macht zusammen sechs Gebete im Tag.

Wie war es möglich, in einer solchen Familie den schottischen Sonntag zu ertragen? Der Tag ging wider alles Erwarten hin, ich wußte gar nicht wie. Die kleine Gemeinde in der kleinen Kirche, der eigenartige Gottesdienst, die Gruppen im „Kirchhofe“ — im wörtlichen Sinne — nach der Predigt, das waren Dinge, die einer auf dem europäischen Festlande nicht so bald zu sehen bekommt. Ein kahler Raum, von vier leeren getünchten Wänden umschrieben; im Vordergrunde ein Tisch — der Altar; rechts davon eine Erhöhung — die Kanzel. Rohgezimmerte Bänke nehmen den ganzen Hintergrund ein. Das ist die Kirche. Gegen halb Elf füllt sich der Raum. Männer, Frauen und Kinder — lauter farblose

Gestalten in Schwarz oder Grau; kein Schmuck, kein buntes Tuch, keine Blume unterbricht das düstere Einerlei. Ausdruckslose, scheinbar stumpfe Gesichter bankauf, bankab. Da erscheint der Seelenhirt mit den Aeltesten der Gemeinde. Der hundertste Psalm wird angestimmt — was ist mit diesen Leuten auf einmal vorgegangen? Die Augen leuchten, die himmelwärts gerichteten Gesichter glühen von einem inneren Feuer, tiefste Empfindung zittert in jedem Verse, in jedem Worte, das die Gemeinde wie ein Mann singt. Ein Lied folgt dem andern; das Feuer nimmt zu mit jedem neuen Gesang. Die Predigt beginnt. Ein unansehnliches Männchen mit sehr geringen Stimmmitteln knüpft eine Anzahl Fragen an einen alttestamentlichen Text. Ich zerbreche mir vergeblich den Kopf darüber, was der Vers aus der Genesis, der vor so viel tausend Jahren mitten in einem kleinen Nomadenvolke in Asien entstand, zu thun haben könnte mit den Bedürfnissen einer keltisch-germanischen Gemeinde im Herzen von Schottland. Aber daran ist meine Unwissenheit schuld; die Bauern, Schuster und Krämer, die mit gerunzelten Stirnen und zusammengekniffenen Brauen dasitzen und offenbar mit wenig Andacht und viel Kritik die Predigt genießen, die wissen besser Bescheid. Sie folgen gespannt jeder Frage des Predigers — der Mann spricht fast in lauter rhetorischen Fragen — und nicken höchlich befriedigt, wie er seine Auseinandersetzung mit „Amen" schließt. Die merkwürdigste Predigt, die ich im Leben gehört habe! Keine Aufforderung zu Wohlthätigkeit, Frömmigkeit oder sonstiger Tugend; keine Ermahnung, kein Wort

für das Gemüt oder die Phantasie. Nichts als Auslegung und theologische Spekulation! Und das eben war es, was den Zuhörern so vortrefflich gefiel.

„Wir brauchen keine schönen Redensarten," sagte mir mein Wirt, „wir wollen Belehrung im Worte Gottes, gesunde, gründliche Belehrung. Er versteht's, unser Prediger, er ist nicht der schlechteste in der ‚Kirk'."

Mein Wirt hat ein Recht, seinen Prediger zu kritisieren. Er ist nur ein Kaufmann ohne Universitätsbildung; vielleicht hat er nicht einmal eine Mittelschule besucht. Aber der Mann kennt seinen Macaulay und Carlyle, citiert Hume, den schottischen Vorläufer Kants, mit tiefem Verständnis und liest eben jetzt Arthur Balfours philosophisches Werk „Die Grundlagen des Glaubens" — mit dem Bleistift in der Hand; die Bibel und die großen schottischen Theologen kennt er aus dem f. Und er ist nicht etwa eine glänzende Ausnahme. Jeder schottische Kleinstädter ist in der Regel ein sehr belesener Mann, namentlich in theologischen Dingen. So ein Prediger in einer schottischen Kleinstadt hat ein schweres Leben. Er wird von allen seinen Pfarrkindern unbarmherzig kritisiert. Seine Gelehrsamkeit muß unergründlich sein, sein Charakter ohne Makel; nicht ein Stäubchen Weltlichkeit darf die Reinheit seines puritanischen Lebenswandels beflecken.

Mein Wirt erzählte mir die Geschichte von Ralph Erskine, die das Verhältnis der frommen schottischen Kleinstädter zu ihren geistlichen Hirten vortrefflich beleuchtet. Ein armer Schuster hatte einen Buben bekommen. Zur Taufe war eine Anzahl Verwandte eingeladen,

und die zahlreiche Gesellschaft machte sich auf den Weg. Aber der Schuster überraschte sie mit der Nachricht, daß er von dem Geistlichen seiner Gemeinde sein Kind nicht taufen lassen könne; der sei ihm nicht zuverlässig genug in seinen Ansichten von der Gnade und Vorherbestimmung. Also brach man auf, um die Taufe vom Pfarrer der nächsten Gemeinde vollziehen zu lassen. Der Schuster zog die Klingel, die Magd erschien.

„Der Pfarrer zu Hause?"

„Nein er angelt im Bache; aber ich kann ihn sofort rufen."

„Bemühen Sie sich nicht," sagte der Schuster, „von einem Sportsmann lasse ich mein Kind nicht taufen."

Also machte sich die ganze Gesellschaft wieder auf den Weg, um den Pfarrer der nächsten Gemeinde aufzusuchen.

„Der Pfarrer zu Hause?"

„Nein, er ist mit dem Gutsherrn auf der Jagd, aber er muß in einigen Minuten hier sein."

„Bedanke mich schön; von einem Jäger lasse ich mein Kind nicht taufen. Ich gehe zu Mr. Ralph Erskine nach Dunfermline: der fischt nicht und jagt nicht, der ist mein Mann."

Und wieder setzte sich der Zug in Bewegung, um Ralph Erskine, den Schöpfer der „Free Kirk" zu finden. Spät am Abend langten sie vor dem Pfarrhause an. Aus den offenen Fenstern des ersten Stockwerkes drangen süße Geigentöne in die Landschaft hinaus.

„Ach," sagte der fromme Schuster, „wir haben nun einmal Unglück, Mr. Erskine ist nicht zu Hause,

wie würde sich sonst einer getrauen, in seinem Hause zu spielen?"

„Doch," sagte die Magd, „Mr. Erskine ist zu Hause, und der Spieler ist er selbst."

„Ach und weh!" rief der unglückliche Schuster mit Entsetzen, „Mr. Erskine spielt die Fiedel? Was kann ich dann von den andern erwarten?" Und verzweifelt kehrte er heim und ließ den Knaben vom Geistlichen der eigenen Gemeinde taufen, der zwar in der Auslegung nicht ganz den Beifall des Schusters hatte, dafür aber weder Geige spielte, noch dem Fisch- und Jagdsport oblag.

Wortkargere Leute als diese Kleinstädter habe ich im Leben nicht gesehen. Die Vorsicht in ihrer Ausdrucksweise ist geradezu komisch: sie legen jedes Wort auf die Wagschale, als müßten sie es vor dem Richter beschwören; am liebsten drücken sie ihre Behauptungen durch eine verneinende Umschreibung aus.

„Ein herrlicher Tag heute!" sagte ich zu dem Kolonialwarenhändler, der zugleich den Postdienst in dem Neste versieht; es war kein Wölkchen am Himmel zu sehen.

„Je nun," antwortete er, „ich habe schon garstigere gesehen."

Mein Wirt war etwas aufgeknöpfter in dieser Beziehung. Er hat eine besondere Verehrung für den jetzigen Führer des Unterhauses, Arthur Balfour, und während eines Gespräches über ihn verstieg er sich zu dem Lobe: „Er ist nicht der dümmste Politiker, den wir haben."

Ein merkwürdiges Gemisch von Gemütlichkeit und

Einbildung tritt in der Art zu Tage, wie der schottische Kleinstädter seinen Nachbar benennt. Ich hörte fortwährend von Jamie Dunlop, Willie Macfarlen, Wattie Fergusson — lauter Nachbarn und Verwandte meiner Wirtsleute. Das ist so schottischer Brauch: wenn einer eine gute Weile im Städtchen gelebt hat, wird er mit seinem Kosenamen benannt. Der Zugereiste, der Fremde heißt steif und respektvoll Herr Jakob Dunlop, Herr Wilhelm Macfarlen; sobald er das Bürgerrecht ersessen hat, schrumpft er in der Phantasie und im Munde seiner Nachbarn zu Kobi, Willi zusammen; man sagt ihm damit, daß man ihn als guten Bekannten ansieht, drückt aber zugleich aus, daß es mit ihm nicht weit her sei.

Jung gefreit.

(Frauenbewegung in England.)

Alljährlich, wenn bei uns Apfel und Pflaume reifen und die ersten Trauben den Nachtisch schmücken, beginnt für die Herausgeber der Londoner Zeitungen die parlamentslose, die schreckliche Zeit. Die Freuden des Herbstes sind für den letzten Schreiberknecht in der City eine Quelle der Erholung; für den Zeitungsmann aber haben die jährlichen unfreiwilligen Bußtage ihren Anfang genommen. Wie füllt man acht Riesenspalten eines Londoner Journals ohne Parlamentsreden, ohne Politik? Die abgehetzten Volksvertreter haben samt und sonders der unerträglichen Hauptstadt den Rücken gekehrt; sie kreuzen in ihren Yachts im Atlantischen Meere, haben die besten Zimmer der besten Hotels in den Schweizer Bergen besetzt, oder verfolgen das Birkhuhn auf den Mooren jenseits des Tweed.

In dieser Not kommt nun zuweilen eine rettende Idee. Wenn es gelingt, eine Frage aufs Tapet zu bringen, welche die Massen interessiert, wenn das Thema einschlägt, dann ist alles gerettet, denn dann

wird das Blatt vom Publikum selbst gemacht und von eben diesem Publikum mit Heißhunger verschlungen. Selten verfängt eine solche Frage, sehr selten, aber auch das Seltene wird manchmal Ereignis, und diesmal hat das vortrefflich geleitete Blatt der Radikalen, der „Daily Chronicle", das Glück gehabt, die große Masse der Leser zu interessieren. „Jung gefreit . . ." lautet das Thema, über welches das Publikum höflichst eingeladen wurde, seine entscheidende Stimme abzugeben. Das Sprichwort hat die Sache freilich schon vor Jahrhunderten entschieden; aber der „Daily Chronicle" verlangt mit Recht eine Revision dieser alten Entscheidung, denn die Spruchweisheit unsrer Altväter und Altmütter geht nicht ganz mit der Zeit. Also „Jung gefreit . . .", lautet die erste Hälfte des Sprüchlein; wie soll sich jetzt die zweite Hälfte gestalten?

Das radikale Blatt hat mit dieser Frage eine überaus empfindliche Stelle am sozialen Körper Englands, speziell aber Londons und andrer großer Städte Großbritanniens berührt. So früh, wie in England, wird sonst nirgends in Europa, höchstens in Halbasien gefreit. An jedem beliebigen Sonntage kann man im Hydepark oder auf der Themse Ehepaare mit Nachkommenschaft sehen, die zusammengenommen nicht mehr als vierzig Jahre aufbringen können. Gewöhnlich trägt der bartlose Junge das Baby, während das zweite, etwas ältere Baby, die Frau, dem schnippischen, naseweisen Gesichtchen durch einen enormen Hut mit einer ungeheuren Straußfeder einige Würde zu geben versucht. In der Regel ist er mit zwanzig, sie mit siebzehn Jahren

in den heiligen Ehestand getreten. Freilich gehören diese Pärchen den arbeitenden Klassen an; je weiter wir in der gesellschaftlichen Schichtung nach oben kommen, desto dünner wird die Luft, welche die Liebe erzeugt, desto geringer wird das Bedürfnis, die Freuden des Daseins zu zweien zu genießen. Ein alter Cyniker von einem französischen Philosophen behauptete einmal, er glaube nicht an ein Paradies als Lohn für Frömmigkeit und Tugend, weil sich die Menschen gar so große Mühe geben, einander zur Frömmigkeit und Tugend zu verhalten. Wenn die Menschen wirklich so schlecht sind, dann versteht man ohne Schwierigkeit, warum die Ehelosigkeit zunimmt, je höher wir in der Stufenleiter sozialer Bedeutung gelangen: die Reichen, die sich überall zum gedeckten Tische setzen, wollen die Leckerbissen alle allein genießen, die Armen suchen die Ehe, weil sie wissen, daß es nicht gut ist, allein die Bürde des Lebens zu tragen. . . . Allein eine so cynische Auffassung der Sachlage wäre eine Beleidigung der Menschheit im allgemeinen und der englischen Gesellschaft im besonderen; man braucht durchaus nicht so weit hergeholte Gründe, um sich die größere Eheluft der unteren Schichten zu erklären.

Wie ergänzt nun das englische Publikum den Spruch?

Die erste Antwort stammt aus der Feder eines Glücklichen oder eines Optimisten — oder kommt dies am Ende auf eines heraus? Der hält an der Weisheit der Ahnen fest und verkündet aus eigener Erfahrung: „Jung gefreit, hat noch niemand gereut.“ Ich war, erzählt der Beneidenswerte, wenig über

zwanzig, als ich eine Frau nahm, und ich habe nie Ursache gehabt, den Schritt zu bereuen. Ich habe dadurch in jeder Rücksicht gewonnen — ich habe in der Ehe Gesundheit, Wohlstand, Charakter und Glück erworben. Meine von Haus aus schwächliche Konstitution tauschte ich ein gegen einen gestählten Körper, mein verhältnismäßig müßiges, zweckloses Leben wurde interessant und bekam ein Ziel, meine Arbeitskraft wuchs stetig, und Kinder brachten mir ein Glück, wie ich es nie früher geahnt hatte. Vom Standpunkte der Welt aus war meine Heirat ein Verbrechen. Ich hatte ein sehr geringes Einkommen und keine besonderen Aussichten, nicht einmal regelmäßige Thätigkeit. Aber ich lernte arbeiten, und ich habe eine Arbeit hinter mir, die ich nie und nimmer als Junggeselle geleistet hätte.

Diese optimistische Stimme verhallt in einem Chorus von bösen Geistern aller Schattierungen. Der glückliche Ehemann wird von den anonymen, wie von den genannten Gegnern einfach in der Luft zerrissen. Der eine Briefschreiber, der eine sehr gute Feder, aber offenbar ein sehr schlechtes Eheleben führt, ist in tiefster Seele empört über den Leichtsinn eines Menschen, der ein einziges Beispiel von einer gelungenen, früh geschlossenen Ehe für ausreichend hält, um eine irreführende allgemeine Regel aufzustellen, und er gibt uns nun seinerseits ebenfalls aus eigener Erfahrung ein Bild vom Eheglücke, das pessimistischer nicht gedacht werden kann. Wenn die Liebesleute in ihrer blinden Leidenschaft heiraten, sagt er, sind sie absolut unfähig, an die Zukunft zu denken. Aber

was geschieht? Die unreifen Charaktere fangen an, sich zu entwickeln, und da beginnt auch schon der Bruch. Eine in der Natur begründete, darum unausrottbare Verschiedenheit der Welt- und Lebensanschauung tritt zu Tage, kleine Funken von Verdruß werden zur Flamme entfacht, bis endlich eine Meinungsdifferenz zur Beleidigung wird und die Ehe, innerlich zerrissen, nur aus Furcht vor einem Skandal oder aus Rücksicht für die Kinder zur Not zusammengehalten wird. Dieser natürliche Zerstörungsprozeß wird durch unsre Anschauung von Ehe und Eheleben gefördert und beschleunigt. Wir verstehen unter einer guten Ehe eine innige Gemeinschaft, ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen Mann und Frau. Wie absurd! Der eine Kamerad, der Mann, geht tagtäglich unter die Leute, schwimmt mit dem Strome der Welt, nimmt neue Gedanken in sich auf, bis er das alte Ich, welches in die Ehe eintrat, abwirft wie die Schlange ihre alte Haut; der andre Kamerad aber, die treue Genossin, durch Sitte und ererbte Neigung auf die enge Beschränkung häuslicher Pflichten angewiesen, entwickelt sich und reift nur in einer Beziehung: ihr Eigensinn wächst von Tag zu Tag, mißtrauisch und eifersüchtig betrachtet sie das innere Wachstum ihres Mannes, sie verliert jedes Verständnis für sein Streben und haßt alle seine Beziehungen zur Welt, weil sie ihn dem häuslichen Herde entziehen. Das ist *meine* Erfahrung, und ich nenne eine frühe Ehe nichts andres als einen doppelten Selbstmord. Die Ehe ist unter allen Umständen ein Lotteriespiel, bei dem in den seltensten Fällen ein ordentlicher Treffer

herausschaut. Wenn nun ein Mann wartet, bis sein Charakter sich einigermaßen gebildet, seine Stellung in der Welt sich gefestigt und seine Welt- und Lebensanschauung sich geklärt haben, dann hat er wenigstens die Unglückschancen für sich und seine Genossin erheblich vermindert; aber in jungen Jahren blind in sein Schicksal rennen — das können nur Leute thun, welche noch immer glauben, es sei ihre erste Pflicht, für die Bevölkerung des Erdballs zu sorgen. Jawohl, sie bevölkern ihr Heim mit bitteren Vorwürfen, mit den Gespenstern toter Hoffnungen, und im Schatten dieses Jammers wird ein neues Geschlecht zum gleichen Fluche erzogen! —

Ich gestehe es, ich hoffte, daß dieser greulichen Epistel, diesem „Höllenbreughel der Ehe", ein Ausbruch von elementarer Empörung folgen würde; ich hoffte, daß zahllose junge Gatten und Gattinnen mit aller Entschiedenheit protestieren würden gegen eine solche Verleumdung der Ehe und der jungen Liebesehe insbesondere. Aber ich sehe mich bitter enttäuscht. Der Pessimist behauptet siegreich das Feld, der Goliath, der die göttliche Institution so schmählich lästert und seine entsetzliche Herausforderung aller Liebe und allem Optimismus zugeschleudert hat, soll noch den David finden, der ihn für seinen Frevelmut bestrafte. Im Gegenteil! Fast alle Zuschriften drücken ihm ihren Beifall aus, und was er aus eigener Erfahrung heraus mit solcher Bitterkeit vorwirft, wird von andern auf Grund vielfacher Beobachtung an Fremden, namentlich am Volke, als ein nationales Unglück geschildert.

Der Schriftsteller Arnold White fällt über den Optimisten nicht weniger her als alle die Männlein und Weiblein, die offenbar die Gelegenheit ergreifen, um dem langverhaltenen Ingrimm über betrogene Hoffnungen einmal gründlich Luft zu machen. White hat persönlich gegen die Ehe nichts auf dem Herzen; aber er kennt das arbeitende Volk, er steht mitten in der Bewegung, die dem Osten von London ein ganz klein wenig von den Freuden des Westens mitteilen will, er arbeitet in der ersten Reihe jener Menschenfreunde, welche den sozialen Frieden wollen, und da fühlt er sich denn gedrängt, etwas von seinen Erfahrungen zum Kapitel „Jung gefreit" zum besten zu geben. Er geht verteufelt derb ins Zeug. Die „immer volle Wiege" hat nach seiner Erfahrung stets allem jungen Eheglücke ein geräuschvolles Ende bereitet. Der böse Verfasser von „Gullivers Reisen", Jonathan Swift, sagt einmal, die wahre Ursache, warum so wenige Ehen glücklich ausfallen, liege darin, daß die jungen Damen mehr darauf bedacht seien, ein Netz, als einen Käfig zu verfertigen. Arnold geht weiter. Wenn der Vogel schon gefangen ist und der Käfig sich mit hungrigen Mäulern füllt, dann hat die Hausfrau keine andre Sorge als die schreiende Brut; er, für den das Netz gesponnen wurde, hat kein Heim mehr in seinem eigenen Käfig. So meint Arnold White und gibt uns den schrecklichen Rat: Wenn einer beschränkt ist, anspruchslos und ein Lasttier von Natur, dann möge er in Gottes Namen jung heiraten und die Welt mit Lasttieren versehen; wer aber vom Schicksal außer der Armut auch noch Witz und Streben bekommen hat,

der warte mit der Ehe — eine frühe Heirat ist oft das Grab der Liebe und des Glückes.

Das Seltsamste an den Ansichten, die im „Daily Chronicle" zum Ausdruck kommen, ist der Umstand, daß die Frauen, gegen die sich die Ehefeindlichkeit in erster Reihe kehrt, die frühe Heirat nicht weniger hassen und verleumden als die schwer Betroffenen vom starken Geschlecht. Kein Mann hat ein Recht, ruft eine Dame aus, ein junges, unerfahrenes Geschöpf in die Fallstricke einer trügerischen Ehe zu locken, aus der es wohl ein trauriges Erwachen, aber kein Entrinnen mehr gibt. Es sollte Frauen gesetzlich verboten sein, vor dem dreißigsten Jahre zu heiraten — frühestens —, so wie es verboten ist, einem Kinde Waffen zu verkaufen! Alle Erfahrung, meint eine andre Zuschrift von Frauenhand, weist darauf hin, daß späte, in reifen und sogar überreifen Jahren geschlossene Ehen unfehlbar zum Glücke, sicherlich zur Zufriedenheit beider Teile geführt haben. Lord Beaconsfield heiratete nicht nur spät, sondern seine Frau war um ein Erkleckliches älter als er, und doch war dies eine der glücklichsten Ehen, welche man jemals gekannt hat. Die wegen ihrer humanen Bestrebungen berühmte Baronin Burdett-Coutts ist ein lebendes Beispiel für die im reiferen Alter geschlossene Ehe. Sie ist über siebzig, ihr Mann im besten Falle fünfzig, und doch gibt es kein einträchtigeres Paar in England!

Eine andre Dame schildert ihr eigenes Elend, das sie unverschuldeterweise seit zweiundzwanzig Jahren trage, als zu strenge Strafe für den einen Fehler, daß sie in der blinden Leidenschaft der ersten Jugend einem Unwürdigen Glück und Zukunft vertraute! — — —

Es ist nur natürlich, daß auf die Entwertung der Ehe eine neue Auffassung der Liebe gefolgt ist. Die erzählende Litteratur der letzten Jahre ist voll von diesem Thema, und man kann deutlich drei Richtungen unterscheiden. Da sind vor allem die Damen, welche die Liebe für eine „überschätzte Unterhaltung" erklären. Dieser Standpunkt ist von Mrs. Forrester in satirischer Absicht, aber ganz wahrheitsgemäß charakterisiert worden.

Ort: Der Salon der jungverheirateten Mrs. Viktoria Alandale.

Zeit: Abends, unmittelbar nach dem Diner.

Personen: Die Herrin des Hauses und ihre Freundin Lady Hilda Erlesmere.

Hilda: „Wahrhaftig, Vicky, du hast einen ganz prächtigen Mann, und wenn die Dinge bleiben könnten, wie sie sind, wärest du in der That eine glückliche Frau."

Viktoria (mit Ueberzeugung): „Es wird so bleiben."

Hilda (kopfschüttelnd): „Nein, das ist gegen die Natur. Ich sage nicht, daß dein Mann aufhören wird, dich gern zu haben, aber an die Liebe eines Ehemannes kann ich nicht glauben, habe auch, Gott sei Dank, gar kein Verlangen danach."

Viktoria (verzweifelt): „Aber, teure Hilda, wozu hast du denn geheiratet?"

Hilda (mit überlegenem Lächeln): „Wozu? Das ist eine köstliche Frage. Vor vier Monaten war ich ein armes Ding, eine gesellschaftliche Null. Jetzt bin ich eine große Dame, habe Kleider aus Paris, Brillanten in Fülle, komme in die besten Häuser, mein Name

wird in den ersten Blättern genannt, ich werde von allen Frauen beneidet. Was will ich mehr?"

Viktoria (vertraulich): „Aber fühlst du nicht doch zuweilen jenes Bedürfnis nach Liebe, das nichts in der Welt zum Schweigen bringen kann?"

Hilda: „Ach, wie altmodisch du bist! Liebe! Ja, ich liebe meine eigene Person, Bequemlichkeit, Vergnügen, Bewunderung, Kleider, Juwelen — aber deine Liebe, pah, die ist wohl eine sehr überschätzte Unterhaltung."

Eine zweite Gruppe hat geradezu das Schlagwort ausgegeben: „Hütet euch vor der Liebe!" Nach der Ansicht dieser radikalsten Bekämpferinnen des Althergebrachten ist Liebe ein Verbrechen, ein Rückfall in den Zustand tierischer Abhängigkeit, blinder Knechtschaft. Sarah Grand, die Ruferin im Streite, hat sich in ihrem vielbesprochenen Romane „Die himmlischen Zwillinge" am offensten geäußert. Eine junge Person hat sich verliebt und ist im Begriffe, durch die Ehe ihr Glück in Sicherheit zu bringen; da erscheint ihre gute Freundin, die zu den Emanzipierten der genannten Gattung gehört, und zerzaust in unbarmherziger Weise ihre Liebe und ihr Ideal.

„Ich weiß sehr wohl, wie dir zu Mute ist. Du glühst und jubelst vom Morgen bis zum Abend; du hast hier (indem sie die Hand aufs Herz legt) eine unendliche Sehnsucht. Du findest eine ungeahnte Freude an Blumen, du schwelgst in der Musik; die Sonne scheint dir doppelt so schön, der Mond erfüllt dich mit Wehmut und Entzücken. Du verachtest dich und siehst mit Anbetung zu deinem Geliebten empor; sein

Bild folgt dir Tag und Nacht, selbst in seiner Abwesenheit hast du die Empfindung, daß er in deiner Nähe ist, du schmeichelst dir sogar, daß eure Seelen über Berg und Thal hinweg Zwiesprache halten. Du hältst die Quelle dieser Verzückung für ein heiliges, ein ewiges Gefühl, du nennst es Liebe. Ha, ha, ha! Du weißt nicht, daß du das Spielzeug einer Leidenschaft bist, die nichts weniger als heilig ist, einer Leidenschaft, die dich einem blinden Naturgesetze unterwirft und dich zur Sklavin eines unwürdigen Mannes macht."

Endlich gibt es noch eine dritte Theorie — Liebe auf Kündigung oder „freie Liebe", wie der offizielle Ausdruck lautet. Mona Caird hat schon im Jahre 1888 diese Forderung vertreten; in letzter Zeit haben zwei Männer das Thema mit großem Erfolge behandelt — in sehr verschiedener Absicht. Frankfort Moore hat in dem Roman „Ich lasse mich nicht aufbieten" (I forbid the Banns) die moralische Unhaltbarkeit der freien Liebe, Grant Allen in der Novelle „Die tapfere Frau" (The Woman who did) die moralische Notwendigkeit der freien Liebe beweisen wollen. Es lohnt sich, den Gedankengang beider kennen zu lernen.

Die Geschichte der Liebenden, an deren Schicksalen Moore seine These beweisen will, nimmt ihren romantischen Anfang auf einem berühmten Felseneiland im Atlantischen Ozean. Auf dem Schiffe „Carnarvon Castle", das sich auf dem Wege nach England befindet, machen zwei junge Leute, der reiche, alleinstehende Gutsbesitzer und der weniger unabhängige

Diplomat Cyril Southcote der Tochter des Gouverneurs von Kapstadt den Hof; Marian Travers — dies der Name des Fräuleins — gibt sich keine besondere Mühe, ihre Vorliebe für den einfachen, durchaus ritterlichen Gutsbesitzer zu verbergen, und ist auf dem besten Wege, Charlton ernstlich zu fesseln. Da wird dem Flirt ein jähes Ende bereitet. Als nämlich der Dampfer für kurze Zeit bei St. Helena anlegt, um an der Maschine eine Ausbesserung vornehmen zu lassen, steigt Julian Charlton ans Land. Einige hundert in den Felsen gehauene Stufen führen auf den höchsten Punkt der Insel; als nun Charlton auf der Höhe der „Jakobsleiter" ankommt, findet er eine reizende junge Dame, die offenbar mit Entzücken die balsamische Luft einsaugt und andächtig auf die endlose Wasserwüste hinausblickt. Nach einem nichtssagenden kurzen Wortaustausche, wie er unter zivilisierten Menschen vorkommt, auch wenn sie einander auf der höchsten Spitze von St. Helena begegnen, rückt Charlton mit einer sonderbaren Bitte heraus. Indem er hart an den Rand des Felsens tritt, dort, wo er steil in den Ozean hinabfällt, bittet er das Fräulein, auf ihn zuzugehen und ihm ihre Hand zu reichen. Das schöne Mädchen gewährt ihm nach kurzer Ueberlegung lächelnd seine Bitte; dann erst erklärt er, daß vor einunddreißig Jahren sein Vater an derselben Stelle stand wie er, und daß seine Mutter, die damals auf St. Helena lebte, im plötzlich hereingebrochenen Nebel ahnungslos auf den Abgrund losging und sicherlich hinabgestürzt wäre, wenn sie nicht von den Armen des ihr ganz unbekannten Mannes

aufgefangen worden wäre. „Ich hörte die Geschichte als Knabe und sehnte mich immer danach, den Ort zu sehen; nun hat mich das Schicksal hierhergeführt und hat mir's sogar vergönnt, sozusagen die ganze Scene zu erleben." — Die unerschrockene Dame heißt Bertha Lancaster. Sie ist eine australische Erbin, elternlos, unabhängig in jeder Beziehung, von großer Bildung und starkem Charakter. Auch sie fährt mit dem Schiffe „Carnarvon Castle" nach England, sie ist also in Gesellschaft Charltons, der sich seit dem romantischen Abenteuer von St. Helena ganz und gar nicht mehr um Marian Travers kümmert. Er ist fortwährend in der Nähe der wegen ihrer Schönheit und ihres ungeheuren Reichtums vielumworbenen Australierin, seine echte, tiefe Liebe wird von Bertha voll und ganz erwidert, und noch bevor sie die Küste Englands erblicken, sind sie verlobt. Charlton ist im siebenten Himmel und getraut sich nur mit Ueberwindung die Frage nach dem Hochzeitstermine zu stellen. Aber wie unglücklich ist er, als ihm Bertha mit den Worten süßester Unschuld und holdester Schwärmerei, aber darum nicht minder fest und bestimmt immer wieder antwortet: „I forbid the Banns!"

Sie läßt sich nicht trauen!

Bertha Lancaster hat sich „im Busche", wie man in England sagt, das heißt in der australischen Wildnis ihre Begriffe von Liebe und Ehe gebildet, sie hat eine sehr geringe Meinung von dem Segen der Ehe im kirchlichen und bürgerlichen Sinne, und sie weigert sich daher aufs entschiedenste, eine solche Ehe einzugehen.

Julian Charlton ist außer sich. Er hat nicht einmal die nötige Geduld, Berthas Gründe ernstlich in Erwägung zu ziehen, darüber zu denken, denn sein ganzes Gefühl empört sich gegen die Zumutung. Er sagt sich mit Recht, daß alle Philosophie und Moral der Welt einen solchen Schritt in den Augen der Gesellschaft, ja, seiner intimsten Freunde nicht rechtfertigen würden, und ihm steht das Glück Berthas viel höher als alle Ethik und Philosophie. Was hilft es, daß heutzutage jedermann die vor dem Altare ausgetauschten Schwüre belächelt, was hilft es, daß eben diese Schwüre, zum Beispiel Gehorsam gegen den Gatten, täglich und stündlich vor den Augen der ganzen Welt gebrochen werden, ohne daß es einem im Traume einfallen würde, eine böse Sieben für meineidig zu erklären? Die Gesellschaft weiß sehr gut, daß so manche Ehe, ja, die Mehrzahl der Ehen moralisch viel, viel tiefer stehen als das wilde Zusammenleben zweier Liebenden, denen die Gemeinde den Konsens zur Trauung verweigert — und doch! Und selbst wenn sich Charlton schon dazu entschließen könnte, der Gesellschaft und ihren „Vorurteilen" zu trotzen — was soll denn aus den Kindern werden?

Unmöglich, unmöglich!

„Ich kann nicht," sagte Charlton, „ich kann dir ein solches Unrecht nicht zufügen, dazu liebe ich dich zu sehr."

Aber Bertha ist fest, und ihre Antwort bleibt: „Ich lasse mich nicht trauen."

Bertha, die in Unabhängigkeit und Freiheit aufgewachsen ist, macht sich nicht das Geringste aus der

Gesellschaft, der Welt. Die „Welt" ist gewöhnlich im Unrecht. Hat nicht die Welt ihre edelsten Lehrer getötet? Aber die guten Lehren und die Wahrheit sind geblieben, der Welt zum Trotz, und die Wahrheit würde viel allgemeiner werden, wenn nur nicht die Furcht vor der „Welt" auf der Welt wäre. Bertha ist überzeugt, daß Tausende von Männern und Frauen genau so wie sie über Liebe und Ehe denken, und daß sie nur eines ermutigenden Beispieles bedürfen. Wohlan denn, sie will das Beispiel geben, sie will dem neuen und eigentlich uralten Glauben Bahn brechen.

Charlton sagt sich, daß es eine Schurkerei wäre, der Schwärmerei eines jungen, unerfahrenen Geschöpfes zuliebe ihre Ehre und ihr Lebensglück aufs Spiel zu setzen, und ist fest entschlossen, seiner Liebe zu entsagen. Allein die Landung in England vernichtet seinen Entschluß. Bertha wird nämlich außer von ihren Verwandten auch noch von einem gewissen Eric Vicars erwartet und aufs herzlichste begrüßt. Dieser Eric Vicars, ein Australier, hatte viele Jahre bei Berthas Vater gearbeitet und war wie ein Mitglied der Familie behandelt worden; in dem erkennt nun Charlton mit Recht einen gefährlichen, skrupellosen Rivalen. Es ist ihm ganz klar, daß der Australier, zu dem Bertha ein blindes Vertrauen besitzt, alles thun wird, um sich der Millionenerbin zu bemächtigen, und Charlton hat nicht das Herz, die Geliebte diesem Menschen zu überlassen. Charlton gibt seinen heroischen Entschluß, zu entsagen, zuerst nicht ganz auf; vorderhand nimmt er sich vor, Bertha vor dem australischen Abenteurer zu beschützen. Mit der Zeit wird sie schon nachgeben.

So zieht sie eines schönen Maitages zu ihm auf den alten Stammsitz seiner Väter, und die beiden werden von Mrs. Barwell, der Haushälterin, als Mann und Frau empfangen. Charlton kämpft einen vergeblichen Kampf gegen das Geschick: er erliegt der Herrlichkeit des schönsten Maimonats, den das regenreiche England seit Jahren gesehen hat, dem Liede der Nachtigall, die jede Nacht verführend und berauschend vor seinem Fenster schlägt. Ein Liebesglück ohnegleichen hält „die Pioniere eines neuen Glaubens" wochenlang wie in einem Traume befangen.

Aber ganz wie im Märchen dauert das Glück nur, solange das Geheimnis bewahrt wird; kaum hat Bertha, ihren Grundsätzen getreu, in großer Gesellschaft ihr Verhältnis zu Charlton auseinandergesetzt, als auch schon das Martyrium des armen Geschöpfes anfängt. Arme Bertha! Daß sie wie eine Aussätzige von der ländlichen Gesellschaft gemieden wird und tugendhafte Mütter ihre Töchter vor ihr verstecken, könnte sie ertragen; daß die Londoner Männerwelt sich ihr gegenüber Gemeinheiten ärgster Art erlaubt, könnte sie am Ende auch noch verwinden; aber selbst ihr Verhältnis zu Charlton wird unerträglich: die Freiheit, welche sie als erste unerläßliche Bedingung jedes ehelichen Glückes voraussetzte, wird ihrem jungen Liebesglücke zum Fluche. Keines von beiden, weder die geistesstarke Bertha, noch der anbetende Charlton können den Gedanken ertragen, daß sie frei sind und von der Welt als frei betrachtet werden. In der That lauert mehr als ein Mann auf den Moment, da Bertha in der Stimmung sein könnte, von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen, sowie Marian

Travers, die Bekanntschaft Charltons vom Dampfer „Carnarvon Castle“ her, ihre „Flirtation“ erneuert. Der von den Männern erwartete Augenblick tritt ein. Bertha hält sich für verraten, als der eifersüchtige Charlton sie auf einem Balle schändlich vernachlässigt, während er Marian den Hof macht, und sie entflieht, im tiefsten Innern gebrochen, um nach Australien zurückzukehren. Eric Vicars wartet jetzt frohlockend darauf, das arme Geschöpf als willkommene Beute in Empfang zu nehmen und thut das Seinige, um den verzweifelten Charlton von seiner Frau fernzuhalten. Glücklicherweise ereilt Charlton Bertha und Vicars noch im letzten Moment — jetzt ist Bertha bereit, das Experiment von der idealen Verbindung aufzugeben und ein neues Leben auf alter, bewährter Grundlage zu beginnen. —

Grant Allen wählt für seine These nur ungern die erzählende Form, die seiner Eigenart nicht zusagt. Aber wer heute als Schriftsteller auf die Menge wirken will, muß erzählen, ob er will oder nicht.

Die Heldin, Herminia Barton, hat von ihrem Vater, dem Dekan von Dunwich, unbeugsame Charakterstärke, unerbittliche Logik und tiefen moralischen Ernst geerbt. In früheren Zeiten wäre sie mit diesen Eigenschaften eine Stütze der Kirche geworden, heutzutage geht eine denkende Dame selbstverständlich in das Lager der emanzipierten Frauen. Herminia absolviert zu Girton ihre gelehrten Studien und verdient mit zwanzig Jahren, weit vom reichen Vaterhause entfernt, als Lehrerin ihr kärgliches Brot. Die gute Gesellschaft wundert sich über die sehr emanzipierten

Ideen der jungen Dame, aber da Herminia die Tochter des Deans von Dunwich und überdies eine ausgesprochene Schönheit ist, so nicken sich die älteren Damen bei ihren gottlosen Auslassungen mit klugem, überlegenem Lächeln zu: Wenn Herminia erst verheiratet ist, wird sich die Emanzipation schon geben. In dieser guten Gesellschaft lernt Herminia den ältesten Sohn eines berühmten Londoner Spezialisten kennen, der von ganzer Seele mit der Emanzipation der Frauen sympathisiert. Herminia macht in ihrer Wahrhaftigkeit kein Hehl aus ihrer Liebe zu Alan Merick, ihre Liebe wird erwidert, und der junge Mann stellt die übliche Frage: „Wann soll die Hochzeit sein?"

„Niemals!" antwortete Herminia, und „die Röte der Scham und des Schreckens stieg ihr ins Gesicht".

Warum nicht? fragt der unschuldige Leser. Ist es unästhetisch, zu heiraten, wie eine von Molières „Gelehrten Frauen" meint, oder gehört es mit zum Credo der emanzipierten Frau, daß die Liebe ewig platonisch bleiben müsse? Alan kennt offenbar die Ansichten Herminias sehr genau, er weiß also, daß ihr „Niemals!" nicht der Ehe an sich, sondern der jetzigen, von Kirche und Staat geweihten Ehe gilt. Im Prinzipe ist er auch ganz mit ihr einverstanden, daß das „Heiraten" eine veraltete Einrichtung, ein Ueberrest von Sklaverei sei; aber er kann sich nicht denken, daß Herminia, die Tochter eines geistlichen Würdenträgers, bereit sei, ihre Prinzipien ins Praktische zu übertragen. Er wird von ihr eines Besseren belehrt. Die Antwort Herminias verdient es, wörtlich mitgeteilt zu werden, als eine Probe dessen, was ein sonst geistreicher Schrift-

steller in diesem Buche an unfreiwilliger Komik zu leisten vermag.

„Ich hätte nicht daran gedacht, was dieser Schritt für Folgen nach sich zieht? Wie, habe ich nicht Zeit gehabt, mein ganzes Leben lang darüber nachzudenken? Worüber hätte ich sonst ernstlich nachdenken können, als über die große Frage, was die Frau sich, ihrem Geschlechte und ihren ungeborenen Kindern schuldig ist? Das ist mein einziges Studium gewesen."

„Ja, welchen Ausweg schlägst du vor?" fragt Alan staunend.

„Was ich vorschlage?" wiederholt Herminia ihrerseits erstaunt. Es schien ihr so einfach, klar und natürlich. „Einfach dies, daß wir Freunde sein sollen, teure, teure Freunde mit jener einzigen Freundschaft, wie sie die Natur zwischen Mann und Frau ermöglicht."

Alle Vorstellungen Alans sind umsonst. Kirchliche Ehe oder die Ehe vor dem Standesbeamten — beide sind ihr in gleicher Weise unerträglich. Ehe bedeutet Herrschaft des Mannes über die Frau. Die Ehe bindet sie an ihn fürs Leben, sie tritt ihre Persönlichkeit und Eigenart mit Füßen.

„Wenn ich einen Mann überhaupt lieben soll, so kann dies nur unter der Bedingung absoluter Freiheit geschehen. Ich kann mich nicht verpflichten, ihm einen Augenblick länger anzugehören, als ich ihn liebe, oder ihn weiter zu lieben, wenn ich sehe, daß er meiner Liebe nicht wert ist, oder wenn ich jemanden finde, der meine Liebe eher verdient."

Nun steht Alan, wie der Verfasser traurig zugibt, freilich nicht ganz auf der Höhe von Herminias heiliger

Ueberzeugung; er ist ein Engländer, und es geht ihm wie allen seinen Landsleuten die Fähigkeit ab, ein Prinzip bis zum logischen Ende durchzuführen. Aber er erliegt der Versuchung und schließt mit Herminia die gewünschte „Freundschaft". Die Freundin erteilt weiter ihren Unterricht und bewohnt weiter ihr Häuschen; erst als die Umstände eine Aenderung der alten Verhältnisse dringend verlangen, vermag Alan sie zu bewegen, mit ihm eine Reise nach Italien anzutreten, um dort das Kind zu erwarten.

Das Kind! Also wagt Grant Allen, das Problem bis zu jenem gefährlichen Punkte zu verfolgen? Was soll bei der freien Liebe oder der „Freundschaft", wie Herminia sagt, aus den Kindern werden? Wird unser Autor diese Frage beantworten, auf die bis jetzt von keiner der emanzipierten Frauen geantwortet wurde?

Nein, auch Grant Allen geht der Frage aus dem Wege. Sobald die Geschichte beim Kinde angelangt ist, bricht sie auf einmal entzwei, wie überhaupt das Buch in zwei unorganisch aneinander gefügte Teile zerfällt. Die erste Hälfte, welche uns Herminia vor und während der großen Entscheidung vorführt und daher alle Künste des Psychologen und Erzählers herausfordert, ist eine Abhandlung über freie Liebe mit sehr viel Pathos, aber fast keiner novellistischen Darstellung; in der zweiten Hälfte dagegen, in welcher die Persönlichkeit der Heldin fertig und abgeschlossen ist und wir anfangen, ein theoretisches Interesse an der Entwickelung zu nehmen, hört die Abhandlung auf, und die Tragödie beginnt. Zwei große Fragen knüpfen sich selbst für den oberflächlichsten Leser an das Thema:

Erstens, wie wird sich das Zusammenleben von Freund und Freundin im Verlaufe der Jahre gestalten? Wird die Freiheit der Bewegung ein Segen für die beiden werden oder ein Fluch? Ist die Untreue in der Ehe wirklich, wie die Vertreter der freien Liebe behaupten, in erster Reihe das Ergebnis der einem menschlichen Wesen unerträglichen Sklaverei? Oder wird das Bewußtsein der Ungebundenheit, wie es die freie Ehe mit sich bringt, die Quelle aller Maßlosigkeit und Ausschweifung werden auf der einen oder der andern Seite oder auf beiden? Und wie wird der eine beständigere Teil die Untreue des andern ertragen?

Zweitens, was wird mit den Kindern geschehen? Gesetzt den Fall, daß die gegenwärtigen Verhältnisse überwunden und die freie Liebe eine allgemeine Einrichtung würde — wer erzieht die Kinder? Denn wohlgemerkt, Alan und Herminia leben nicht zusammen, von einem gemeinsamen Haushalte will Herminia so wenig hören wie von einer Heirat und bindenden Ehe, sie will in ihrer Weise ihr Brot verdienen, er soll seiner Beschäftigung nachgehen — wo bleibt da die Erziehung?

Es ist ja kein Zweifel, daß die Freunde dieser Art von Emanzipation um Antworten auf diese und andre Fragen nicht verlegen sein werden; aber Grant Allen hat es vermieden, sein Experiment über die Linie hinaus zu verfolgen, jenseits welcher diese Fragen beginnen.

In Perugia erkrankt nämlich Alan am Typhus und stirbt.

Was dann folgt, ist ein sehr trauriges Kapitel, aber es hat mit dem Thema wenig zu thun. Herminia

fristet als Schriftstellerin ein elendes Dasein, welches einzig und allein durch die Liebe zu ihrem Kinde einige Farbe erhält. Und eben dieses Kind ist es, welches dem Martyrium seiner Mutter die Vollendung gibt. Herminia sucht natürlich ihr Mädchen in ihren Grundsätzen von Freiheit und „Frauenehre" zu erziehen, und sieh da! ein tragisches Geschick gibt dem Kinde der Märtyrerin der Emanzipation ein solches Ausmaß von ataviſtischer Entartung, daß sie ihre Mutter haßt und verachtet und sie geradezu in den Tod treibt. Das Fräulein ist nämlich in der Lage, eine glänzende Partie zu machen und erklärt ihrer Mutter unter den herbsten Vorwürfen, daß sie, Herminia, durch ihr bloßes Dasein dem Glücke ihrer Tochter im Wege stehe. Eine Dosis Blausäure räumt das Hindernis aus dem Wege.

Unterstandslos.

Man kann ein nach landläufigen Begriffen anständiger, arbeitsamer, nicht unvorsichtiger Mensch sein und ist doch nicht davor geschützt, am eigenen Leibe zu erfahren, was Unterstandslosigkeit eigentlich bedeutet. Bis vor kurzem kannte ich das Wort aus flüchtig aufgegriffenen Zeitungsnotizen, seit vorgestern abends muß ich mich selber als unterstandsloses Individuum bezeichnen. Als ich heute auf dem Waterloobahnhofe die überfüllten Hallen mit ihrer Menge von Männern, Frauen und Kindern sah, prüfte ich unwillkürlich jedes Gesicht auf seinen Ausdruck, ob es mir nicht die gleiche Sorge verriete, die jetzt mein Gemüt bedrückt.

Wo wohnen diese zahllosen Familienväter mit ihrem Zubehör? Sie haben unmöglich alle ihre eigenen Häuser, sie räumen unmöglich ganz allein, ohne jede Hilfe von Dienstboten, tagtäglich ihre Zimmer auf. Ihre Frauen sind unmöglich alle bescheidene und vollendete Köchinnen, ihre Kinder unmöglich lauter Engel, von denen man nur himmlische Töne zu hören

bekommt — wer nimmt alle diese Leute in Miete, wer gibt ihnen ihre Kost?

Wenn in den späten Nachmittagsstunden eine dichtbesetzte Omnibusreihe um die andre die Oxfordstraße hinauffährt, so erfüllt mich der Anblick jedes einzelnen Menschen, der hoch oben auf dem Dache, in Zeitungslektüre vertieft, behaglich seinem Heim entgegenrollt, mit sündigem Neid; auch ich arbeite den ganzen Tag, auch ich verdiene mir so ziemlich mein Obdach und mein tägliches Brot, ein Heim aber für mich und meine Familie bleibt meiner Sehnsucht versagt.

Im Laufe von wenigen Wochen habe ich dreimal die Wohnung gewechselt, und in die vierte ziehe ich mit Vorbehalt ein. Dabei waren lange Briefe vom Festlande aus nach England geschrieben worden, eine lange Erfahrung und weitreichende Beziehungen wurden herangezogen, um nur ja das Beste, das Richtigste zu wählen, und das Ergebnis dieser Vorsicht und Emsigkeit ist eine unterstandslose Familie. Als wir die Ratschläge durchgingen, welche unsre englischen Freunde auf unsre Anfragen erteilt hatten, stellte es sich heraus, daß man für einen zeitweiligen Aufenthalt in London drei Existenzmöglichkeiten habe: erstens, man nimmt ein ganzes Haus, läßt es sich von einer der zahlreichen Möbelleihanstalten vollständig einrichten und führt eine regelrechte Wirtschaft, wie man es von der Heimat her gewöhnt ist; zweitens, man bezieht möblierte Zimmer in irgend einem eingerichteten Haushalte und führt nur eine halbe Wirtschaft in dem Sinne, daß man zwar direkt mit Bäcker und Fleischer verkehrt,

sich aber zur Zubereitung und Verwahrung der Lebensmittel der Wirtin und ihrer Köchin bedient; drittens, man geht in volle Pension, das heißt, man hat seinem Beutel einmal in der Woche so und so viele Goldstücke zu entnehmen, kann aber dann alle Sorgen in den Wind schlagen, braucht nur viermal täglich „Tischlein deck dich" zu sagen, und man führt das herrlichste Leben von der Welt.

Die Wahl zwischen diesen drei Möglichkeiten wurde nicht leichtsinnig getroffen. Nach dem berühmten Beispiele Robinson Crusoes wurden Licht- und Schattenseiten eines jeden der drei möglichen Fälle zu Papier gebracht und sorgfältig gegeneinander abgewogen. Nachdem diese hochnotpeinlichen Untersuchungen Wochen hindurch gedauert hatten, wurde feierlich beschlossen, in Pension zu gehen. Die Zeit des Londoner Aufenthaltes, sagte ich mir, ist so kostbar für uns alle, es ist so viel zu hören und zu sehen, so viel zu lernen, daß es sündhafte Verschwendung wäre, auch nur den kleinsten Bruchteil der uns gegönnten Muße mit kleinlichen Alltagssorgen zu verlieren und sich durch unwürdige Küchenlappalien von der Hauptsache ablenken zu lassen. So wurde denn ein Boarding-House gesucht und gefunden — das sorglose Götterdasein begann. Die überschlanke Hausfrau erwies mir die Ehre, mir bei Tische den Platz zu ihrer Rechten einzuräumen, und zeichnete mich und die Meinen ferner dadurch aus, daß wir unter allen Gästen die ersten Portionen erhielten. Wir waren entzückt: Die Existenz in der Pension schien die beste aller möglichen Existenzen. Fisch, Brot, Butter, Marmelade zum Frühstück, kaltes

Fleisch zum Lunch, ein langes Menu zum Diner — was kann man Besseres verlangen? Freilich war der Thee nicht das köstliche blonde Getränk, wie wir es zu Hause bereiten, und wenn man die schwarze, dichte Masse in die Schale fließen sah, fühlte man sich versucht, der Wirtin zuzurufen: „Wenn das Kaffee ist, so geben Sie mir lieber Thee, ist das aber Thee, so geben Sie mir lieber Kaffee!“ Aber wir sind nicht unbescheiden und wissen, daß man in der Fremde nicht alles haben kann; man muß nicht in der Pension russischen Thee und russische Zubereitung verlangen. Am dritten Tage kam uns das kalte Hammelfleisch auch nicht sonderlich schmackhaft vor, zumal sich der Gaumen desselben Bratens erinnerte, wie wir ihn zwei Tage vorher warm genossen hatten, aber diese Nebenmahlzeit hat am Ende auch nicht viel zu bedeuten; wenn nur das Diner am Abend reichlich und schmackhaft ist, dann hat das weiter nicht viel zu sagen. Als eine Woche um war, fing auch das Diner an, der gleichen Entartung wie der Thee und der Lunchbraten zu verfallen, und eines Abends sahen wir uns verdutzt an und gestanden uns die traurige Wahrnehmung, daß das Essen täglich schlechter werde. Objektiv thaten wir der guten Wirtin bitteres Unrecht, denn die bunten, illustrierten Menukarten — von der Liebig-Gesellschaft gratis geliefert — zeigen, daß die Kost sich immer gleich blieb, so gleich und unerschütterlich wie das englische Münzsystem und die englische Orthographie und ebenso vernünftig wie diese. Das folgende Menu zeigt den Grundtypus unsres Diners:

Suppe.
Roastbeef.
Hammelbraten.
Erbsen, Bohnen, Kartoffeln.
Himbeer- und Johannisbeertorte, Butterbrotpudding.
Reispudding.
Dessert.

Die Abwechslungen im Menu bestanden darin, daß einmal statt der spartanischen Suppe „Fisch", statt „Roastbeef" gekochtes Rindfleisch, statt „Hammel" Lamm, statt „Bohnen" Kürbis, statt „Reispudding" Semolina- oder Tapiokapudding zu lesen und zu genießen war. Es war also nicht die Schuld unsrer braven Wirtin, wenn wir die Kost schlechter fanden als am Anfang, nein, es war eine unberechtigte subjektive Empfindung, und wir kamen bei der philosophischen Analyse unsres Gemütszustandes auch rasch darauf und schämten uns. Aber nach weiteren acht Tagen zeigte meine Familie ausgesprochene Anfänge von Heimweh, und zwar wurden die sehnsüchtigen Erinnerungen gewöhnlich während der Mahlzeiten lebendig, und die Leckerbissen unsres heimatlichen Tisches wurden mit als die Hauptreize der Kaiserstadt erwähnt.

Merkwürdigerweise wurden um dieselbe Zeit auch noch allerlei andre Mängel an unserm Boarding-House entdeckt. Es fehlte ein Garten. Luft und Grün sind eigentlich eine Hauptsache, besonders für Kinder; das hatten wir aus Rücksicht auf die Pension, die uns als besonders gut empfohlen war, außer acht gelassen. Jetzt trat das Bedürfnis nach Grün besonders nachdrücklich hervor. Man soll nicht erst Plätze und Straßen abgehen

müssen, um in einen Park zu gelangen. Ferner stand das Piano in dem gemeinsamen Drawing-Room; ich aber genieße Musik am liebsten innerhalb meiner vier Wände. Ueberdies war das Piano chronisch verstimmt.

„Es nützt nichts," sagte ich endlich, „man darf sich der Wahrheit nicht länger verschließen. Gestehen wir es uns offen und redlich ein: Es war ein Mißgriff, mit Nummer drei zu beginnen; das Pensionssystem paßt nicht für unsre Verhältnisse. Ich werde es mit Nummer zwei, den ‚Apartments', versuchen. Noch heute wird die Annonce gesetzt." Am folgenden Tage waren unsre Bedürfnisse sämtlichen zweimalhunderttausend Lesern des „Daily Telegraph" ein offenes Geheimnis; die Familie war nach Zahl, Geschlecht und Alter ihrer Glieder bestimmt, die gesuchten Zimmer beschrieben, der Garten als unumgänglich notwendig bezeichnet.

Die Fülle der einlaufenden Antworten überwältigte uns, und wir brauchten eine gute Weile, bis wir aus der Menge ein halbes Dutzend Angebote auslasen, die wir zu prüfen beschlossen. In einem Punkte berührten sich die sechs Offerte nämlich darin, daß die uns angebotenen Zimmer und sonstigen Dinge wie für uns geschaffen zu sein schienen; im übrigen gingen sie buchstäblich weit auseinander: alle vier Himmelsstriche waren in den wenigen Wohnungen vertreten. Das schreckte uns nicht. Eines Morgens ließen wir uns von der London-, Chatham- und Dovereisenbahn weit nach dem Süden hinausbefördern; der Nachmittag sah uns in einem Zuge der Great Northern nach der entgegengesetzten Richtung dampfen; am folgenden Tage brachte uns der Omnibus nach dem äußersten Westen —

nur das Angebot aus Epping Forest im Osten ließen wir nach einiger Ueberlegung unberücksichtigt. Zwei Adressen hatten uns nach dem Süden geführt; die hatten wir zu allererst aufgesucht, weil sie gar so viel Schönes versprachen. Die eine Hausinhaberin sagte uns, daß sie für Kinder schwärme, und hob als besonderen Vorzug ihrer Wohnung die unmittelbare Nähe des Krystallpalastes hervor; die andre erwähnte ebenfalls die schöne Umgebung und begründete ihre etwas hohen Bedingungen durch die besondere Eleganz des Hauses. Von süßen Hoffnungen beseelt, traten wir die Entdeckungsreise an — in tiefster Melancholie fuhren wir in das Boarding-House zurück. Die Kinderschwärmerin wohnte mindestens eine Viertelstunde vom Krystallpalaste in einem dürftigen, düsteren Häuschen, dem man die Not seiner Bewohner auf hundert Schritte ansah, und die Dame mit der eleganten teuren Wohnung war sehr überrascht, als wir den Garten zu sehen verlangten. Sie hätte die Stelle vom Garten gänzlich übersehen; es thue ihr schrecklich leid! Uebrigens habe das Drawing-Room eine Veranda, von der aus man ganz gut die Gründe des Krystallpalastes übersehe!

Die Fahrten nach dem Norden und Westen fielen nicht glücklicher aus: entweder schäbige Zimmer oder unerschwingliche Preise, einmal sogar beides zugleich. In dieser Not entschlossen wir uns, die eingelaufenen Briefe nochmals durchzugehen und nach etwas Passendem zu suchen. Bei einem kurzen, sehr knapp gehaltenen Schreiben machten wir Halt; nach den Unaufrichtigkeiten der ersten Angebote schien der fast derbe Ton dieses Briefes eine angenehme Abwechslung. Die

Frau sagte gerade heraus, sie habe keinen Garten und sie liebe keine Kinder; indessen stehe ihr Haus hart am Rande eines Common, und mit Kindern aus gutem Hause würde sie es auf einen Versuch ankommen lassen. Da gingen wir hin.

Als wir die Eisenbahnstation und die unmittelbare Umgebung derselben verließen, befanden wir uns wie durch Zauber in einer neuen, ungeahnten Welt: eine weite, unübersehbare Wiesenstrecke, von Baumgruppen oder einzelnen Baumriesen unterbrochen, eine ungeheure Lichtung, auf der man Ueberreste einstiger Waldherrlichkeit gelassen hat. Fern vom Getümmel der Stadt — eine Oase in der lauten, steinernen Wüstenei. Weder spielende Kinder noch der in dieser Einsamkeit überflüssige Policeman wissen uns den Weg nach der in dem Offert angegebenen Adresse zu melden; erst der zufällig daherkommende Briefträger weiß Bescheid. Hart am grünen Saume erhebt sich eine Reihe roter, niedlicher Häuser, offenbar alle von demselben Baumeister nach einem gleichen Plane gebaut. Vor jedem Häuschen, das von seinen Nachbarn durch ein hübsch gearbeitetes, mehr dem Schmucke als der Scheidung dienendes Gitter getrennt ist, glänzt ein Blumenbeet in allen Farben, die schneeweißen Vorhänge innerhalb des großen, breiten Fensters versprechen ein Paradies von idyllischer Ruhe und reinlicher Häuslichkeit. Wir läuten. Eine behäbige Frau mit ergrauendem Scheitel öffnet und führt uns in das Wohnzimmer, das uns schon draußen so verlockend erschienen ist. Wir tragen unsre Wünsche vor. Wir sind Fremde mit den Vorurteilen von Fremden, überdies mit

Kindern versehen, die sich erst an englische Kost gewöhnen müssen; deswegen suchen wir Wohnung, wo die Hausfrau nach unsern Angaben kocht. Wir sind nicht anspruchsvoll, aber eine gewisse Abwechslung in der Kost ist uns sehr erwünscht. Die Frauen geraten ins Gespräch, geheimnisvolle Rezepte werden ausgetauscht, Mrs. Keble entpuppt sich als die Witwe eines Marineoffiziers, der für kontinentale Küche schwärmte — alles klappt wunderbar, auch der Preis, so ziehen wir denn zu Mrs. Keble ins Haus.

Nach acht Tagen suchten wir wieder Wohnung mit Kost. Mrs. Keble kochte nach den kontinentalen Wünschen des seligen Kapitäns; jeder Wunsch nach der Aenderung des Rezepts wurde von ihr als eine pietätlose Beleidigung ihres verstorbenen Mannes gedeutet.

Ich habe jetzt, obwohl ich abermals eine Variante der „Apartments" versuche, meine gegründeten Zweifel, ob sich System Nummer zwei überhaupt jemals bewähren wird, und doch will ich alles aufbieten, bevor ich mich dazu entschließe, zeitweiliger Hausherr in London zu werden. Eine dunkle Ahnung warnt mich davor, mit den unteren Schichten der Londoner Bevölkerung, die ich bis jetzt aus respektvoller Entfernung in Versammlungen und an Bankfeiertagen beobachtet habe, intimere, praktische Bekanntschaft zu machen. Arriet ist ein recht erfreulicher Anblick, wenn sie mich in Diensten meiner Wirtin oder meiner Freunde bei Tische bedient; sehe ich aber dieselbe Arriet an freien Nachmittagen, in vollem Staate — eine Lady in White — zum Hause hinaussegeln, so kommt es mir

nicht unbedenklich vor, dieser Dame Befehle zu erteilen. Vor den englischen Gewerbsleuten und Krämern habe ich vollends einen gewaltigen Respekt. Wenn ich dem Londoner Schuster zahle, was er verlangt, ist er so liebenswürdig, als er nur sein kann; es ist nicht viel, aber ein Schuft, wer mehr gibt, als er hat. Nur mache ich nie mehr den Versuch, ihm zu sagen, daß er mir ein Paar Schuhe für fünfzehn Shillings aufgebunden hat, die ich sonst für einen halben Sovereign bekomme. Der Mann war grob wie ein Sack. Wie soll ich es unternehmen, mit dem Heere von Lebensmittellieferanten fertig zu werden, ohne mir das Fell über die Ohren ziehen zu lassen?

Nein, lieber schlage ich mich noch eine Weile mit den Wirtinnen als mit den Gewerbsleuten von London herum.

Wie man London ernährt.

Alle Wunder der alten Welt sind rechte Kindereien, wenn man sie mit modernen Verhältnissen vergleicht, und das alte Rom mit seiner vielhunderttausendköpfigen Menschenmasse, deren Ernährung den römischen Denkern ein solches Wunder schien, sinkt, mit der Hauptstadt Englands verglichen, zur Kleinstadt herab. Ueber fünf Millionen Menschen wohnen auf einem unfruchtbaren Fleck Erde hart gedrängt nebeneinander und allen — oder fast allen! — wird wie durch ein Tischleindeckdich-Wunder dreimal täglich die Mahlzeit bereitet. Wird die unermeßliche Nahrung von der Umgebung dieser dichten Menschenmenge geliefert? Ist England ein so gesegnetes Land, daß es außer den zahllosen Dörfern und Provinzstädten auch noch den Riesenleib der Metropole zu ernähren vermag? — Nichts weniger als das. England wird nachgerade ein großer Park, in dem sich abwechselnd grüne Hügel, der beständige Aufenthalt zahlreicher Schafherden, trefflich bewässerte Wiesengründe und ungeheure Tiergärten befinden. Wogende Getreidefelder sind nur sehr ver-

einzelt anzutreffen. Obst- und Küchengärten bedecken nur ein sehr geringes Areal. Der Ertrag des bebauten Landes würde kaum hinreichen, die kleinen Landstädte mit dem täglichen Brote zu versehen, das Obst der englischen Gärten und Treibhäuser würde gerade noch die oberen Zehntausend mit einem mäßigen Dessert versorgen; die Millionen würden nie einen Apfel oder eine Birne zu kosten bekommen.

Und wie wird das Wunder vollbracht, daß nicht nur die Provinzen, sondern auch die Hauptstadt Speisen und Getränke in Ueberfluß und in der besten Qualität tagtäglich erhalten?

Ich hatte eine schlaflose Nacht und war herzlich froh, als ich zwischen drei und vier Uhr den etwas trüben Londoner Morgen zum Fenster hereindämmern sah. Es mochte wohl halb vier sein, als ich, der dumpfen Stube entronnen, die frische Luft in einem der großen Squares von West Central einsog. Aber ich war trotz der frühen Stunde durchaus nicht allein auf der Straße. Hohe Wagen, mit schweren Gäulen bespannt, rumpelten über das Pflaster dahin; leichte offene Einspänner eilten hinterher, und endlich keuchten Männer und Weiber mit ihren Handkarren den Wagen nach — eine riesige Prozession, die einem Ziele, dem großen Nordbahnhofe, zusteuerte. Ich schließe mich dem Zuge an und gelange bald zur Stelle. Eine ganze Wagenburg hat sich vor dem Stationsgebäude gehäuft, in Reih' und Glied stehen die Kärrner. Alle warten gespannt auf den Lastzug, der seine riesige Fracht von Gemüse den nördlichen Teilen des Reiches entführt hat. Aber an den wartenden Wagen

vorbei zieht wieder eine Menge Fuhrwerke nach einer andern Richtung, mehr dem Westen zu. Es gilt den Zügen, die aus Irland Kartoffeln einführen. Und wieder andre eilen im raschesten Trabe zu den Bahnhöfen des Ostens und Südens, wo die Eisenbahnzüge mit ihrer Fülle von Produkten des europäischen Festlandes einmünden. Der Ostbahnhof ist wohl um die frühe Morgenstunde der interessanteste Schauplatz. Der Zug dampft in die riesige Halle ein. Noch ist er nicht ganz zum Stillstand gekommen und schon stürzen sich Hunderte von Händen auf die vollen Waggons. Kisten jeder Größe fliegen wie Kinderbälle von Hand zu Hand und haben sich im Nu zu ganzen Stockwerken längs der Geleise aufgetürmt. Ich getraue mich kaum in die Verwirrung hinein, aber die Außenseite des Kistenwalles ist leicht zugänglich, und sieh' da! Die lieben heimatlichen Zeichen glänzen mir von der Verpackung entgegen. „Nicht stürzen!" Namen von ungarischen, polnischen und wohl auch mährischen Städten sind auf den Kisten zu lesen. Eier sind es, die sorgliche österreichische Hausfrauen gesammelt haben, um sie nach dem fernen Westen zu verkaufen. Wo kommen nur diese unglaublichen Mengen Eier her? Wer würde es glauben, daß man die zerbrechlichen Dinger in solche Fernen senden kann? Welcher Städter hat eine Ahnung davon, wie der Händler solche Massen zusammenzubringen vermag?

Einige Schritte von der Kistenwand entfernt häufen sich graue Säcke, die allerlei komische Ausbuchtungen zeigen. Hie und da ist ein Sack geborsten und das Ende eines Zwiebelkranzes verrät die bissige Fracht.

So viele Zwiebeln! Ich zähle Dutzende und Dutzende von Säcken. Aber die vielen Zwiebeln kommen nicht, wie man glauben möchte, gleich den Eiern aus der Polakei, sondern aus Holland und sogar aus dem duftigen Frankreich. Weiter hinten türmen sich wieder Säcke über Säcke in schier endlosen Reihen — Kartoffeln ohne Zahl! Der Lärm und das Gewühl haben sich einigermaßen gelegt — da ertönt ein Signal, und der lange Zug verläßt, seines reichen Inhalts beraubt, das Geleise. Wenige Minuten vergehen, und schon keucht ein zweiter Zug in die Halle. Wieder stürzt sich die harrende Menge wie wütend auf die Wagen, und wieder ist im Handumdrehen der Zug geleert. Jetzt reihen sich an die Eierkisten, Zwiebel- und Kartoffelsäcke auch noch gelbe Rüben, Kraut, Salat, Gurken und eine ganze Menge andrer Gemüse.

Und wieder keucht ein Güterzug in die Halle und wieder stürzen sich die Leute auf die Wagen; aber jetzt interessiert mich das Schauspiel nicht mehr, ich bin vielmehr neugierig, wie und wohin die aufgehäuften Massen von Eiern, Zwiebeln und Kartoffeln verschwinden. Denn die ungeheuren Haufen sind ebenso schnell im Verschwinden begriffen, als sie entstanden sind. Die Wagen rumpeln eiligst davon — wohin? Einer der Träger findet noch Zeit, mir auf meine Frage „Covent Garden!“ zuzurufen. Covent Garden ist eine gute Strecke vom Ostbahnhofe entfernt; auf dem Wege dahin muß ich an dem großen Fleischmarkt von Smithfield vorbei. Aus der Ferne gesehen, erscheinen die sieben domartigen Kuppeln wie die Kronen von sieben Gotteshäusern; aber der Lärm und die Menschenmenge

verkünden schon früher, bevor man noch einen Blick in das Innere gethan hat, daß es keine Stätten frommer Andacht sind, welche die geschäftigen Leute umdrängen. Zu beiden Seiten der schönen Gebäude warten endlose Wagenreihen ihrer Ladung, und jetzt treten auch schon die Leute mit ihren Lasten aus den Thoren. Wie am Ostbahnhofe die Kisten und Säcke, so fliegen hier Ochsenteile, Schafe und Kälber von Hand zu Hand, und die rasch gefüllten Wagen beginnen sich in Bewegung zu setzen. In die Fleischhalle selbst kann ich vorläufig nicht eintreten, wenn ich es nicht riskieren will, von den eilenden, stoßenden, keuchenden Trägern umgeworfen und zertreten zu werden — die Menschen machen hier in ihrer Hast und Rücksichtslosigkeit den Eindruck von Automaten, die durch ein Zauberwort für so und so viele Stunden in den Dienst ihrer Herren gepreßt worden sind. Und wenn ich schon das Geschick hätte, durch die Automaten hindurch zu lavieren, ohne am Leibe Schaden zu nehmen, so wäre es doch für alle Fälle um den Anzug geschehen. So bleibe ich denn draußen und warte, bis sich die Fleischhallen einigermaßen geleert haben werden. Wie in einem aufgescheuchten Ameisenhaufen wimmelt es auf der ganzen langen Linie vor den sieben Gebäuden: die Träger rasen ununterbrochen hin und her, die Wagen eilen davon, andre nehmen ihre Plätze ein. Ich warte eine gute Weile, vom nahen Kirchturm spielen die Glocken ein Morgengebet. „Ihr frommen Christen kommt zum Gebet!“ Es ist fünf Uhr. Aber noch immer ist eine Abnahme in der Menschenflut nicht zu bemerken, es ist vielleicht noch

gar nicht einmal der Höhepunkt erreicht. Ganz in meiner Nähe steht ein Herr, dem man es ohne Mühe ansieht, daß er eine höhere Macht in diesem Menschengewühle repräsentiert. Die Neuankommenden berühren vor ihm den Hut, ein Blick seiner Augen hat in strittigen Fällen — denn es fehlt in der allgemeinen Hast nicht an Zusammenstößen und Kämpfen um den Vortritt — offenbar die Bedeutung eines strengen Befehles. Die ganze Geschichte scheint den Mann in dem Grade zu langweilen, wie sie mich interessiert, er hat das Treiben nicht zum ersten- und auch nicht zum letztenmal gesehen. Und so kommt es, daß wir, die einzig Unbeteiligten, in eine Unterhaltung über das Schauspiel geraten. Der Mann ist Polizeiinspektor und kennt die Leute, welche jeden Morgen den Fleischmarkt besuchen, aus dem Grunde, sowie er über die Fleischversorgung der Hauptstadt vortrefflich unterrichtet ist. Der Mann weiß, was man in London ißt und trinkt, und von ihm erhalte ich mancherlei lehrreiche Auskunft über das interessante Kapitel. Es sind geradezu fabelhafte Ziffern, die der freundliche Polizeiinspektor aufmarschieren läßt. Im Jahre 1898 wurden gegen 200 000 Stück Hornvieh und gegen 70 000 Schafe in Deptford allein gelandet. Dort wurde das Vieh vom Inspektor in Augenschein genommen und dann als gesund den Schlachthäusern zugeführt.

„Das Fleisch, das Sie hier sehen, hat erst diese Nacht Deptford verlassen."

„Und woher kommen die vielen Tiere?"

„Ein geringer Bruchteil wird von England, Schott-

land und Irland geliefert; im wesentlichen sind wir auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika, auf Canada, La Plata, Neu-Seeland und Australien angewiesen."

„Und ist es möglich, lebendes Vieh wohlbehalten in solchen Massen nach London zu bringen?"

„Freilich ist das ein schwieriges und kostspieliges Geschäft. Mit dem nordamerikanischen Vieh macht es sich ziemlich gut, denn es gehen verhältnismäßig wenige Tiere zu Grunde; so sollen die Verluste des letzten Jahres sich nur auf etwa vier Zehntel Perzent belaufen. Aber der Transport des lebendigen Viehes aus Neu-Seeland und Australien ist bis jetzt auf große Hindernisse gestoßen. Trotzdem werden immer wieder neue Versuche gemacht, in der jüngsten Zeit mit besserem Erfolg."

„Und wie verhält es sich mit dem geschlachteten Fleische aus Australien? Wir haben in Oesterreich den Versuch gemacht, aber nicht wiederholt."

„Das ist mir unverständlich. Gut ein Drittel des in London verzehrten Rind- und Hammelfleisches kommt geschlachtet in den Themsehäfen an. Nordamerika und La Plata liefern das Rindfleisch, Australien Hammel- und Lammfleisch. Es ist ein gewöhnlicher Irrtum, zu glauben, daß das Fleisch durch das Gefrieren seinen Geschmack verliert. Erstens wird das Fleisch nicht zum ‚Gefrieren' gebracht, sondern nur ‚eingekühlt', zweitens ist die Fabel von dem schlechten Geschmacke des australischen Fleisches eben nur eine Fabel. Im Jahre 1898 wurden 50 000 Tonnen australischen Fleisches in London verkauft."

Allmählich war es doch ruhiger geworden um die sieben Gebäude, und ich wollte von dem liebenswürdigen Inspektor Abschied nehmen, um einen Gang durch die Hallen zu machen. Der freundliche Herr bot mir seine Begleitung an, und so traten wir, Führer und Schüler (man verzeihe die profane Anspielung) die Reise durch das Totenreich an.

Englisches Theater.

Das Gold liegt in London auf der Straße, und zwar nicht das Gold, das die Prospekte der afrikanischen und australischen Grubenbesitzer versprechen, sondern echtes, solides, englisches Gold, gemünzt und geprägt, in rollender, alles bezwingender Gestalt. Der Name der goldgepflasterten Straße ist kein Geheimnis, es ist der „Strand", jene Straße, deren Häuserreihe rechter Hand einst von den schmutzigen Themsefluten bespült wurde und die heute mit ihren Nebengassen und ihrer nächsten Umgebung fast die gesamte Theaterwelt Londons umschließt. Allabendlich ergießt sich der Strom der Londoner von Osten nach Westen her in den Strand, um von der Arbeit des Tages in einem der Schauspielhäuser Erholung zu finden. Ein junges Dämchen an der Seite, den Cylinder auf dem Kopfe, die französische Pfeife im Munde, steht der Clerk aus der City am Eingange des Strand, unschlüssig, welcher Gesellschaft er seine abgearbeiteten Nerven, seinen müden Geist zur Auffrischung anvertrauen soll. Da ist gleich am Anfange, von Trafalgar Square aus links, das elegante Gebäude der italienischen Brüder

Gatti, das Adelphitheater, mit der verlockenden Fülle von schönen Frauenbildern in Lebensgröße im Vorraume; auch das Restaurant mit seiner überaus glänzenden Einrichtung und seinen durchaus nicht übertriebenen Preisen ist nicht zu verachten: die große Pause vergeht bei einem Glase Ale auf dem roten Sofa am Marmortisch unter goldgeschmücktem Plafond wie eine flüchtige Minute! Aber was wird denn gegeben? Nichts! Das Haus soll nächstens mit einem großen Spektakelstücke wieder eröffnet werden.

Einige Schritte vom Palaste der „Brüder" entfernt wird im Vaudevilletheater das patriotische Melodrama gepflegt, eine Gattung, die jahraus jahrein die Londoner Jugend entzückt. Freilich ist der Glanz dieses Theaters etwas verblichen, seitdem Robert Buchanan, der Hauptlieferant der patriotischen Stücke, in Konkurs geriet und auf andern Bühnen sein Glück zu korrigieren sucht; aber der Clerk ist nicht besonders wählerisch, das Vaudevilletheater wäre ihm auch mit seinem jetzigen Repertoire recht. Und sieh da, auch das Theater ist gesperrt!

Das „Lyceum" ist jetzt ausnahmsweise offen; aber der eigentliche Hausherr läßt sich im fernen Westen feiern und mit Dollars überschütten, während Forbes-Robertson als Romeo allabendlich mit einer nicht sehr jugendlichen Julia das Hohelied der Liebe interpretiert. Aber was ist das „Lyceum" ohne Henry Irving und Ellen Terry? Freilich behaupten die Kenner, daß Forbes-Robertson sich zu Shakespeares Größe erhebt, während Irving ihn zu seiner Kleinheit erniedrigt — aber was kümmert unsern Clerk die Meinung der

Kenner? Für die Menge hat Shakespeare an und für sich keine Berechtigung mehr; nur die Kunst eines Irving vermag ihn dem Londoner erträglich zu machen.

Also ist's auch nichts mit dem „Lyceum". Und nicht besser ist es mit dem Garrick-, nicht besser mit dem Globe- und dem Haymarkettheater. Alles ist gesperrt, verpachtet oder eine Beute der Anstreicher und Tapezierer. Nur einige Possen- und Operettentheater sind von dem allgemeinen Feierabend ausgeschlossen, diese und die Tingl-Tangl machen in den Ferien nicht die schlechtesten Geschäfte.

In dieser Oede fühlt man sich so recht gestimmt, das Klagelied vom Verfall des Londoner Theaters neuerdings anzustimmen. „Die Stadt, die einst Fürstin war über die Länder, wie ist sie tributpflichtig geworden!" Die Klage ist nicht neu, aber noch immer hat sich keine Erklärung für die merkwürdige Thatsache gefunden. Das Londoner Publikum hungert nach einem richtigen Theatergenusse, und kein Preis ist ihm zu hoch, wenn er für ein gutes Stück und gutes Spiel verlangt wird. Seit den Tagen Shakespeares hat England keine solche Liebe zum Theater gezeigt wie gerade jetzt; bei der lieben Jugend ist die Schwärmerei für die Bühne sogar in ein gefährliches Stadium getreten, wie der Kritiker Clemens Scott vor kurzem zu seinem großen Mißvergnügen erfuhr. Er hatte den Mut gehabt, das elende Stück eines Anfängers elend zu finden, und seiner Empfindung mit vielleicht allzu großer Offenherzigkeit Ausdruck gegeben. Als er kurz darauf mit seiner Frau in einer Loge des Strandtheaters erschien, wurde er von der Galerie mit einer

Flut von nichts weniger als schmeichelhaften Ausdrücken begrüßt. Und es waren nicht etwa bezahlte Stimmungsmacher des verletzten Autors, die eine wohlarrangierte Rache an dem Kritiker übten, sondern junge Theaterenthusiasten, die, einer augenblicklichen Eingebung folgend, eigenartige Lynchjustiz an dem kritischen Verbrecher übten.

Dieser Theaterenthusiasmus wäre eine unversiegbare Goldmine für den „Strand", wenn — wenn die englischen Schriftsteller es verstünden, die Goldschätze zu heben. Aber es sind eigentlich nur zwei Männer vorhanden, die gelegentlich das Zauberwort sprechen, mit dem ein dramatischer Dichter die Herzen und Taschen der Londoner erschließt, nämlich Henry Arthur Jones und Pinero, und das Angebot dieser zwei reicht durchaus nicht hin, um die Nachfrage der Fünfmillionenstadt zu decken.

Pinero und Jones!

Immer wieder werden die beiden Namen genannt, so oft englischerseits der Versuch gemacht wird, die letzten zehn Jahre als eine neue Periode in der Geschichte des englischen Theaters, als eine neue Blütezeit des Dramas zu bezeichnen. Dabei übersieht man, daß beide Herren nicht mehr ganz jung sind — Jones ist 1851, Pinero 1855 geboren — und daß seit der Zeit, da jeder von ihnen den großen dramatischen Erfolg erzielte, eine Anzahl von Jahren verstrichen ist, während welcher sie zwar sehr viel für ihre Tasche, aber sehr wenig für ihren Ruhm gethan haben.

Dem großen Publikum ist Jones durch die Volks-

stücke „Der Zwischenhändler“ (The Middleman) und „Der Silberkönig“ (The Silver-King) bekannt; die Litteraturgeschichte wird ihn wegen eines einzigen Werkes nennen: „Judah“ war in Wirklichkeit ein litterarisches Ereignis für die englische Bühne.

Jones hat die Kühnheit gehabt, ein seelisches Erlebnis, den kurzen Gewissenskampf eines einfachen Landgeistlichen, zum Gegenstande seines Schauspieles zu machen. Judah Llewellyn ist Seelsorger in einer kleinen Dorfgemeinde, welche nicht einmal ein ordentliches Gotteshaus besitzt; aber die ärmliche Kapelle ist, seitdem er im Dorfe wirkt, jeden Sonntag bis auf den letzten Platz gefüllt, denn Judah richtet die armen Pfarrkinder mit seinen Worten auf, wie er durch werkthätiges Eingreifen stets ihre Not zu lindern bemüht ist, und auch die Begüterten und Aufgeklärten wissen den selbstlosen Seelenhirten und wortgewaltigen Prediger zu schätzen. Da betritt eine fremde und fremdartige Gestalt den Schauplatz der geistlichen Idylle. Ein wunderthätiges Mädchen ist im Dorfe erschienen: Vashti Dethic steht in dem Rufe, infolge wochenlangen Fastens die Gabe wunderbarer Heilkraft zu besitzen. Die hohe Mädchengestalt mit dem blassen, beinahe durchsichtigen Antlitz und den großen milden Augen verschwindet, heißt es, für Wochen und Monate aus der Mitte ihrer Umgebung; dann aber erscheint sie, um alle Gebreste durch ihre Berührung, durch ein bloßes Wort zu heilen. Judah Llewellyn betet die wunderthätige Erscheinung wie ein überirdisches Wesen an; er führt sie voll liebevoller Sorge für seine Pfarrkinder von Hütte zu Hütte und — wunderbar genug! —

die Kranken sind alle getröstet, viele haben wirkliche Heilung gefunden.

Die Kunde von dem heiligen Mädchen ist auch in das Schloß des enorm reichen und doch unsäglich elenden Gutsherrn gedrungen. Dem edlen Lord, dessen Stammbaum sich mit seinen Wurzeln bis in die Zeit Wilhelms des Eroberers erstreckt, ist von seinen Kindern nur eines geblieben, und auch dieses, die noch nicht sechzehnjährige Lady Eve, trägt die Anzeichen baldigen Todes im fahlen, unaufhaltsame Schwindsucht verratenden Antlitz. Was Wunder, daß Vater und Tochter aufs lebhafteste wünschen, Miß Dethic zu sehen? Der Sarkasmus des behandelnden Arztes und alten Hausfreundes, Professors Jobb, vermag Lady Eve nicht von ihrem Wunsche abzubringen, und so kommt denn Vashti, von ihrem Vater geführt, richtiger gewaltsam gezerrt, aufs Schloß. Vashti sträubt sich heftig, sie bittet ihren Vater flehentlich, ihr den neuen Betrug zu erlassen, sie droht sogar, alles zu verraten, er aber weiß durch Ueberredung und Gewalt ihren Widerstand zu brechen — dieser Betrug soll der letzte sein. Vashti kommt und siegt: Lady Eve beschwört sie, ihr zu helfen, Judah vereinigt seine Bitten mit ihrem Flehen, und auch der aufgeklärte Lord kann dem Glauben seines Kindes nicht widerstehen. Dieser Bethörung gegenüber verliert Professor Jobb seine philosophische Ruhe, und in derben Worten tadelt er den Pfarrer, daß er sich zum Werkzeuge eines gemeinen Schwindlers hergebe. Aber die Antwort belehrt ihn, daß der Dorfpfarrer Judah Llewellyn ein Wesen ganz eigener Art sei. Judah ist in Wales geboren

und aufgewachsen; und bis in das Jünglingsalter hinein hat er ein einsames Hirten- und Träumerleben in seinen heimatlichen Bergen geführt. Da hat sich die Natur dem sinnigen, kindlich gläubigen Gemüte des Einsamen in ihren tausend Stimmen offenbart, für Judah ist das geheimnisvolle Weben und Flüstern seiner Umgebung, die sanfte Sphärenmusik lauer Sommernächte die Sprache einer übernatürlichen Welt. Das Studium der Theologie hat diesen kindlichen Glauben eher gefestigt als erschüttert, und so ist denn Judah felsenfest von der übernatürlichen Gabe Vashtis, von ihrem Verkehre mit außerirdischen Kräften überzeugt.

Jobb ist nicht nur ein großer Naturforscher, sondern auch ein vortrefflicher Menschenkenner, und er beurteilt Judah ganz richtig, indem er ihn im Herzen von jeder Mitschuld an dem Schwindel der Dethics freispricht. Auch in seinem Urteile über Vashti ist er schwankend geworden, denn nur mit dem äußersten Widerstreben kann sie sich zum Fasten entschließen, und als einzige Belohnung für den Fall eines Erfolges verlangt sie von Lady Eves Vater die Errichtung eines würdigen Gotteshauses für Judah Llewellyn.

Jobb ahnt, daß der Vater Vashtis die Seele des ganzen Schwindels ist, und wenn ihn sein Herz drängt, Vashti zu schonen, so gebietet sein Naturforschergewissen, die Schuldigen zu entlarven. Es soll das in der einfachsten Weise vor sich gehen. Da Vashti die Einladung Lady Eves, auf dem Schlosse zu bleiben, angenommen hat und das Fasten sofort beginnen soll, so wird ihr ein Turmgemach in einem Seitenflügel angewiesen, zu welchem Professor Jobb

den Schlüssel behält. Vashti wird also in regelrechter Haft gehalten, und die Hausgenossen, besonders aber Jobb und seine Tochter, lassen es an Wachsamkeit nicht fehlen.

Mehrere Tage sind verstrichen, und Jobb harrt noch immer vergeblich auf den längst erwarteten Triumph. Vashti ist wohl noch bleicher als sonst, aber sie hat nichts von ihrer Zuversicht verloren. Lady Eve jubelt, Jobb steht dieser scheinbaren Thatsache ratlos gegenüber. Aber die Frist ist noch nicht um, und er beschließt, seine Wachsamkeit zu verdoppeln.

Mitternacht. In dem Zimmer Vashtis brennt Licht, sonst tiefes Dunkel ringsum. Jetzt erscheint auf dem schmalen Vorsprung, der sich zwischen dem Schloß und der Tiefe befindet, Judah Llewellyn. Allnächtlich klettert er den steilen Abhang hinan, um in Vashtis Nähe zu sein; sehnsüchtig, anbetend schaut er zu dem beleuchteten Fenster empor. Da hört er Schritte und tritt ins Dunkel zurück. Es ist der alte Dethic. Vorsichtig, nach allen Seiten lauschend, schleicht er zum Turme, öffnet die schwere Thür, und Vashti wankt geisterbleich, halb verhungert, heraus. Lautlos, in fliegender Eile, reicht er ihr flüssige Nahrung. Vashti lebt auf im physischen Behagen über den langentbehrten Genuß — da tritt Judah mit jammervoller Gebärde aus dem Dunkel. Dethic flieht. Vashti bedeckt das Antlitz mit den Händen. Judah nimmt Abschied für immer, sein Glück, sein Glaube, sein Leben ist zerstört. Vashti aber sinkt in die Kniee, klammert sich an sein Gewand und läßt ihn nicht fort. Sie bekennt ihre Schuld, aber sie war nur schwach, ein Werkzeug in

der Hand eines gewaltthätigen, dämonischen Vaters. Er möge sie töten, aber nicht fluchend von ihr gehen. Und wie sie ihr Auge zu ihm erhebt, schlägt die Trauer Judahs in tollen Jubel um: er hat eine Heilige verloren, aber eine Geliebte gefunden. In wilder Leidenschaft umschlingt er die bebende Gestalt Vashtis; er will eins sein mit ihr und ihrer Schuld. — — —

Er hat keine Zeit, seine Beteuerung zu vollenden, denn man hört Geräusch; kaum daß er vermag, Vashti wieder in ihr Gefängnis zu führen. Er selbst kann nicht fliehen, denn schon ist Professor Jobb mit seiner Tochter zur Stelle. Der Naturforscher ist im höchsten Grade erstaunt, statt des erwarteten Dethic den Priester zu finden, denn er hat deutlich Stimmen und das Gerassel der Turmthür gehört. Judah muß also ein Mitschuldiger sein oder wenigstens Auskunft geben können.

Jobb holt Vashti aus ihrem Gemache, und wie er den Priester neben dem zitternden Mädchen sieht, ahnt er den wahren Verhalt. Er wendet sich an Judah: „Ich weiß bestimmt, daß hier ein Betrug vorliegt; es hat sich jemand einen zweiten Schlüssel verschafft und Miß Dethic Nahrung gebracht; allein ich bin ebenso fest von Ihrer Wahrheitsliebe überzeugt, trotzdem Sie unter so verdächtigen Umständen hier gefunden werden. Ich will zwei Fragen an Sie richten; wenn Sie diese unter Ihrem Eide beantworten, so haben mich meine Sinne getäuscht, Miß Dethic ist unschuldig, und das Fasten hat mit diesem Moment ein Ende. — Schwören Sie, daß Sie Miß Dethic keine Nahrung gebracht haben?“

Judah: „Ich schwöre."

Jobb: „Schwören Sie, daß niemand in Ihrem Beisein Miß Dethic Nahrung gebracht hat?"

Judah (nach einem langen Blick auf Vashti, schwer atmend): „Ich schwöre."

Das Wunder ist also geschehen. Vashti hat ihr Fasten, allen Zweiflern zum Trotz, glücklich beendet, und auch die Wirkung ist nicht ausgeblieben. Lady Eve ist stärker und munterer geworden, ihr Gesicht hat nie zuvor eine solche Frische gezeigt, und sie glaubt fest und bestimmt, sie gehe der vollen Genesung entgegen. Ihr Vater will das Vashti gegebene Versprechen wie ein Lord erfüllen. Eine prächtige Kirche soll erbaut werden, ein geräumiges Haus für den Priester daneben, und nun ist auch die Stunde gekommen, da die Brautleute Judah und Vashti ein glückliches Paar werden sollen. Judah ist aufs Schloß bestellt, der Lord will ihm feierlich den Stiftungsbrief überreichen. Er erscheint an der Seite Vashtis — aber wie hat er sich verändert! Die einst hohe, imponierende Mannesgestalt ist in sich zusammengesunken, das einst so strahlende Auge blickt furchtsam, und wie ängstlich er lauscht! Ach, seine alte Gabe, inneres Flüstern in tausendfach verstärktem Echo als Stimme von außen zu hören, hat Judah nicht verlassen, und diese Gabe ist es, welche ihn auf Schritt und Tritt, im Wachen und Träumen, in der Einsamkeit wie in der Gemeinschaft mit Menschen verfolgt. Wenn er vor dem Altare das Brot des Herrn spendet, ruft die Donnerstimme: „Lügner, speise sie mit Lügen!" Wenn er über seine Gemeinde den Segen spricht, hallt es

tausendfach von den Wänden wieder: „Lüge! Lüge! Lüge!“

Es gibt nur ein Mittel, um diesem Jammer zu entrinnen, und Judah ist entschlossen, es zu ergreifen. Wie der Lord mit dem Baumeister und den Notablen der Gemeinde erscheint, um Judah die Urkunden zu überreichen, lehnt er alles ab und beichtet seine Schuld; auch Vashti nimmt, von seinem Arm gestützt, alle Kraft zusammen, um die volle Wahrheit von Anfang bis zu Ende zu gestehen.

Empört wenden sich alle von der Schwindlerin und ihrem Mitschuldigen ab. Judah aber richtet sich, von der schweren Bürde befreit, in seiner alten Kraft auf; der Mann, den die unverdiente Achtung zu Boden gedrückt hat, ist jetzt trotz aller Schmach stark genug, den Kampf mit dem Vorurteile der eigenen Gemeinde zu beginnen, denn wenn er selbst ihren Glauben erschüttert hat, so kann er jetzt ein Besseres an seine Stelle setzen: die Wahrheit. — —

Diese aus der Erinnerung geflossene Analyse ist natürlich weit davon entfernt, ein Bild von dem Baue, der Diktion und den Episoden des Stückes zu geben. Nicht für einen Augenblick erlahmt das Interesse des Zuschauers; an keiner Stelle läßt die Sprache den Autor im Stich, und die episodischen Figuren stehen an Wahrheit der Charakteristik nicht hinter den Hauptgestalten zurück. Parallel mit der ernsten Haupthandlung geht nämlich eine Episode von erquickendem Humor: die Tochter Professor Jobbs, eine halb zur Karikatur gewordene Inkarnation der auf Wage, Maß und Rechnung begründeten Weltanschauung,

erobert das Herz eines gleichgesinnten Jünglings. Die Liebeswerbung dieses Herrn und die Art und Weise, wie er von seiner Geliebten katechisiert wird — Gesundheitszustand 2c. — ist eine der gelungensten Lustspielscenen des modernen englischen Theaters.

Es sieht ganz so aus, als hätte es Jones darauf angelegt, dem Publikum durch Vielseitigkeit zu imponieren. Nach dem Seelendrama „Judah" kamen historische Stücke („Die Kreuzfahrer", „Der Versucher"), und nach diesen mißglückten Versuchen spielt sich Jones in halb possenhaften Lustspielen auf den Cyniker hinaus.

Es ist sehr schwer, in diesem Vielerlei innere Entwickelung zu sehen.

Pinero ist entschieden nüchterner als Jones, hat aber größere Kraft. Die ganze Gestalt Pineros stimmt zu der Vorstellung, die seine Stücke in uns erwecken.

Eine mächtige Hand, die warm und kräftig die Hand des Gastes umschließt, eine elastische, jugendliche Gestalt, der man die achtundvierzig Jahre nicht ansieht; das dunkle Auge blickt ruhig, klar, zufrieden in die Welt, denn die Zeit des schweren Kampfes ist für Pinero vorüber. Die gewaltige Stirne, die sich unnatürlich weit nach hinten ausdehnt, hat ein erkleckliches Stück Arbeit geleistet; die etwas zusammengepreßten Lippen und die Falte, die sich wie ein glorreicher Studentenschmiß vom Nasenflügel bis zum Mundwinkel herunterzieht, erzählen von Mühsal und Enttäuschung aller Art. Kraft, Wille, Streitbarkeit, zähe Ausdauer, durchdringenden Ver-

stand — das alles liest man in dem glattrasierten Gesichte, alles, nur nicht Empfindsamkeit, Beschaulichkeit, Träumerei.

Vom Schreibtische eines Advokaturkandidaten zu den Brettern des St. Jamestheaters war ein weiter Weg; ein Träumer hätte ihn niemals zurückgelegt. Arthur Wing Pinero war von Kindheit auf zum Advokaten bestimmt, denn die zunehmende Schwerhörigkeit des Vaters, der Solicitor war, zwang den Sohn schon früh, den Verkehr mit den Klienten zu pflegen oder wenigstens eine Art Dragoman zwischen beiden abzugeben, und so kam es, daß er als Fünfzehnjähriger eine gewisse juristische Praxis und eine nicht geringe Weltkenntnis besaß. Die komische Figur des kleinen Kerls, der mit der weisesten Miene von der Welt graubärtigen Männern Gewissensbeichten abnimmt, Ehestreitigkeiten anhört und verwickelte Prozesse verfolgt, ist von einem großen englischen Dichter schon in den fünfziger Jahren dargestellt worden — aber wer hat jemals an die Lebenswahrheit des kleinen Smalweed in „Bleak House“ geglaubt? Pinero war solch ein frühzeitiges Produkt eigentümlicher Verhältnisse und Londoner Kultur. Und doch wurde er kein Advokat. Die gehörten Dinge wurden dem Gedächtnisse nicht für die künftige juristische Praxis anvertraut, sondern gestalteten sich zu Scenen und Gesprächen. In der düsteren Schreibstube des alten Advokaten entstanden die ersten dramatischen Versuche, die unmittelbar dem Leben entnommen waren und das Leben wiedergaben ohne einschränkende Regel und überlieferte Konstruktion. Die Versuche schlummern noch heute in den Archiven ver-

schiedener Theaterdirektoren — für den künftigen Geschichtschreiber des englischen Theaters wirklich „wertvolles Material". Nach dem Tode des Vaters trieb sich Pinero noch einige Zeit in der altehrwürdigen, von Aktentaschen und Perücken wimmelnden Gegend von Lincoln's Inn Fields herum, aber er ahnte bereits, daß er für die juristische Laufbahn verloren sei, und besuchte daher die Vorträge über Deklamation, welche im Birkbeckinstitut in Chancery-Lane gehalten wurden; dann schloß er sich einem Klub an, mit dem ein Liebhabertheater verbunden war, und las fleißig den kleinen Anzeiger der Theaterzeitung „Era". Eines Tages wurde sein Angebot wirklich acceptiert, und er war wohlbestallter Statist am königlichen Theater zu Edinburgh mit der königlichen Gage von einem Pfund Sterling die Woche. Die Herrlichkeit in Edinburgh dauerte nicht lange, weil das Theater niederbrannte, aber Pinero fand Gnade vor den Augen eines Theaterdirektors in Liverpool, und in dieser Stadt wurde ihm zum erstenmal die Ehre einer wirklichen Schauspielerrolle zu teil. Im Jahre 1876 kam er endlich nach London zurück, und zwar hatte er das Glück, in die Gesellschaft Irvings zu geraten. Als Irving mit großem Erfolge den Hamlet spielte, in London wie in der Provinz, half ihm Pinero als Claudius und erwarb sich mit dieser undankbaren Rolle den Beifall des allmächtigen Herrn vom „Lyceum" und der Londoner Kritik. Man sagte ihm eine große schauspielerische Zukunft voraus, war aber sehr überrascht, als der Theaterzettel des „Lyceum" im Jahre 1877 eine Posse ankündigte, als deren Verfasser sich der vielversprechende

Mime Arthur Pinero bekannte. Das Publikum zeigte eine gewisse Toleranz gegen den kühnen Versuch, die alten Grenzen zwischen der Thätigkeit des Schauspielers und des Dichters zu verrücken; die Nachsicht galt wohl auch einigermaßen dem Direktor, der schon damals große Autorität in Theatersachen genoß. Aber Pinero ließ es nicht bei dem einen Versuche bewenden. Auf die Posse folgte ein Lustspiel, das von Irving zwar abgelehnt wurde, aber am Globetheater einigen Beifall erhielt. Vom Lustspiel kletterte er zum ernsten Einakter empor, und diesmal wurden ihm wieder die Ruhmespforten des „Lyceum" geöffnet; der Einakter war ein Erfolg. Jetzt wagte er sich mit einem Stücke größeren Umfanges und größeren Stils hervor: „Der Goldmensch" (1880) füllte die Kassen des St. Jamestheaters eine lange Reihe von Abenden hindurch, der Schauspieler Pinero war in der Schätzung der Londoner ein für allemal zum Theaterdichter Pinero avanciert. Kurze Zeit nach diesem ersten ausgesprochenen Erfolge zog sich Pinero allmählich von der Bühnengarderobe zurück; um die Mitte der achtziger Jahre hatte man die einst vielversprechende Leistung des Claudiusdarstellers vom „Lyceum" beinahe vollständig vergessen.

Und als ich im Januar 1889 unter den Theaterankündigungen Umschau hielt, um mich nach der Verballhornung Shakespeares durch Henry Irving an einem gesunden Spiele und ungekünstelten Dialoge zu erfrischen, fiel mir immer wieder der Name Pinero in die Augen. Der Name selbst war es freilich nicht, der mich fesselte, denn gar so bekannt war Pinero

damals noch immer nicht, in litterarischen Kreisen sah man auf den Possen- und Komödiendichter mit einer gewissen Ueberlegenheit herab; aber die Umstände, welche die Ankündigung begleiteten, waren nicht leicht zu vergessen. Schon der Titel des Stückes war ganz eigener Art: „Lavendel" (Sweet Lavender) stand mit großen Lettern an der Spitze der riesigen Plakate, welche stockhoch die fensterlosen Seiten aller möglichen Gebäude bedeckten. Wahrhaftig kein übler Name mitten im öden Winter, noch dazu auf dem schlammigen Pflaster einer Londoner Straße. Die ganze Herrlichkeit einer Frühlingslandschaft, erfüllt von dem zarten, treuen Dufte des bescheidenen Lippenblütlers, stieg einem auf bei dem lieblichen Namen. Dann gab das Ding ein Rätsel auf: was steckte hinter dem Namen? War es ein Symbol? Oder sollte es an den Gesang der armen Lavendelweiber erinnern und so zu einem Stück Leben aus dem Volke hinüberführen? Auch kein übler Gedanke; mehr als einmal hatten mich die weichen Töne des Lavendelliedes nicht unangenehm bei der Arbeit unterbrochen. Text und Melodie sind jedem Londoner wohl vertraut und geeignet, eine ganze Reihe von halbdunklen gefälligen Bildern in der Seele zu erzeugen. Die Illustrationen auf den Plakaten waren freilich nichts weniger als diskret; der Komiker Terry in den verschiedensten Stellungen, aber stets mit stark geröteter Nase, schien deutlich eine Posse zu versprechen. Ein und das andre Mal noch widerstand ich der Versuchung — bei der dreihundertsten Aufführung ging ich hinein. Es war ein köstlicher Abend, ich unterhielt mich vortrefflich, hörte einen

nicht gesucht geistreichen, aber überaus munteren, natürlichen Dialog, lachte mit dem Pit und den Galerien über die unerschöpfliche Gutmütigkeit des trinklustigen Juristen Dick Fenyll, der ewig Student bleibt, und war auch nicht einmal über die gar nicht originelle Fabel des Stückes enttäuscht. Ein alter Bankier, der in jungen Jahren seine Geliebte mit ihrem Kinde verlassen hat; diese Geliebte als tugendhafte Büßerin, ihre Tochter, von den Mietherren ihrer Mutter „Lavendel" genannt, ein Ideal von Schönheit und Unschuld; der Adoptivsohn des alten Sünders, der in London Jura studiert und sich nebenbei mit ehrlichen Absichten in „Lavendel" verliebt; der Bankier, der nach London kommt, um die Mißheirat zu verhindern, dabei aber die Jugendgeliebte erkennt und nach allerlei verzögernden Großmutsscenen dem Liebespaare den väterlichen Segen erteilt — alle diese Gestalten haben wir schon anderswo und in ähnlicher Gruppierung kennen gelernt. Und doch war es trotz der schwachen Fabel und andrer nachträglicher Bedenken ein hübscher Abend, und die Londoner hatten ganz recht, sich das lustige und zugleich rührende Stück dreihundertmal hintereinander vorspielen zu lassen. „Sweet Lavender" war ein Muster der Gattung „Domestic Drama", welche die Seele des Engländers liebt, und Pinero war der anerkannte Meister auf diesem Gebiete.

Fünf Jahre später, im Juli 1893, fiel mir der Name Pinero wieder in die Augen — aber in einem ganz andern Rahmen. Die Ankündigung, die den Namen an ihrer Spitze trug, war von der Größe, das heißt von der Kleinheit unsrer deutschen un-

aufdringlichen Theaterzettel; von Illustrationen keine Spur! Die Bühne, auf welcher das angekündigte Stück gegeben wurde, lag auch nicht mehr hart am Strome des großen Londoner Verkehrs, wie Terry's Theater, sondern ein gut Stück weiter nach Westen. Pinero hatte die Nähe der City und der Shops verlassen und sich in die Welt der Klubs und Paläste begeben. Ich hatte den vortrefflichen Schauspieler und Regisseur George Alexander einige Zeit vorher im St. Jamestheater gesehen und nachher mit Bedauern von seinem Zusammenbruche gehört; nun war er also wieder auf den Beinen, und zwar gleich mit einem Stücke von Pinero — dazu gehörte wohl Glück und Geschick! Aber freilich konnte ich mir den Meister des „Domestic Drama" und der leichten Komik nicht recht mit dem feinen, tiefen Spiele Alexanders zusammenreimen; es war recht merkwürdig, wie dieser Mann darauf verfallen sein konnte, ein Familienschauspiel zu geben; hatte das Mißgeschick seine künstlerische Eigenart bis zu einem so hohen Grade unterjocht?

„Die zweite Frau" („The Second Mrs. Tanqueray") brachte die Lösung und zugleich ein neues Problem. George Alexander war der Alte geblieben. Fein, maßvoll, tief und wahr, aber Pinero war kaum zu erkennen. Ich hatte gleich in den ersten Scenen die Empfindung, das sei nach „Judah" das erste Originalschauspiel, das ich jemals auf einer englischen Bühne gesehen. Und als die Handlung fortschritt und die Menschen ihre innerste Seele offenbarten, wurde der erste Eindruck noch stärker, und als der tragische Tod der Heldin die Spannung löste und der gedämpfte

feierliche Beifall durch das Haus tönte, stand es bei mir fest: ich hatte nie früher in England etwas Aehnliches gesehen. Alle die Stücke von Buchanan, Burnand, Chambers, Grundy waren wie Schattenrisse im Vergleiche mit diesen meisterhaften Porträts, ihre Stoffe erschienen auf einmal phantastisch oder verbraucht, die Charaktere falsch oder oberflächlich, die Sprache gekünstelt und geklügelt, der Aufbau kindisch und unhaltbar wie ein Kartenhaus.

War das derselbe Pinero, der in seinen Anfängen die traditionelle Posse gepflegt und selbst in „Sweet Lavender" sich nicht über das Familienstück mit dem melodramatischen Ende erhoben hatte?

Tags darauf suchte ich, voll von den Eindrücken des Abends, William Archer, den bestunterrichteten und mutigsten Theaterkritiker Londons, auf, um ihm meine Entdeckung eines englischen Ibsen mitzuteilen. Richtig hatte er die Entdeckung schon vor mir gemacht, und nun bot er mir bei einer Temperatur von zwanzig Grad Reaumur im Schatten eine Tasse Thee zur Abkühlung meines Enthusiasmus an. Den Thee schlug ich zur Verwunderung des Kritikers aus, aber sein Urteil wurde mit Heißhunger verschlungen — er war nämlich noch begeisterter als ich. Für Archer bedeutete das Stück das Ende der dramatischen Heuchelei, des dramatischen Zuckerwerks, des Dilettanten- und Pfuschertums in der dramatischen Kunst. Er konnte sich nicht genug thun im Preise des Autors, der endlich seine Seele gefunden, und des Theaterdirektors, der den Mut gehabt habe, mit der Prüderie des Publikums und der Verbohrtheit der Kritik den Kampf auf-

zunehmen; nach dem großen, nachhaltigen Erfolge des Stückes war er für die Zukunft des englischen Dramas von den rosigsten Hoffnungen erfüllt.

Seither sind acht Jahre verflossen. Pinero hat diese hochgespannten Erwartungen nicht erfüllt. Man unterhält sich immer, wenn ein neues Stück von ihm gespielt wird; er stellt gelegentlich eine lebenswahre und interessante Figur auf die Beine — der Erfolg der „zweiten Frau" hat sich nicht wiederholt.

Wie aber kommt es, daß von den vielen schriftstellerischen Talenten Englands so wenige es mit dem Theater versuchen?

Der Kritiker William Archer und der Erzähler Leonard Merrick haben sich jahrelang mit dem Probleme befaßt und sind unabhängig voneinander zu vielfach übereinstimmenden Ergebnissen gelangt*).

Da ist vor allem die ökonomische Seite des Bühnenlebens, die uns hier in neuer Beleuchtung erscheint. Es ist ein alter Fehler der Deutschen, daß sie Kunst und Litteratur immer als abstrakte Begriffe behandeln, losgelöst von allen einschränkenden Lebensbedingungen, denen wir Menschen von Fleisch und Blut nun einmal unterworfen sind. Wie profan kam es uns in den Studentenjahren vor, wenn wir in englischen Litteraturgeschichten auf Schritt und Tritt ausgerechnet fanden, wieviel Pfund, Shilling und Pence der Dichter für dieses, wieviel er für jenes Werk bekam, wieviel

*) The Theatrical „World" of 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, London, Walter Scott. Merrick, The Actor Manager, Tauchnitz.

sein Einkommen in der ersten Periode, wieviel es in der zweiten betrug — was in aller Welt hat die Schaffenskraft des Dichters mit Pfund, Shilling und Pence zu thun? So fragten wir in den Jahren, da wir von Luft und Licht lebten und auch sonst nicht viel größere Bedürfnisse hatten als „die Lilien auf dem Felde"; seither haben wir alle langsam den Standpunkt der einzelnen Litterarhistoriker begreifen gelernt. Und der Zustand des englischen Dramas von heute ist ein neuer Beweis dafür, wie notwendig es ist, in der Geschichte des Schrifttums geradeso wie in der Geschichte der Kultur und Staatenbildung dem Nervus rerum nach englischem Beispiele die nötige, wenn auch nicht übertriebene Beachtung zu schenken.

Eine Theaterunternehmung ist in London heutzutage ein Börsenspiel, und zwar eines der allergefährlichsten Art. Bei uns stellt sich ein Direktor sein Personal von Künstlern und Künstlerinnen für mehrere Gattungen des Dramas zusammen, zu den seltenen Ausnahmen gehört es, wenn eine Bühne ausschließlich eine Gattung pflegt. Lange vor Beginn der Saison und innerhalb derselben wird eine Anzahl von Stücken erworben und einstudiert. Ist das eine Stück ein Mißerfolg, so wird ohne allzu großen Schaden für den Direktor ein neues versucht; ist auch diesem keine allzu große Zugkraft beschieden, so ist darum das Theater noch lange nicht dem Untergange geweiht, denn das Ensemble verfügt immer über eine ganze Anzahl guter, bewährter Stücke älteren Datums, mit denen man zur Not die Lücken zwischen einem Erfolge und dem andern leicht auszufüllen vermag.

Wie anders in England! Abgesehen von zwei Bühnen, dem „Lyceum“ und Haymarkettheater, die aber auch nicht ganz von dieser Praxis freizusprechen sind, hat sich allenthalben der Grundsatz herausgebildet: ein Stück, eine Saison, oder auch: ein Stück, ein Personal! Ein vacierender Schauspieler von Bedeutung findet unter den ihm eingesendeten Stücken eines, das ihm einen Erfolg verspricht. Gut. Entweder er hat nun selbst das nötige Kapital von früheren Unternehmungen her — allerdings ein seltenes Ereignis! — oder er findet einen mächtigen Spekulanten, der ihn finanziert; in jedem Falle pachtet er irgend ein leerstehendes Theater, deren es immer eine erkleckliche Zahl gibt, und stellt sich ein Personal zusammen. Auf die Qualität der Künstler wird dabei die geringste Rücksicht genommen; der Schauspieler, der zugleich Kapitalist, Direktor und Regisseur ist, braucht nur so und so viele Marionetten — er hat die Hauptrolle, er ist der Träger des Stückes, seinetwegen kommt das Publikum ins Theater. Schlägt das Stück ein, nun, dann läuft es ununterbrochen durch zwei Jahre oder länger, in den meisten Fällen so lange, als die Kraft des Direktors vorhält; gewöhnlich wird das Zugstück erst abgesetzt, wenn der Mann einfach nicht mehr kann! Dann löst sich die Gesellschaft auf, der Direktor ruht auf seinen Lorbeeren aus — die andern gehen nach Amerika oder Australien „auf die Tour“.

So machten es, um Beispiele aus der letzten Zeit anzuführen, Penley mit „Charleys Tante“, so Weedon-Grossmith mit einem Stücke gleichen Kalibers, nämlich

„Der neue Schüler". Beide Komödianten sind jetzt unabhängige Leute, bis ein neues Stück sie noch mehr bereichert oder sie um ihre Ersparnisse bringt. An verunglückten Unternehmungen und verkrachten Direktoren hat es auch in jüngster Zeit nicht gefehlt — aber von diesen wird nicht gesprochen. Namen wie Barrett, Langtry, Eyre, Lancaster sind für eine Reihe von Jahren verschollen, bis ein Erfolg sie wieder an die Oberfläche fördert. Und wie wenig braucht es, um ein Stück zu Falle zu bringen, und wie rasch ist das Kapital so eines armen Direktors und oft genug auch das des Kapitalisten verschlungen! Das Minimum der wöchentlichen Kosten für die Aufführung eines ganz gewöhnlichen Stückes mit der allergeringsten Pracht- und Massenentfaltung beläuft sich auf vierhundert Pfund Sterling, ein Minimum, das in den seltensten Fällen erreicht wird; gewöhnlich bewegen sich die Kosten zwischen sechshundert und tausend Pfund!

Die Folgen dieser Praxis sind in gleicher Weise verhängnisvoll für Autoren, Schauspieler und Publikum. Es gehört sehr viel Selbstvertrauen oder Leichtsinn dazu, seine Kraft einer litterarischen Gattung zu widmen, die keine besseren Aussichten bietet, als das Spiel auf der Börse oder dem Turf. Wenn ein Stück in den ersten Abenden in einer bestimmten Besetzung nicht einschlägt, so folgt daraus nicht immer, daß das Stück nichts tauge; die Erfahrung lehrt, daß geschickte Kürzungen, das Eingreifen des Regisseurs ein verloren geglaubtes Schauspiel oft zu Ehren gebracht haben. Aber das ist nur in einem unsrer Theater möglich; bei dem Londoner System ist das Schicksal eines Stückes in

wenigen Abenden entschieden. Der dramatische Schriftsteller kann weder auf ein bestimmtes Ensemble noch auf ein bestimmtes Publikum rechnen; denn die Unbeständigkeit der englischen Theaterverhältnisse bringt es mit sich, daß das unbedingt notwendige Werk der gegenseitigen Erziehung zwischen Autor und Publikum in England niemals recht beginnt. Nur Henry Irving hat sich sein Stammpublikum erzogen, aber eben nur für sich, nicht auch für Shakespeare, nicht einmal für Tennyson.

Was Wunder, wenn die besten Vertreter der Prosadichtung den wiederholten Aufforderungen gegenüber, es mit der Bühnenlitteratur zu versuchen, sich starr ablehnend verhalten. Die Pall Mall Gazette brachte in einer Periode politischen Stillstandes die Ansichten der bedeutendsten Novellisten über das Theater. Alle waren darin einig, daß es ein Abenteuer sei, für die Bühne zu schreiben; die Antwort des feinsinnigen Kunstkritikers und realistischen Romanciers George Moore auf die Frage, warum er, dessen Erzählungen doch eine hervorragende dramatische Begabung verraten, kein Bühnenstück schreibe, offenbart geradezu eine große Feindseligkeit der ganzen Zunft gegen das Theater.

Die Alleinherrschaft des Direktors, der in seiner Person die drei Gewalten des Kapitalisten, Regisseurs und Schauspielers vereinigt, läßt natürlich kein richtiges Ensemble aufkommen, und wenn wir auch nicht geneigt sind, Shorthouse recht zu geben, wenn er behauptet, es gebe heutzutage keinen bedeutenden Schauspieler in England, so kann man den Ausspruch

ruhig dahin modifizieren, daß neben dem Direktor in einem und demselben Theater kaum ein zweiter Schauspieler von Bedeutung existiert.

Wie ist es nur möglich, daß ein so unheilvolles System sich so lange halten konnte und hält?

Die tiefe Achtung des Engländers vor der Persönlichkeit, die sich geschichtlich bedeutenden Menschen gegenüber zum Heroenkultus steigert, der an Charakter und Tüchtigkeit des einzelnen haftende Kredit, der die Seele des englischen Handels ist, erklären es in befriedigender Weise, daß dem Londoner der Name eines berühmten Schauspielers mehr ist, als ein gutes Ensemble, dem Mob auch mehr als Kunst und künstlerischer Genuß.

Wie General Booth die Armut bekämpft.

Wer vor zehn Jahren der englischen Hauptstadt auch nur einen flüchtigen Besuch abstattete, der wußte zu Hause jedenfalls von dem ungeheuren Verkehr, der verblüffenden Reklame und der Heilsarmee zu erzählen, denn in der überwältigenden Masse von wechselnden und überraschenden Eindrücken, mit denen London die Sinne bestürmt, kehrten die genannten drei Dinge immer und überall wieder und prägten sich wie mit eisernem Griffel dem Gedächtnisse ein. Wenn man vom Bahnhofe im geschlossenen Wagen nach dem Hotel fuhr, sehnsüchtig eine erfrischende Waschung und eine Leibesstärkung erwartend, blieb der Kasten auf einmal stehen oder mäßigte bedeutend sein Tempo — die Heilsarmee zog eben in breiten Kolonnen die Straße entlang; fuhr man auf dem Omnibusdache in den Park, so tönten einem barbarische Pauken- und Trompetentöne ans Ohr — die Heilsarmee hielt eines ihrer Meetings in der Oxford- oder Regentstreet ab; wenn man sich spät in der Nacht todmüde aufs Ohr legte und die Wohlthat des ersten Schlummers empfand,

wurde man durch schrilles Pfeifen und Trommellärm aus dem Schlafe gerissen — die Heilsarmee zog von ihrem Meeting mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele nach Hause. Die Heilsarmee war überall, in der City, in den Vororten, in den Straßen, in den Parks.

Heute ist es anders. Der riesenhafte Verkehr und die aufdringliche Reklame sind dieselben geblieben, die gehören so notwendig zu dem Begriffe London, wie Raum und Zeit zu der Erscheinungswelt, aber die Heilsarmee gehört nicht mehr zu den Merkmalen Londons; man findet sie, wenn man sie sucht, aber sie drängt sich einem nicht mehr auf. So kam es, daß ein Wiener acht lange, heiße Tage alle „Sehenswürdigkeiten" dies- und jenseits der Themse in Augenschein nahm und doch ein sehr erstauntes Gesicht machte, als ich ihm die Frage stellte, wie ihm der sogenannte „soziale Flügel" der Heilsarmee gefalle. Von der Heilsarmee hatte er wohl vor Jahren in irgend einem Blatte gelesen, und er erinnerte sich dunkel, daß dies eine spaßhafte religiöse Sekte sei, etwa eine Art christlicher Fakirs; aber von einem „sozialen Flügel" der Heilsarmee hatte er keine Ahnung. Als ich dem Landsmanne erzählte, daß General Booth vor einer Reihe von Jahren ein Buch geschrieben: „Im dunkelsten England" („In Darkest England"), in welchem er das Elend der „verkommenen Zehntausend" dem Luxus der oberen Zehntausend gegenüberstellte und zugleich die Mittel angab, mit denen er dieses Elend bekämpfen wolle, und ferner, daß die von dem General gewünschten hunderttausend Pfund Sterling in verhältnismäßig kurzer Zeit ein-

liefen, so daß er im stande war, seine Pläne zur Bekämpfung der Londoner Armut thatsächlich ins Werk zu setzen, da bat er mich, ihm einen Tag zu opfern und dem „sozialen Flügel" der Heilsarmee einen Besuch abzustatten. Der gute Mann erklärte, als wir nach Mitternacht auseinandergingen, der Tag bei der Heilsarmee sei der interessanteste gewesen, den er in London erlebt habe. Ich will es versuchen, einen Reflex dessen, was wir sahen und hörten, festzuhalten.

Ich holte meinen Freund im „Hotel de Keyser" früh am Morgen ab, lange bevor die furchtbare Maschine des Londoner Geschäftslebens ihren Lärm begonnen hatte, und führte ihn über Ludgate Hill an der St. Paulskirche vorbei in die breite Straße, welche die City von Westen nach Osten durchschneidet. Wenn man auch nur einen entfernten Begriff davon bekommen will, was das Wort Armut in London bedeutet, genügt es nicht, Vorstädte und Höfe bei hellem Tageslichte abzulaufen. So wenig verschämt die Armut in London auch ist — denn nirgends in der Welt sieht man Elend und Luxus so nahe bei einander —, so verkriecht sich doch das Schlimmste in seine unzugänglichen Schlupfwinkel, solange irgend ein Verkehr die Straße belebt; man hat daher auch in der ersten Hälfte der Nacht noch keine Gelegenheit, die eigentliche Armut zu sehen. Das erste Morgengrauen ist die richtige Zeit für denjenigen, der wissen will, was das „dunkelste England" verbirgt. So früh war es nun wohl nicht, als wir in die City kamen, aber noch immer früh genug, um die zurückweichende

Flut der Londoner Verkommenheit in ihren letzten Schlammwellen zu sehen . . .

Die zahlreichen Trinkhallen sind alle noch gesperrt, denn von den Leuten, welche drei oder vier Pence für ein Frühstück ausgeben können, ist noch keiner auf den Beinen, und für die Jammergestalten, die sich auf der Straße herumschleppen, ist die schmutzigste Kakaobude noch zu teuer.

Und doch findet sich ein Angebot auch für diese bescheidenste der Nachfragen; wandernde Cafetiers schenken für einen halben Penny eine Schale dampfenden Getränks, das sie auf Wunsch der Käufer bald Thee, bald Kaffee, bald Kakao nennen. Die ganze Kaffeesiederei befindet sich in einem Karren, wie ihn die Schleifer mit sich herumführen; der ist Küche und Trinktisch zugleich, der Kärrner aber ist Koch, Kellner, Kassier und liebenswürdiger Wirt in einer Person. Eine junge Frau, die man hübsch nennen könnte, wenn sie nicht so entsetzlich verwahrlost wäre, findet offenbar die Portion allzu reichlich, denn sie gibt die irdene Schale einem gierig dreinschauenden Mann, der hastig nach der Gabe greift. Um die Glücklichen ist ein Schwarm neidischer Zuschauer versammelt.

Da es noch zu früh ist, um im Hauptquartier der Heilsarmee, wo wir uns unsern Paß für die verschiedenen Abteilungen des „sozialen Flügels" holen werden, einen Besuch zu machen, lenke ich nach der Zentralmarkthalle ein, wo in sieben Gebäuden der tägliche Bedarf an Fleisch zum großen Teile gedeckt wird. Hunderte von Wagen warten vor den Thoren, um die kostbare Nahrung nach allen Teilen

der Stadt zu bringen, hastig eilen die Wirte mit ihrer Beute an Rindern und Schafen an uns vorbei, während aus den Hallen ein ohrenzerreißender Lärm zu uns herüberdringt. Welche Fülle des Segens, welcher Ueberfluß an guten Dingen, die das Auge der Hausfrau ergötzen! Außer dem gewöhnlichen Schlachtvieh, welche Menge von Wild aus allen Teilen Großbritanniens und des kontinentalen Europa! Und dann die Fischhalle, die doch nur ganz kleine Reste des großen Marktes von Billingsgate erhält! Ist es möglich, daß Leute in London darben, während eine solche Fülle von Fisch und Fleisch tagtäglich innerhalb seiner Mauern aufgehäuft liegt?

Wie wir nach Cheapside, der Eingangsstraße in die City, zurückkehren, eilen aus allen Richtungen Kinder auf das neben der Hauptpost gelegene Gebäude zu, wo sich ein ganzes Heer von schmutzigen, kaum bekleideten Knaben und Mädchen angesammelt hat. Wie in einem Bienenkorbe summt es in dem Schwarme. Ein winziges Geschöpf mit furchtsamen blauen Augen und kurzgeschnittenem, blondem Haar hält mit den mageren Händchen krampfhaft das Schürzlein empor und sucht sich so viel als möglich in die Höhe zu strecken; ein furchtbar schmutziger Knirps, dem kaum getrocknete Thränen die eingefallenen Wangen nicht schöner machen, sucht sich mit seinen spitzen Ellbogen nach vorne zu schieben, bekommt aber weit mehr Rippenstöße, als er aushalten kann, und bleibt immer wieder in den hinteren Reihen. Die Augen all der Kleinen sind ängstlich gespannt auf die Thür von Sweetings Fischladen gerichtet, wo man

tagsüber billig und vortrefflich speisen kann. Endlich öffnen sich die Thore des Fischparadieses, und drei Männer mit mächtig gebauchten Schürzen, die einen reichen Inhalt verraten, treten heraus. Wie man Hühner oder Tauben mit den Tischresten füttert, so warfen die Männer Ueberbleibsel von Kaviarbrötchen und ähnlichen Delikatessen unter die Kinder, welche in Mützen, Säckchen und Schürzen die Brotkrumen auffingen und davontrippelten, wenn ihre Behälter nicht mehr fassen wollten oder die beaufsichtigenden Schutzmänner sie fortscheuchten. Kein Kind rührte den Vorrat an, denn der ist für die ganze Familie bestimmt.

Gegen neun Uhr erhielten wir in der Queen Victoriastreet, wo der Generalstab der Heilsarmee seinen Sitz hat, unsre Pässe, und eine halbe Stunde darauf standen wir in einer der abscheulichsten Nebengassen von Whitechapel und zogen die Klingel eines einstöckigen, häßlichen Hauses, das sich nur dadurch zu seinem Vorteile von den Nachbarn unterschied, daß seine unmittelbare Umgebung frei war von jenem bei uns unbekannten, ganz eigenartigen Schmutz, der die Londoner Nebengassen charakterisiert. Ein „Offizier" der Armee öffnete uns und stellte uns einen andern, höheren „Offizier" vor, der die Aufsicht über den „Aufzug", den „Elevator", hatte. So heißt nämlich die Anstalt, welche wir eben betraten. Der General Booth spricht, wo es nur angeht, wie die Bibel, in kräftigen Bildern; daher stellt er das Londoner Elend und seinen Kampf gegen dasselbe unter einem Bilde vor, das die Phantasie des Engländers packt und zu seinem Gemüte spricht.

London ist eine wogende, stürmische, erbarmungslose See, auf der Tausende und Abertausende um ihr Leben ringen. Er und seine Offiziere sind selbstlose Seeleute, die sich in ihren Rettungsbooten unter die Unglücklichen hinauswagen und die Sinkenden ins Trockene bringen. In folgerichtiger Weise heißt dann das eine Haus, das zu jeder Nachtstunde Aufnahme gewährt und durch sein Licht in weitem Kreise kenntlich ist, der „Leuchtturm", und das Arbeitshaus, in welchem wir uns eben befinden, der „Aufzug" (mit dem Nebensinne „der Erzieher"). In einem nicht allzu geräumigen, aber recht sauber gehaltenen Hofe, der auf zwei Seiten von einem Schuppen eingeschlossen ist, hocken ein Dutzend zerlumpter Gesellen aus allen Weltteilen, damit beschäftigt, Weichholz klein zu hacken und in Bündel zu bringen, wie sie in London auf den Markt kommen. Außer einigen Weißen, die verdrossen und lässig ihre Arbeit verrichten, sehen wir zwei kraushaarige Kerle von der Küste Westafrikas, dann einen Chinesen und einen Australier, die offenbar mit großem Behagen ihrem Geschäfte obliegen; einer der Neger pfeift ganz munter den Gassenhauer der Saison. Der Offizier, welcher uns begleitet, ruft ihm ein Scherzwort zu, und der Schwarze lacht, daß der Mund sich von einem Ohre bis zum andern erstreckt.

„Alle diese Leute," erklärte der Offizier, „müssen ihr Essen und ihr Nachtlager durch Holzhacken verdienen, da sie vorläufig kein andres Handwerk verstehen."

„Woher kommen sie?" fragte ich.

„Das wissen wir selbst noch nicht," sagte der

Offizier; „wir fragen nicht gerne, bevor unsre Schützlinge nicht Lust zeigen, ihr Herz auszuschütten und uns um Rat zu fragen."

„Aber wie kamen diese Leute in Ihren ‚Elevator'?"

„Das ist sehr einfach. Major Simmons, der den ‚Oberbefehl' über die ‚Nachtwache' hat, entsendet um Mitternacht seine Leute auf Patrouillendienst. Sie haben alle nur irgendwie zugänglichen Gassen und Gäßchen, Höfe und Schuppen abzusuchen und jene Hilfsbedürftigen in den ‚Leuchtturm' zu bringen, die sich ihrer Führung anvertrauen. Im Nachtquartier bekommen sie heißes Wasser zum Waschen und Reinigen, denn die Leute kommen in einem Zustande zu uns — — also, sie waschen sich und legen sich nieder. Am Morgen werden sie gefragt, ob sie geneigt wären, im Leuchtturme zu verbleiben. Wenn sie bejahen, so kommen sie in den ‚Elevator' wo ihnen eine entsprechende Arbeit zugeteilt wird, mit der sie sich Brot und Nachtquartier verdienen."

„Haben Sie Patrouillendienst in allen Teilen Londons oder nur im Osten?"

„Der Nachtdienst erstreckt sich so ziemlich über ganz London, und wir haben demgemäß im Osten, Westen, Norden und Süden Nachtquartiere eingerichtet, welche jetzt schon dreitausend Leuten Unterkunft gewähren."

„Wie viele solcher Nachtquartiere hat die Heilsarmee?"

„Vorläufig erst zehn, aber wir hoffen, es mit der Zeit mindestens auf das Doppelte zu bringen."

„Reichen denn die einlaufenden Spenden dazu aus, dreitausend Leuten Nachtquartier und Brot zu geben?"

„Durchaus nicht. Nur in wenigen Fällen werden die Leute umsonst beherbergt; die regelmäßige Gebühr ist ein Penny für eine Bank, wie in Blackfriars Road und in Lisson Grove, zwei Pence für ein Bett mit Seegrasmatratze, Seegraskissen und amerikanischer Tuchdecke, vier Pence für Bett und Essen (abends und morgens)."

„Eure Nachtlager unterscheiden sich also dadurch von den gewöhnlichen Massenquartieren, daß sie billiger und reiner sind?"

„Wenn Sie wollen, ja," sagte der Offizier lächelnd, „obgleich ich darüber manches Wort zu sagen hätte. Haben Sie schon einmal ein Londoner Massenquartier gesehen?"

„Nein."

„Nun denn, sehen Sie sich erst eines an, dann kommen Sie in unsre ‚Shelters'; Sie werden einigen Unterschied finden. Aber unsre Aufgabe ist durchaus nicht die, den Massenquartieren Konkurrenz zu machen oder den Obdachlosen recht viel Bequemlichkeit für recht wenig Geld zu bieten; wir sehen es vielmehr als unsre Mission an, die Leute, die zu uns kommen, so weit zu erziehen, daß sie weder die gewöhnlichen Massenquartiere noch unsre ‚Shelters' aufsuchen müssen."

„Wie machen Sie das?"

„Wie ich Ihnen schon gesagt habe, fragen unsre Offiziere jeden Gast am Morgen, ob er nicht Lust hätte, sich in einer unsrer Werkstätten ein Mittagessen zu verdienen. Leider muß ich gestehen, daß manchmal vierzig Leute weitergehen, ohne uns auch nur einer Antwort zu würdigen; die meisten sind eben so

verkommen, daß sie den Gedanken an Arbeit nicht ertragen können. Aber unter vierzig bleibt doch einer stehen und überlegt. Nun, mein Herr, die Versicherung kann ich Ihnen geben: wer auch nur eine Sekunde überlegt, der wird von uns gewonnen."

„Aber Sie können doch nicht alle diese Leute fortwährend Holz hacken lassen!"

„Gewiß nicht. Wollen Sie sich mit mir in den Schuppen bemühen."

Die Leute, die hier arbeiten, sehen ganz anders aus als die Holzhacker im Hofe. Vor allem sind sie vollständig bekleidet, und dann blicken sie einem frei in die Augen. Die meisten sind mit Tischlerarbeiten beschäftigt. Ein junger, starkknochiger Bursche, der gerade mit einem älteren Manne spricht, fällt mir durch sein schlechtes Englisch auf, der Offizier bemerkt es und sagt mir, daß er ein Deutscher sei.

„Darf ich vielleicht ein paar Worte an ihn richten?"

„Soviele Sie wollen; nur gestatten Sie mir, mich für einige Minuten zu entfernen, ich habe dem Abteilungschef eine Mitteilung zu machen."

Wir waren recht froh, mit dem Deutschen ungestört reden zu können, und nahmen den Jüngling sofort ins Verhör. Woher er wäre? Wie er unter die Salvationists geraten sei? Der Bursche lachte übers ganze Gesicht, als er deutsche Laute hörte, und erzählte uns seine einfache Geschichte. Er war ein Hanauer, aus einer Familie mit neun Kindern, und gelernter Kunsttischler. Zu Hause erzählte man Wunder, wie gut die Kunsttischler in London bezahlt seien, und da sparte er denn so lange, bis er die Ueberfahrt nach

England bezahlen konnte; das Uebrige mußte sich ja dort finden. Jawohl, Hunger und Elend fand er die Fülle, aber keine Arbeit. Als er die vierzehnte Nacht, hungernd und frierend, in einem Winkel des riesigen Bahnhofes der Ostbahn kauerte — mit der „Great Eastern" war er angekommen, und dorthin fand er immer wieder seinen Weg —, erblickten ihn die Offiziere der Heilsarmee und brachten den Halbverhungerten in den ‚Leuchtturm', von wo er dann in den ‚Erzieher' überging; dort arbeitete er seit mehreren Wochen.

„Sind Sie hier zufrieden?" fragte ich.

„Es wäre schlecht von mir, wenn ich sagen wollte, daß es mir nicht gut geht. Meine Seele ist gerettet —"

„Hören Sie, Landsmann, lassen Sie Ihre Seele für diesmal aus dem Spiele, denn Sie sprechen weder zu einem Offizier der Heilsarmee, noch zu Engländern überhaupt. Sagen Sie uns, wie es Ihnen hier geht; aber die reine Wahrheit."

„Ja, immer dableiben möchte ich wohl nicht. Das Bett ist nicht so schlecht, das Essen manchmal recht gut, besser als ich es bei meinen Eltern oder beim Meister bekam; nur die Leute da, die sind sehr unangenehm, wir sind unser beim Schlafen zu viele, man ist nie allein, und auch die Arbeit ist zu schlecht für mich. Ich bin ein Kunsttischler, und hier muß ich die gröbsten Zimmermannsarbeiten verrichten."

„Warum sagen Sie das nicht dem Aufseher?"

Der Hanauer machte ein verlegenes Gesicht, denn der Offizier kam eben auf uns zu.

„Wie haben Sie Ihren Landsmann gefunden?"

Die Frage war so offen und gerade heraus, daß ich keinen Anstand nahm, ihm die Wahrheit zu sagen. Er zeigte auch nicht das geringste Zeichen von Aerger, sondern bat uns, erst die andern Arbeiten anzusehen, um unsern Besuch durch Unterbrechungen nicht unnötig zu verlängern, dann würde er uns die verlangte Antwort geben.

Wir sahen nun allerlei Handwerker, als Bürstenbinder, Tapezierer, Korbflechter und dergleichen, aber das hatte jetzt geringes Interesse für uns, denn wir wollten wissen, was die Salvationists mit dem Hessen vorhatten. Endlich führte uns der Offizier in die Buchhaltung und stellte uns einen spindeldünnen, kahlköpfigen Mann in sehr schäbiger, schwarzer Kleidung als einen ehemaligen Advokaten (Solicitor) vor, der jetzt die Freundlichkeit haben werde, uns das Konto des deutschen Tischlers zu zeigen. Im Nu war der Posten gefunden, und wir wurden höflichst ersucht, Einsicht zu nehmen. Da standen die Einnahmen und Ausgaben säuberlich bei Heller und Pfennig gebucht, und wir sahen, daß der Hesse sich durch seine Tischlerarbeiten nicht nur Essen und Wohnung, sondern auch einen anständigen Anzug, die notwendigste Wäsche verdient hatte, und daß überdies einige Shillinge Erspartes da waren.

„Aber wie lange wollen Sie eigentlich den Menschen behalten?"

„Bis er genug erspart hat, um die Rückreise nach Deutschland antreten zu können."

„Haben Sie nicht auch im ‚sozialen Flügel' der Heilsarmee ein Stellenvermittlungsbureau? Ich er-

innere mich wenigstens, von dem Vorhandensein eines solchen gelesen zu haben. Warum versuchen Sie es also nicht, dem jungen Menschen in London eine Stelle zu verschaffen?"

„Allerdings haben wir ein ‚Labour Bureau' in der Upperthamesstreet; aber erstens haben wir es noch nicht so weit gebracht, unsre Schützlinge mit Erfolg empfehlen zu können. Wohl gibt es Meister genug, die entweder der Heilsarmee angehören, oder sie doch gerne unterstützen, und diese nehmen uns gerne von Zeit zu Zeit tüchtige Arbeiter ab. Aber die große Masse der Arbeitgeber steht unsern Plänen nichts weniger als freundlich gegenüber, und eine Empfehlung von unsrer Seite hat nicht den geringsten Erfolg. Das ist der eine Grund, weswegen wir Ihren Landsmann in seine Heimat zurückbefördern wollen. Ein zweiter Grund ist der, daß man gegenwärtig in England deutsche Arbeiter mit arger Eifersucht betrachtet. Die Arbeiter sowohl als die Beamten der City sagen, daß ihnen die deutschen Einwanderer mit ihren geringen Bedürfnissen und ihrer größeren Arbeitskraft den Boden unter den Füßen entziehen. Wir haben daher sehr geringe Aussicht, einem Deutschen lohnende Beschäftigung zu finden, und halten es für das Beste, wenn er in seine Heimat zurückkehrt."

„Was machen Sie nun aber mit den vielen Engländern, die ich an der Arbeit sehe? Sollen die immer bei der Heilsarmee bleiben?"

„Das ist eine viel umfassende Frage, mein Herr, die ich mich kaum zu beantworten getraue. Es ist

Sache unsres Generals, den großen Plan, den er mit Gottes Gnade begonnen hat, mit Gottes Gnade zu vollenden; wir Offiziere haben keine Uebersicht über das Ganze, wir haben vollauf mit unsern Abteilungen zu thun. Aber wenn Ihnen mit einigen Erfahrungen aus meiner eigenen Praxis gedient ist, so stehen sie Ihnen zur Verfügung. Wollen Sie mich gefälligst wieder in den Hof begleiten."

Wir empfahlen uns von dem Buchhalter und gingen in einen Winkel des Hofes, wo wir vom Geräusche der Holzhacker und Tischler am wenigsten gestört wurden.

„Die Geschichte unsres Buchhalters ist ein lehrreiches Beispiel für viele. Unsre Offiziere fanden ihn vor einem halben Jahre in der Gosse in einem Zustande geistiger und physischer Verkommenheit, wie wir ihn selbst in London selten antreffen. Der Mann war in seiner Gesundheit so heruntergekommen, daß er selbst nach mehreren Tagen vollständiger Enthaltsamkeit kaum seine Hände und Füße gebrauchen konnte. Langsam und schwer schritt die Genesung vorwärts, und als er geheilt aus dem Spitale entlassen wurde, nahmen wir ihn im ‚Elevator' auf. Der Arme verstand kein Handwerk, zum Holzhacken war er zu schwach, von Verwandten oder Freunden wollte er nicht reden. Wir gaben ihm, da wir aus seiner Sprache auf seine frühere Lebensstellung schlossen, Rechen- und Schreibarbeiten, und waren mit ihm zufrieden; langsam gewann er unser Vertrauen, bis wir ihm die Buchhaltung dieser Abteilung übergeben konnten. Inzwischen war er nicht nur physisch und geistig, sondern

auch im tiefsten Innern ein andrer geworden; es gelang uns mit Gottes Hilfe, seine Seele zu retten. Nun vertraute er uns seinen Namen und seine Vergangenheit an. Wir hatten das verdorrte Glied einer blühenden, mächtigen Familie vor uns. Er war durch allerlei Ausschweifungen von Stufe zu Stufe gesunken, bis er durch Trunk dort angelangt war, wo wir ihn fanden. Wir setzten uns mit seinen Angehörigen in Verbindung, und die waren glücklich, überhaupt von ihm zu hören, und über die Maßen dankbar wegen der Wandlung, die mit ihm vorgegangen war. Ein Bruder kam, um den verloren Geglaubten den Seinen zurückzubringen — aber unser Schützling weigerte sich unter Thränen, den sicheren Hafen zu verlassen, den er im Schoße der Heilsarmee gefunden hatte, um sich wieder den Stürmen der Welt auszusetzen, wo er einmal so furchtbaren Schiffbruch gelitten hat. Nichts konnte ihn von seinem Entschlusse abbringen, und so lebt er denn weiter in unsrer Mitte, ein lehrreiches Beispiel für neu Angekommene, eine Freude für unsre Offiziere. Seine Verwandten aber haben sich seither als treue und großmütige Bewunderer unsres Generals und seines ‚sozialen Flügels' erwiesen."

„Wollen Sie damit sagen, daß Ihr Buchhalter das Ideal dessen ist, was die Heilsarmee aus einem verkommenen Menschen machen kann?"

„Das wohl nicht; aber ich habe Ihnen an diesem Manne zeigen wollen, wie wir vorgehen. Wir behalten unsre Schützlinge, solange sie sich bei uns wohl fühlen; sie arbeiten, lernen die Arbeit lieben oder wenigstens ertragen, gewöhnen sich an Enthaltsamkeit

und werden in vielen Fällen für die Ewigkeit gerettet. Wenn sie so weit sind, geben wir sie ihren Verwandten oder Freunden wieder, und wir hoffen zu Gott, daß sie nicht wieder in den Abgrund geraten, aus dem wir sie gezogen."

„Was machen Sie mit jenen Unglücklichen, die keine Verwandten oder Freunde haben?"

„Wir suchen sie durch unsre Leute, das heißt durch die Angehörigen der Heilsarmee —"

„Verzeihen Sie meine Unterbrechung: wie viele Mitglieder zählt die Heilsarmee?"

„Wir haben mehr als dreimalhunderttausend Soldaten und elftausend Offiziere, die sich auf die ganze Erde verteilen. Durch diese unsre Genossen, unter denen sich Parlamentsmitglieder und andre Männer von hoher Lebensstellung befinden, suchen wir jenen Elementen, welche unser Vertrauen gewonnen haben, die passende Unterkunft in Handel und Gewerbe zu verschaffen; andre, die vom Lande stammen und sich in der Stadt nicht acclimatisieren, schicken wir auf die vom General errichtete landwirtschaftliche Kolonie in Hadleigh in Essex, in welcher mehr als achtzigtausend Pfund Sterling investiert sind, und von der sich alle Freunde des ‚sozialen Flügels' besondere Erfolge versprechen. Wieder andre, welche aus besonderen Gründen für England verloren sind, werden vom General in überseeische Kolonien geschickt."

Es war fast Mittag geworden, als wir uns von dem mitteilsamen Offizier verabschiedeten, um die andern Einrichtungen des Generals zu sehen. Gleich in der Nähe des „Elevators", in der berüchtigten

Hanburystreet, wo der jetzt glücklicherweise vergessene „Jack der Aufschlitzer" seine ärgste Greuelthat verübt hat, befindet sich ein Nachtquartier für Frauen; das wurde uns von einer stattlichen Frau in tadellosem Schwarz und Weiß, wie es die Krankenwärterinnen in England tragen, geöffnet. Keine Spur von den üblen Düften, welche sich sonst in Massenschlafstätten für ewige Zeiten festsetzen! In einem hohen, weiten Raume waren mehrere Weiber mit Scheuern und Putzen beschäftigt, Thüren und Fenster waren angelweit geöffnet und ließen so viel Licht und Luft ein, als man unter dem kargen Himmel Ost-Londons haben kann; in langen Reihen standen die sargartigen Betten, sorgfältig gescheuert, noch dampfend von dem heißen Wasser, mit dem sie eben bespült worden waren. Die Matratzen, Kissen und Decken wurden im Hofe einer derben Behandlung unterzogen. Von da führte uns die Frau in mehrere kleine Schlafzimmer, die recht niedlich aussahen und einen schwachen Anstrich von Luxus zeigten; Kattunvorhänge, Blumen, Bilder und dergleichen. Das sind die „metropoles", Schlafstätten für verwöhnte Frauen, die zeitweilig ins Elend geraten sind, oder für Arbeiterinnen, die zu wenig verdienen, um in einem anständigen Boardinghouse wohnen zu können, aber doch zu gut sind, um in zweideutiger Gesellschaft die „slums" von Whitechapel zu bevölkern.

Auf der Hauptstraße sahen wir die Volksküche der Heilsarmee. Der weite Raum war von Erwachsenen und Kindern bis in die letzten Winkel gefüllt.

Da wir seit dem frühen Morgen auf den Beinen

gewesen waren, so gönnten wir uns eine Pause von mehreren Stunden und setzten unsre Forschungsreise durch „das dunkelste England“ erst in der Dämmerung wieder fort. Die Einrichtungen im Westen und Süden unterschieden sich nicht wesentlich von denen in Whitechapel, und wenn wir nicht gewußt hätten, daß wir uns in Argyll-Square in dem Heim für entlassene Sträflinge befanden (Prison Gate Home), so hätten wir das Haus für einen „Elevator“ angesehen.

Mit Vergnügen hörte ich von einem Offizier, daß die „Herbstandachten“ (Harvest Thanksgivings) in der großen Regentshalle, 274 Oxfordstreet, begonnen hätten. Punkt acht Uhr waren wir zur Stelle und bekamen für einen Shilling Sitze in der ersten Reihe, gegenüber dem Amphitheater, auf welchem sich die Offiziere und „Geretteten“ befanden. Den Vordergrund der Halle nahm ein vom „Hauptmann“ Soundso gemaltes Landschaftsbild ein, auf welchem allerlei sehr mangelhaft gezeichnete Figuren den Herbst symbolisierten; die Segnungen des Herbstes waren drastisch in Gestalt von riesigen Broten, Striezeln, Kürbissen, Gurken, Birnen und andern guten Sachen dargestellt. Seit 1889 hatte ich keinem Meeting der Heilsarmee beigewohnt, ich war daher im höchsten Grade überrascht. Wo waren die in blutigroten Lettern geschriebenen, Blut und Tod atmenden Sprüche? Wo waren die Blechinstrumente, die Pauken und Pfeifen, welche sonst jedem Spaziergänger von weitem die Salvationists verkündeten? Wo waren die fanatischen Redner und Rednerinnen, die mit ihren wilden Gesten, mit ihrem lauten Schluchzen und ihren krampf-

haften Verzückungen die Zuhörer zu Thränen rührten und zu jauchzenden Halleluja rufen hinrissen? Und endlich — wo waren die begeisterten Massen? Als ich das letzte Mal in der Exeterhalle am Strande eine Feier der Heilsarmee ansehen wollte, kostete es mich Mühe, überhaupt einen Sitz zu bekommen, und für Geld und gute Worte erhaschte ich einen Platz auf der Galerie. Wie anders war es jetzt! Die Galerien waren ganz leer und die Bänke im Parkett nur schwach besetzt.

Als der Leiter des Meetings, „Commissioner" Cadman, seine Rede begann und nacheinander die „Geretteten" als „Zeugnisse" für die Segnungen des „sozialen Flügels" vorführte, begriff ich, warum die Heilsarmee ihren Zauber für die Massen einigermaßen eingebüßt hat. Der Redner, welcher, nebenbei bemerkt, im unverfälschten Cockneyenglisch sprach und mit bewunderungswürdiger Konsequenz die h am Anfang der Wörter wegließ und dafür welche hinzufügte, wo man sie nicht brauchte, donnerte in witziger Weise gegen die Trunksucht, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen, gegen die Gleichgültigkeit des Publikums, das die Größe des Generals nicht begreife; er sprach wie nur irgend ein sozialistischer Cato über Kapital und Arbeit — aber von Gott und Christentum war so gut wie garnicht die Rede. Die „Geretteten", meist entlassene Sträflinge, die auf den Rat der Gefängnisdirektoren zur Heilsarmee gehen, erzählen ihre zum Teil aufregenden Lebensgeschichten in urwüchsiger Sprache und in so individuell gefärbter Rede, daß man nicht ungern dem Gedanken Raum gibt, sie seien von den

Offizieren eingeschult worden. Sie sind alle durch Leichtsinn und Trunk zu Falle gekommen, demgemäß warnen sie aufs eindringlichste vor dem „public-house“ und leichter Gesellschaft; aber von der unsterblichen Seele, von Hölle und Teufel, die in den Meetings der Heilsarmee einst einen so breiten Raum einnahmen, wissen auch die Geretteten wenig zu erzählen. Die Heilsarmee hat offenbar ihre Taktik, vielleicht auch ihr innerstes Wesen geändert. Statt des alten Pathos verwendet sie jetzt Witz und Humor, statt der himmlischen Seligkeit hält sie ihrem Publikum ein irdisches Paradies vor. Die Feinde der Heilsarmee warfen ihr die Reklame, den geschmacklosen Lärm vor, Huxley nannte sie eine wüste Schar von Korybanten; das hat sich der General offenbar zu Herzen genommen, daher die Ruhe auf der Straße und in den Hallen. Der General Booth weiß gewiß so gut wie wir, daß er sich dadurch für den Mob eines großen Teiles seiner Anziehungskraft beraubt; aber er genießt bei den dreimalhunderttausend englischen Mitgliedern der Heilsarmee ein so unbedingtes Vertrauen, daß er zeitweilig auf den Beifall der Menge verzichten kann, da es jetzt offenbar sein Streben ist, die besseren, die zahlungsfähigen und einflußreichen Kreise für seine sozialen Pläne zu gewinnen.

Und es scheint, daß er sich nicht verrechnet hat. Ueberraschend wie die Veränderung im Wesen der Heilsarmee ist die Haltung des Londoner Publikums gegen sie. Früher wurde der „General“ bald als Hanswurst, bald als schlauer Betrüger behandelt, und ein Lächeln überlegener Verachtung ging über alle

Gesichter, wenn das Bum! Bum! der großen Trommel, das Wahrzeichen der Salvationists, von der Straße her erscholl. Als Booth im Jahre 1890 mit seinem großen Plane hervortrat und rund heraus eine bare Million vom Publikum verlangte, erhob die Presse ein unbändiges Geschrei über die Frechheit des „Religionsspekulanten". Der General litt in den Spalten des Standard und der Times ein wahres Martyrium, das seinen Höhepunkt erreichte, als Professor Huxley mit dem ganzen Gewichte seiner Autorität das ihm in der Seele verhaßte „moderne Franziskanertum" niederzuwerfen versuchte. Ein Verehrer des großen Naturforschers hatte ihm eine Tausendpfundnote übersendet, mit der Bitte, sie dem „sozialen Flügel" der Heilsarmee zuzuwenden, wenn er die Pläne des Generals billige. Huxley schickte dem Menschenfreunde seine Banknote zurück und begründete seine Abneigung gegen die „Korybanten" in einem langen schneidigen Briefe, den er in der Times abdrucken ließ. Dieser Angriff war ein Wendepunkt im Schicksale des sozialen Programms, das Booth in seinem Buche „Im dunkelsten England" entworfen hatte. In ganz England nahm man für und wider ihn Partei, eine endlose Polemik tobte in den Blättern, bis schließlich einige vernünftige Leute auf den Einfall kamen, die Geschäftsgebahrung des Generals, den Hauptgegenstand der Fehde, durch unparteiische, kundige Leute prüfen zu lassen. Von zwei Seiten zugleich wurde die Untersuchung vorgenommen. Arnold White, der auch auf dem Kontinente durch seinen Bericht über die Judenausweisungen aus Rußland bekannt ist, wurde von

sechs hochgestellten Männern mit der Aufgabe betraut, die Heilsarmee und ganz besonders deren sozialen Flügel zu studieren; von der andern Seite war es Penn Gaskell, ein Advokat (Barrister) und Mitglied des großen Londoner Wohlthätigkeitsvereins (Charity Organisation Society), der im Interesse eben dieses durch die Pläne des Generals in seiner Existenz bedrohten Vereins, sich der Aufgabe unterzog, die Nachtquartiere, die Elevators, das Sträflingsheim und die landwirtschaftliche Kolonie zu prüfen.

Die Berichte dieser Herren liegen nun vor, und es wundert mich sehr, daß der bibelkundige General dem Büchlein „Die Wahrheit über die Heilsarmee", welches eben jene Berichte und einen Aufsatz des berühmten Predigers Farrar enthält, nicht das Verslein Bileams als Motto vorangesetzt hat: „Siehe, zu fluchen kam ich und muß segnen!" Die Berichte sind ein Triumph des Generals und eine glänzende Empfehlung des sozialen Flügels der Armee. In methodischer Folge werden die gegen Booth erhobenen Anklagen Punkt für Punkt entkräftet. Die Times, der Standard und andre sagten, der „General" sei ein ganz gewöhnlicher Schwindler, der die Gelder seiner Gläubigen dazu benütze, sich und den Seinigen ein üppiges Leben zu bereiten. Was aber ergab die Untersuchung?

General Booth hat ein Privateinkommen, das die einfachen Bedürfnisse seiner Familie vollkommen bestreitet. Er bezieht von der Armee keinen Pfennig Gehalt, nur seine Reisekosten werden ihm aus der gemeinsamen Kasse ersetzt. Wenn er im Interesse

der Armee auf Reisen geht und fünf Pfund braucht, wendet er sich an den Sekretär des Ausgabenkomitees, welches aus dem Finanzsekretär, dem ersten Buchhalter und den Abteilungschefs besteht. Erst nachdem dieses Komitee die Summe bewilligt hat, kann er gegen Ablieferung des Checks vom Kassier die gewünschte Summe erhalten. Er selbst hat mit der Geldgebarung nicht das geringste zu thun. Booth eröffnet keinerlei Briefe selbst; alle schriftlichen Mitteilungen werden in einer besonderen Abteilung abgeliefert. Arnold White wollte sich davon überzeugen, ob die Buchhaltung und Kasse jederzeit in Ordnung seien, und forderte eines Tages jenen beeidigten Buchhalter, welcher die Bücher der Heilsarmee zu prüfen hat, auf, mit ihm der Kasse im Hauptquartier einen unerwarteten Besuch abzustatten.

Beide Herren gingen Bücher und Kassenbestand durch — alles stimmte auf Heller und Pfennig. Der beeidete Buchhalter (accountant) gehört der wohlbekannten Cityfirma Knox, Burbridge, Cropper und Co. an; dieser Umstand allein bürgt für eine makellose Gebarung in jeder Beziehung.

Die Gegner des Generals sagten, er habe sich und seine Familie bis ins dritte und vierte Glied versorgen wollen. Was aber zeigte die Untersuchung? Folgende Tabelle gibt eine Uebersicht über die Gehalte, welche die „Boothdynastie" von der Heilsarmee bezieht:

General William Booth nichts, dessen Sohn Bramwell Booth zweihundert Pfund jährlich und Wohnung, dessen Frau nichts.

Der zweite Sohn des Generals, Herbert Booth, drei Pfund 3 Shilling wöchentlich und Wohnung, dessen Frau nichts.

Die Töchter des Generals, Eva und Lucy, je zwanzig Pfund jährlich.

Der Schwiegersohn des Generals, Booth-Tucker, drei Pfund drei Shilling wöchentlich und Wohnung, dessen Frau nichts.

Der zweite Schwiegersohn (in Paris) achtzig Francs wöchentlich, dessen Frau nichts.

Nun ist ja ein Gehalt von zweihundert Pfund samt freier Wohnung für viele Leute eine sehr begehrenswerte Sache, und diese werden mit Recht sagen, daß der General Booth noch immer kein schlechtes Geschäft gemacht habe. Aber die Sache liegt nicht so. Beide Schwiegersöhne des Generals waren Staatsbeamte, als sie sich der Salvationarmy zuwendeten, und zwar hatte Tucker zwölfhundert Pfund, Clibborn vierhundert jährlich. Das war doch wohl, vom geschäftlichen Standpunkte, ein recht miserabler Tausch!

Was aber den General selbst betrifft, so bringen folgende Ziffern jeden Gegner zum Schweigen: Der Reingewinn der von Booth herausgegebenen Wochenschrift „Der Kriegsruf" (The War Cry), der sich jährlich auf zehntausend Pfund beläuft, gehört vollständig der Kasse der Armee, und aus dem Verlage des Buches „Im dunkelsten England", welches ausschließlich vom General verfaßt wurde und doch eigentlich mit der Heilsarmee nichts zu thun hatte, floß dem sozialen Flügel die Summe von rund sechs-

tausend Pfund zu, von der Booth nicht einen Penny bekam.

Die Berichte Arnold Whites und Gaskells haben die Feinde des Generals vollständig zum Schweigen gebracht.

Es ist in den Londoner Zeitungen sehr still geworden in Bezug auf Booth und seine Armee.

Wie man zum Patriotismus erzieht.

Es war ein rührend-lächerliches Schauspiel, die verlegene Unbeholfenheit der Londoner beim Empfange der Siegesnachricht aus Omdurman zu sehen. Alle Tugenden des zivilisierten Herdentieres sind dem Engländer eigen; er trägt alle Lasten, die ihm das Leben in Gemeinschaft auferlegt, mit stummer Geduld, er ist des höchsten Opfers für einen Nebenmenschen fähig, er zeichnet sich in allen Lagen der gesellschaftlichen Schichtung aus, in untergeordneter wie in befehlender Stellung, als Diener wie als Herr, als gemeiner Soldat wie als General — nur die Gabe, sich in Gesellschaft zu freuen, ist ihm versagt. Was ein Londoner in der Freude thut, wenn er allein ist mit sich und seinem Gewissen, entzieht sich jeder Beurteilung; wie er sich in Gemeinschaft gebärdet, das haben wir verflossenen Sonntag, als die ganze Stadt von einem Gefühle beseelt war, mit Staunen gesehen.

Ein Landsmann, der sich zu kurzem Aufenthalte in der englischen Hauptstadt befindet, war schon am Samstag, als der „Daily Telegraph“ in einer Extra-

ausgabe das große Ereignis verkündete, ganz glücklich darüber, sich gerade in einer so interessanten Zeit in England aufzuhalten und war nicht wenig enttäuscht, Samstag abends in dem tausendfältigen Geschrei und in den zahllosen Flammen der nächsten Hauptstraße statt der erwarteten Jubel- und Siegeszeichen die ganz ordinären Krämergewohnheiten zu erkennen.

Als wir aber auch am Sonntag auf Straßen und Plätzen den gewöhnlichen ausdruckslosen Gesichtern begegneten und weder das Gehaben der Leute, noch das Aussehen der Stadt die Kunde von einem Siege verriet, wie ihn England seit Jahrzehnten nicht zu verzeichnen hat, da verlor mein Landsmann die Geduld und ließ sich zu einem herben Urteile hinreißen: „Dieses habsüchtige Krämervolk hat doch keinen Funken von patriotischem Gefühl im Leibe, und es verdient wahrhaftig die Helden nicht, die ihm ein launisches Geschick in solcher Menge beschert!“

Man kann es dem denkenden Beobachter nicht übelnehmen, wenn er aus dem wunderlichen Verhalten der großen Massen auf stumpfsinnige Gleichgültigkeit nationalen Ereignissen gegenüber schließt. Aber der Schluß ist falsch. Was dem Fremden als Gleichgültigkeit erscheint, ist in Wahrheit Ungeschick, plumpe Unbeweglichkeit, die Unfähigkeit, inneren Vorgängen in entsprechender Weise Luft zu machen, dem Gefühle der Freude lauten, gefälligen Ausdruck zu geben. Die Leute schämen sich einfach, Empfindungen zu verraten.

Ein kleiner charakteristischer Zug überzeugte meinen Landsmann nachträglich, daß die Stille der Stadt nicht Mangel an Patriotismus war. Spät am Nachmittag

war eine große Menschenmenge auf dem Trafalgarplatz vor dem Standbilde Gordons, des Helden von Chartum, versammelt — rauchend, plaudernd, ratlos. Da erschien plötzlich ein junger Mann von entschlossenen Gesichtszügen und heftete ein großes Plakat auf das Postament: „Gordon ist gerächt!" Ein befriedigtes Gemurmel der Masse, vereinzelte Beifallsrufe, die immer zahlreicher wurden, endlich ein donnerndes Bravo von einem Ende des Square bis zum andern. Das lockt die wachthabende Polizei herbei. Der wohlbeleibte Inspektor sieht das Plakat, hält diesen lauten Ausdruck der Freude für etwas Unbritisches, also Unmoralisches, und entfernt das Blatt entrüstet mit eigener Hand. Das war der Moment, um den Patriotismus der Londoner Massen zu studieren! Wütend stürzten sie sich gegen das Monument, drängten den Inspektor samt den Konstablern zur Seite, und im Nu war unter endlosem Jubel ein neues Plakat auf dem Postament.

Jawohl, der Fremde war mit seinem vorschnellen Urteile vollständig im Unrecht, denn die Engländer sind im Gegenteil das patriotischeste Volk der Welt. Das ist mir dieser Tage gelegentlich eines Besuches in einer der eben wieder eröffneten Bürgerschulen besonders eindringlich zum Bewußtsein gekommen. Es war eigentlich Unterricht in Geschichte, als ich in die Klasse kam, aber ich hätte es für Unterricht in Patriotismus gehalten. Der Lehrer faßte im Anschlusse an das Lehrbuch den Geschichtsstoff des letzten Schuljahres zusammen, bevor er das neue Kapitel begann.

„Und was lehrt uns ein Ueberblick über die Ge-

schichte Englands seit dem Einfalle der Normannen? Im Laufe dieser tausend Jahre haben wir eine lange Reihe von Königen gehabt, deren viele sich durch ihre Weisheit im Rate, durch Tapferkeit auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet haben. Diese kleine Nation hat die ganze weite Welt mit Achtung vor ihrem Namen, mit Furcht vor ihrer Flagge erfüllt. Wahrlich, gerechter Stolz schwellt unsre Brust, wenn wir der edlen Rolle gedenken, die unsre Heimat in der Weltgeschichte gespielt hat.

„Ferner sehen wir, daß unsre Geschichte die beste Erläuterung bildet zu unsrer Verfassung. Den Leuten, die unsre Gesetze und Einrichtungen verdammen, würden wir zurufen: Erst leset die Geschichte dieser Gesetze und Einrichtungen und versucht es, in ihren Geist einzudringen; immerhin aber hütet euch davor, sie anzutasten, bevor ihr etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen habt!

„Es gibt keinen Punkt auf der ganzen Erde, wo der Mensch gegen Bedrückung und Gewalt geschützter ist als in Alt-England; es gibt keinen Punkt, wo der Mensch sich solcher Freiheit im Denken und Reden und Handeln erfreut, und deshalb sagen wir mit dem Dichter:

Den nenn' ich einen feigen Wicht,
Der nicht einsteht mit Herz und Hand
Für Thron und Altar, für Herd und Heim
In diesem unserem Vaterland."

Ich habe mir das Buch geben lassen, aus welchem die englische Jugend Geschichte lernt und habe eine lehrreiche Lektüre genossen. Die sieben Bändchen

illustrierter Geschichte und Geographie haben mir nichts Neues über Menschen und Länder gesagt, aber über den Charakter der Engländer und wohl auch über das Geheimnis ihres Erfolges habe ich daraus manches gelernt, was man sonst nicht so scharf und deutlich zu hören bekommt*).

In dem einen Bändchen findet sich eine Stelle, die sozusagen Grundton und Leitmotiv des ganzen Werkes ist und symbolisch den Schlüssel bildet zu der merkwürdigen Stellung der Engländer unter den übrigen Völkern der Welt. England, sagt das geographische Lehrbuch Nummer fünf, das für zehn- bis zwölfjährige Kinder berechnet ist, bildet fast genau den Mittelpunkt alles Landes, das sich auf der Erde befindet. Ich weiß nicht, wie der Verfasser zu dieser Behauptung gekommen ist und ob er sie Fachmännern gegenüber aufrecht zu erhalten vermöchte; aber das steht fest: Schülern, welche diese sonst in jeder Beziehung vortrefflichen Lehrbücher in sich aufgenommen haben, ist England mit seiner Bevölkerung und seinen Interessen der Mittelpunkt der Welt und die Krone der Schöpfung, Englands Verfassung das Ergebnis von Ereignissen, wie sie kein zweites Land gesehen, und die Gesetze die letzte Weisheit von Männern, derengleichen kein Volk besessen hat. Das tritt schon in dem Lehrstoffe dieser Bücher zu Tage. Das Staatsgrundgesetz, welches den Engländern die weltliche, freie Volks- und

*) The Ideal Geographical Reader, IV—VI. — The Ideal Historical Reader, IV—VII, London, Sir Isaac Pitman & Sons, Ltd. 1897.

Bürgerschule gab, schreibt auch den Lehrplan vor, und da sind denn Geographie und Geschichte nicht vergessen. Demgemäß heißen die in der Schule gebrauchten Bücher auch „Lesebücher der Geschichte", „Lesebücher der Geographie" — wohlgemerkt: ganz allgemein Geschichte und Geographie.

Was aber wird in den schönen, volkstümlichen, sorgfältig ausgestatteten Büchern gelehrt? Man wird wahrhaftig an den kleinen Australier in Jules Vernes Roman „Die Kinder des Kapitän Grant" erinnert, wenn man sieht, wie Asien, Afrika und Amerika um England gruppiert werden und Europas — mit Ausschluß der nordwestlichen Inselgruppe, Großbritannien genannt — so nebenher auch gnädig Erwähnung geschieht. Die Wichtigkeit, welche diesem inferioren Weltteile beigelegt wird, ist aus dem Raume ersichtlich, den ihm das Buch widmet. Von den ungefähr siebenhundert Seiten der Geographie bekommt Europa ganze fünf, sage fünf, zugemessen; Italien wird in fünf, die Türkei in ebenso vielen Zeilen abgethan; wir Oesterreicher sind bedeutend genug, um — mit den Ungarn zusammen — neunzehn Zeilen zu verdienen, eine große Auszeichnung für uns, denn Rußland muß sich mit sechzehn Zeilen begnügen.

Wenn wir Europäer in der Geographie nur fünf Seiten bekommen, so werden wir aus der Geschichte schlechterdings eliminiert. Geschichte ist die Geschichte Englands — Punktum! Karl der Große und die Hohenstaufen, Rudolf von Habsburg, Kaiser Max, Karl V., Franz I. von Frankreich, der glänzende Ludwig, Zar Peter, die große Kaiserin und ihr böser Gegner

existieren einfach nicht für die englische Schuljugend; die Völkerwanderung, die Entstehung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, die Kreuzzüge, die Kirchenkonflikte, die deutsche Reformation, der Dreißigjährige Krieg, die Kämpfe um die Hegemonie in Deutschland — alle diese Ereignisse werden entweder mit Stillschweigen übergangen oder gerade nur an jenen Punkten erwähnt, wo England ins Spiel kommt. So erfährt der englische Schulknabe von den Kreuzzügen nur das eine Faktum, daß Richard Löwenherz der größte Held war, den der Osten jemals gesehen habe; die kontinentalen Kriege werden erwähnt, um den Ruhm Marlboroughs ins rechte Licht zu setzen — bei der Gelegenheit wird aber einer so bedeutenden und für die jugendliche Phantasie gewiß höchst interessanten Gestalt, wie es die Persönlichkeit des Prinzen Eugen ist, mit keiner einzigen Silbe Erwähnung gethan.

Diese eigenartige Auffassung und Behandlung der Weltgeschichte ist nicht etwa ein Fehler des Verfassers; im Gegenteil, sie ist vom Standpunkte der englischen Schule ein Vorzug und liegt im System. Freilich ist nicht jedes englische Lehrbuch der Geographie so europafeindlich wie die angeführten Bände; es gibt Werke für Mittelschulen, die genug des Guten auch in Bezug auf Oesterreich und Rußland bringen. Aber bezüglich der Volkserziehung ist das Beispiel der von der Firma Pitman herausgegebenen Lehrbücher von allgemeingültiger Bedeutung.

Diese insulare Auffassung geht sogar weit über den Rahmen der Schule hinaus. Man kennt in der ganzen Welt die lebendig geschriebene „Geschichte unsrer Zeit"

von dem irischen Politiker Justin Mac Carthy; ist das siebenbändige Werk wirklich eine Geschichte unsrer Zeit, etwa in dem Sinne wie Schlosser und Gervinus „Geschichte" geschrieben haben? Durchaus nicht. Mac Carthy schreibt Geschichte für seine erwachsenen Landsleute, wie die Schulbücher Pitmans diese Aufgabe für Kinder besorgen — Geschichte schlechtweg ist die Geschichte Englands. Damit hängt es zusammen, daß England keine „Weltgeschichte" besitzt. Was hat das gebildete deutsche Publikum für eine schöne Auswahl an schweren und leichten, an gelehrten und populären, an teuren und billigen Werken, welche die Geschichte der Menschheit in ihrer Gesamtheit darstellen! In England gibt es kein ähnliches Werk, und kein Verleger hat noch das Bedürfnis gefühlt, eine deutsche Weltgeschichte dem englischen Publikum zugänglich zu machen; aus guten Gründen. Vor Jahr und Tag habe ich bei einem Antiquar ein altes Ding aufgestöbert, das sich „Universal History" nannte; seit dem Erscheinen jenes Buches sind die Engländer klüger geworden und lassen solche schriftstellerische Versuche bleiben. Man schreibt nicht gerne ausschließlich zum eigenen Vergnügen.

Mehr noch als in der Abgrenzung des geographischen und geschichtlichen Stoffes zeigt sich bewußte Methode in der Art, wie dieser Stoff dem Volke beigebracht wird. Mit mehr Nachdruck als gutem Geschmack wird bei jeder Gelegenheit die Größe und Herrlichkeit Englands betont. „England ist ein liebliches Land." — „Kein Land der Welt hat eine größere Mannigfaltigkeit von landschaftlicher Schönheit aufzuweisen als Großbritannien." — „London! Welch einen großartigen Klang

hat nicht schon der bloße Name! Paris, Berlin, Wien klingen klein im Vergleiche mit London. Das bloße Wort verkündet Größe; der Name ist würdig der Hauptstadt der Welt, des Herzens von Weltreichen, des Mittelpunktes der Zivilisation!“ Leider ist nicht alles groß in Großbritannien, zum Beispiel die Berge; das thut dem Verfasser sehr weh und er nimmt sich mehrmals die Mühe, diese auffallende Erscheinung zu mildern. „Wenn unsre Berge nicht durch die Wirkungen des Wassers gelitten hätten, so würden sie jetzt viel höher sein, als sie sind.“ — „Unsre Berge sind freilich nicht sehr hoch, aber dafür sind sie sehr wichtig, denn sie enthalten Kohle, Eisen, Kupfer, Zinn und andre Mineralien.“

Unserm Empfinden erscheint das abgeschmackt und beschränkt, aber wenn echtes patriotisches Gefühl auf Kosten des guten Geschmackes erkauft wird, so ist der wertvolle Artikel nicht zu teuer bezahlt, und wenn man zur Macht durch Beschränktheit gelangt, so fühlt man sich geneigt, nach dem Muster des großen Humanisten ein Lob der Beschränktheit zu schreiben. Denn das unterliegt keinem Zweifel: die Engländer haben unter allen modernen Völkern das tiefste, ruhigste, stetigste patriotische Gefühl.

Wie uns andre sehen.

Das Laub fällt von den Bäumen ... Die Winterdämmerung mit ihrer Schwermut drückt in der Fremde doppelt aufs Herz ... Das Heimweh ist fast eine physische Pein ... Ich fange an, das Exil der Alten zu verstehen. Es ist ja alles recht schön und gut; die Menschen könnten nicht freundlicher sein, und die Dinge lassen sich befriedigend an; ein Tag lehrt den andern, wie das alte gelehrte Sprüchlein sagt; die Arbeit rückt vom Fleck. Aber es ist alles so nüchtern und schal — die Sinne nehmen Altes und Neues auf, wie die durstige Erde einen langerwarteten Regen auffaugt, aber es dringt nichts bis zum Gemüt. Man vergißt, was es heißt, sich seines Daseins zu freuen. Die Pflicht ist eine vortreffliche Sache, die Arbeit sei gepriesen für und für, aber sie helfen einem nicht über das Heimweh hinweg.

Der heutige Nachmittag hat es beinahe gethan. Es war ein Stück Wien mitten in der steinernen Fremde, ich habe das Lob Wiens aus fremdem, kritischem Munde gehört. William Archer hat mir von

seiner Reise nach Wien, von der herrlichen Ringstraße, von der entzückenden Umgebung, von den großartigen Museen — vor allem aber vom Wiener Theater erzählt. Wer William Archer ist? Der berufenste Theaterkritiker Englands, dessen Schriften geradezu eine Erziehung für Dichter, Schauspieler und Publikum bedeuten. Die schriftstellerische Laufbahn Archers fällt nicht nur zeitlich mit der Wiedergeburt des englischen Dramas zusammen. Ohne Archer sind Jones und Pinero nicht zu denken: beide Dichter hätten möglicherweise ohne ihn den Weg zum Ruhme gefunden, vielleicht wäre „Die zweite Frau" geschrieben worden, auch wenn Archer nicht seine besten Kräfte dafür eingesetzt hätte, dem größten skandinavischen Bühnendichter der Gegenwart in England Eingang zu verschaffen, aber daß ein Theaterdirektor den Mut fand, das revolutionäre Stück aufzuführen, und daß er damit den größten Erfolg der letzten zehn Jahre erzielte, das ist Archers Verdienst. Freilich wäre das noch nicht genug, um ihm in deutschen Landen Beachtung zu verschaffen, denn das englische Theater ist immer noch eine Londoner Lokalangelegenheit und noch lange nicht Weltlitteratur. Was Archer einem Deutschen so interessant macht, das ist die geschichtliche Gerechtigkeit, die er, vielleicht unbewußt, in seinem kritischen Amte übt. Archer ist auf dem besten Wege, das für die englische Bühne zu thun, was der größte Kritiker, den die Welt je gehabt hat, für die deutsche Bühne gethan hat. Lessing hat den französischen Geist durch den englischen ausgetrieben. Archer versucht es, denselben Eindringling mittels germanischer Zauberformeln zu bannen. Archer glaubt nicht

an eine allgemein gültige ästhetische Regel, und es fällt ihm nicht ein, die französische Technik für unbedingt falsch, die deutsche für unbedingt richtig zu halten; aber er hat mit Lessing den Glauben gemein, daß die deutsche Volksseele auf den gleichen Grundton gestimmt ist wie die englische. Daß das dramatische Ideal, vielleicht das litterarische Ideal überhaupt, wie es in den großen englischen Schriftstellern zum Ausdrucke kommt, von den Deutschen verstanden und mit dem Gemüte erfaßt wurde, das hat die rasche und gründliche Einbürgerung Shakespeares in Deutschland bewiesen. Ob aber auch die Engländer das gleiche Verständnis dem deutschen Schrifttume jemals entgegenbringen, entgegenbringen werden? In der Blütezeit der deutschen Dichtung wurde von einem sehr gelehrten, sehr ernsten Manne der Versuch gemacht, den Engländern Wieland, Lessing, Goethe zu erschließen. William Taylor aus Norwich hat ein langes Leben diesem schönen Ziele gewidmet und es niemals erreicht. Sein Nachfolger Thomas Carlyle hat bei viel geringerem Verständnis viel mehr Glück gehabt; der wortgewaltige Schotte, der durch Vererbung und Erziehung Stockpuritaner war, wie er es in seiner Verhimmelung Oliver Cromwells bewies, hatte zum Theater, vielleicht zur Kunst überhaupt nicht das geringste Verhältnis, und doch hat dieser Mann den Goethekultus auch in England zum Bildungsdogma erhoben. Aber der Einfluß Carlyles ist rasch im Sinken begriffen, fast so rasch wie das flüchtige Bedürfnis, das deutsche Schrifttum zu studieren.

Nach diesen abschreckenden Beispielen ist es sehr

mutig von Archer, das junge Deutschland von heute dem aufmerksamen Studium der englischen Theaterkreise zu empfehlen, noch dazu in einer Zeit, die nicht besonders viel Neigung für Deutschland und die Deutschen vorfinden dürfte. Und doch glaube ich, daß Archer glücklicher sein wird als Taylor und sein Landsmann Carlyle. Er besitzt den Schönheitssinn, den Geschmack, die Unbefangenheit, die Vielseitigkeit, die jenen beiden Dolmetschern deutschen Schrifttums abging — auch darin hat Archer vieles mit Lessing gemein.

Seit Jahren schon sehnte er sich danach, die Theaterwelt Wiens und Berlins, die er im Geiste vortrefflich kannte, aus der Nähe zu sehen, wurde aber durch Berufsgeschäfte immer wieder zurückgehalten. Diesen Herbst machte er sich endlich frei. Er teilte mir seine Reisepläne mit und fragte, ob er wohl Hoffnung habe, im September etwas Interessantes zu sehen. Ich riet aufs dringendste, die Reise auf den Oktober oder November zu verschieben — am andern Tage befand er sich auf dem Wege nach Berlin; man läßt sich eben nur dazu einen Rat geben, um ihn nicht zu befolgen. Und heute speisten wir im Wiener Café, und er erzählte mir von Wien.

„Wie sind Sie im ganzen mit dem Wiener Aufenthalte zufrieden?"

„Ich war leider nur kurze Zeit in Wien, und die war sehr schlecht gewählt."

Mein Gesicht drückte wohl Schadenfreude aus, denn er fügte hinzu:

„Ich konnte nicht anders, und September war immer noch besser, als gar nicht."

„Wenn ich wenigstens in Wien gewesen wäre, um Ihnen an die Hand zu gehen!“

„Die Wiener sind so liebenswürdige Leute, daß ich ohne eine spezielle Vorsehung sehr gut wegkam. Doktor Schlenther, der Direktor des Burgtheaters, und Kadelburg vom Deutschen Volkstheater waren überaus herzlich in ihrer Gastfreundschaft, und ihnen habe ich es zum großen Teile zu verdanken, daß ich trotz der kurzen Zeit doch so viel Schönes und Lehrreiches gesehen habe.“

„Was haben Sie im Burgtheater gesehen?“

„Das ‚Wintermärchen‘ und ‚Liebelei‘.“

„Es trifft sich sehr gut, daß Sie gerade ein Shakespearestück zu sehen bekamen; wie hat Ihnen unsre Auslegung, ich meine die Auslegung unsrer Burgschauspieler gefallen?“

Archer antwortete nicht sofort; er ist ein Schotte, und ein altes Wort charakterisiert die drei Völker Großbritanniens folgendermaßen: Der Irländer spricht, bevor er denkt; der Engländer denkt, bevor er spricht; der Schotte denkt zweimal, bevor er spricht.

„Ich will mir kein Urteil über das Spiel anmaßen; dazu habe ich zu wenig gesehen.“

„Sie mißverstehen mich,“ sagte ich, „es liegt mir nichts ferner, als Sie über die Leistungen einzelner Schauspieler und Schauspielerinnen zu befragen; ich habe keine Ahnung davon, wie die einzelnen Rollen des Wintermärchens besetzt waren, und das hätte für mich auch nicht das geringste Interesse. Was ich wissen möchte, ist, ob Sie einen wesentlichen Unterschied zwischen den englischen und unsern Shakespeare-

darstellern bemerkten. Ich meinerseits war sehr angenehm überrascht, als ich zum erstenmal englische Schauspieler in Shakespearerollen sah: mir schienen unsre Wiener an Auffassung, Kraft und Anmut weitaus überlegen."

„Nein," sagte Archer, „ich fand das Spiel gut, aber ich kann nicht sagen, daß es mich besonders überraschte; die Darstellung war nicht unter, aber auch nicht über dem Niveau dessen, was wir auf guten Londoner Bühnen zu sehen pflegen. Nur in einem Punkte sind euere Shakespearedarsteller den unsern überlegen: ihre ausgezeichneten und offenbar vortrefflich geschulten Stimmen gestatten es ihnen, längere Stellen sozusagen in einem Atem vorzutragen, wo unsre Leute gezwungen sind, mehrere Pausen zu machen — Sie können sich denken, wieviel die schönsten Verse dabei von ihrem Schwunge und ihrem Feuer verlieren."

„Und wie hat Ihnen ‚Liebelei' gefallen?"

„Es war ein sehr genußreicher Abend: ein merkwürdiges Stück, ganz ausgezeichnet gespielt."

„Inwieferne merkwürdig?"

„Ein simpler Dialog, ohne jeden Aufwand von Geist oder Witz — einige hübsche Worte im ersten Akte nehme ich aus — kein eigentlicher Aufbau, kaum eine Fabel im herkömmlichen Sinne, ganz kommune Menschen mit den allergewöhnlichsten Interessen, und doch ein überaus wirksames, bedeutendes Stück. Ich kenne die Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Dramas zu wenig, um zu wissen, wie alt dieser dramatische Stil ist, wieviel davon Eigenart des Dichters

ist, wieviel etwaigen Vorbildern gehört; aber so, wie es ist, sehe ich darin jenen Typus des modernen deutschen Dramas, um den ich euch so unendlich beneide: ein Stück Leben innerhalb der Grenzen von Ort und Zeit, wie sie die Bühne vorschreiben muß, sonst ohne jeden entstellenden Zwang, ohne die Künsteleien der französischen Technik und ohne jedes zweite Moment, dessen Herkunft sich nicht so leicht angeben läßt, das aber unserm Theater unendlich geschadet hat."

„Welches ist dieses zweite Moment?"

„Der Witz um jeden Preis. Wenn sich ein englischer Schriftsteller hinsetzt, um einen Dialog zu schreiben, so befragt er nicht in erster Reihe sein Gedächtnis darüber, wie Leute von dem und dem Charakter in der und der Lage sprechen, sondern er sucht nach einem Wortspiel, einem Situationswitz, einem Epigramm."

„Das ist aber ein altes Erbstück der englischen Bühne!"

„Ja, sehr alt und sehr ehrwürdig, aber darum nicht minder ein Fluch. Shakespeare hat der Sünde gefrönt, ohne ihr Urheber zu sein, und die Dramatiker der Restauration sind, was dieses dramatische Laster betrifft, weit mehr die Schüler ihrer englischen Vorgänger als man gemeiniglich glaubt. Ich sehe in dem Dialoge Alberys, Robertsons und Pineros — ich meine Pinero in seiner ersten Periode — einen direkten Abkömmling des älteren englischen Stils. Natürlich, il a diablement changé en route, und der Einfluß hat auch das Seinige gethan. Genug, das Malheur ist geschehen: die gekünstelte Technik und der oft bei

den Haaren herbeigezogene Witz des Dialogs sind nach meinem Gefühle der Fluch des englischen Theaters; sie sind fast so arg wie die seligen drei Einheiten Racines und Voltaires."

„Können Sie sich die ‚Liebelei' auf einer englischen Bühne denken?"

„Das ist eben das Betrübende an dem Vergleiche. Ich kann nicht sagen, daß eure jungen Dramatiker mehr Talent besitzen als die unsrigen, durchaus nicht; unsre litterarische Jugend steht, soweit ich aus den Werken sehen kann, den Berliner und Wiener Bühnenstürmern an Können nicht nach. Und doch ist ein Stück wie ‚Liebelei' in englischer Sprache nicht zu denken. Kein Engländer könnte es schreiben, kein Engländer könnte es aufführen lassen, kein Durchschnittsengländer könnte bei einer Aufführung vom Herzen applaudieren."

„Glauben Sie nicht, daß der Gegenstand selbst unenglisch ist, mit andern Worten — nehmen Sie mir's nicht übel! — daß die Thatsache der englischen Prüderie ganz allein, abgesehen von jeder Kunstübung und Kunstüberlieferung, vollkommen ausreicht, um die Unmöglichkeit eines solchen Stückes zu begründen?"

„Allerdings — auch der Stoff macht ‚Liebelei' zu einem unübersetzbaren Stück, aber nicht weil wir prüder sind als ihr, sondern weil unser Leben eine Gestalt wie Christine nicht erzeugt und nicht verträgt. Die intelligentesten unter unsern Zuschauern würden sagen: Das sentimentale junge Ding scheint nach dem Leben gezeichnet zu sein — welche seltsame, thörichte Art, diese Wiener Mädchen aus dem Volke!"

„Sie berühren da einen sehr wesentlichen Punkt, in dem sich Wiener von Londoner Art unterscheidet. Meinen Sie, daß eine Liebe wie die Christinens einem Londoner Kinde nicht zuzumuten ist?"

Archer überlegte.

„Das Leben ist so reich, so unendlich mannigfaltig, daß es recht schwer ist, apodiktisch zu sagen: solche Dinge kommen vor oder kommen nicht vor. Vielleicht gibt es mehr als eine Christine in London — wer weiß? Aber eine typische Gestalt ist sie gewiß nicht. Bei euch hat sie tiefes Mitgefühl erregt, eine echte tragische Gestalt in der anspruchslosesten Form von der Welt; bei uns würde sie, sobald der junge Mann an ihrer Seite erscheint, Vorstellungen von knallenden Champagnerpfropfen und andern überlauten Aeußerungen von Lebensfreude erwecken. Mit andern Worten: Christine auf dem Boden der höheren Gesellschaftsschichten ist unmöglich. Christine als Tochter des Volkes ist in unsrer Phantasie nicht von ordinärer, vulgärer Genußsucht zu trennen."

„Was haben Sie sonst an Theaterstücken in Wien gesehen?"

„Das ‚Deutsche Volkstheater', dessen Kräfte mir zum Teil von ihrem Londoner Gastspiele her bekannt waren, fand ich ebenso lehrreich — für meine speziellen Zwecke — als amüsant. Ich sah ‚Das vierte Gebot' und ‚Komtesse Guckerl', eine zufällige Zusammenstellung, die wieder meinen allersündigsten Neid erweckte. Das rohgezimmerte, fast kunstlos derbe, aber überaus mächtige Schauspiel mit seiner revolutionären Tendenz an dem einen, die leichte, lustige, flotte, von keinerlei

Gehalt beschwerte Komödie am andern Abend — es ist ja ein wahrer Hochgenuß, in einem und demselben Theater in derselben Woche zwei so vortreffliche Stücke sehen zu können! Was ist der Direktor des Deutschen Volkstheaters für ein beneidenswerter Mann! Wenn mir der Direktor eines besseren Londoner Theaters ein Lustspiel vom Kaliber der ‚Komtesse Guckerl' vorlegte und mich um meine Wohlmeinung befragte, so würde ich aus einer Verlegenheit in die andre geraten. Ich würde dem Londoner Theaterpublikum von Herzen gerne die harmlose Fröhlichkeit und dem Bühnenleiter den sicheren Kassenerfolg vergönnen; aber der Gedanke, daß das Lustspiel wahrscheinlich dreihundert Abende hintereinander gespielt werden und einem andern gehaltreicheren Stücke den Weg versperren würde, könnte mich dazu bestimmen, dem witzigen Autor von ‚Komtesse Guckerl' die bessere Bühne zu verweigern und den Direktor um hunderttausend Gulden zu bringen. Solche kritische Skrupel sind bei euch Glücklichen nicht am Platze. Man kann mit dem ruhigsten Gewissen meinetwegen sechsmal in der Woche ‚Komtesse Guckerl' spielen, wenn man in der Lage ist, das siebente Mal ‚Das vierte Gebot' zu geben."

„Wenn Sie das wechselnde Repertoire — ich glaube, das ist der technische Ausdruck — für ein solches Glück halten, warum versuchen Sie es nicht, das Londoner Theater in diesem Sinne zu reformieren?"

Archer sah mich bei dieser Frage sehr wohlwollend an; seine Gedanken, ins Wienerische übertragen, hätten gelautet: „Sie ahnungsvoller Engel, Sie!" Aber er drückte sich viel litterarischer aus.

„Eben diese Frage habe ich auf meiner Reise, sowohl in Berlin wie in Wien, studiert."

„Das ist sehr interessant. Und sind Sie mit dem Ergebnisse Ihrer Studienreise zufrieden?"

„Im großen und ganzen ja. Ich habe seit Jahr und Tag die ökonomische Seite des Theaterwesens im Auge, weil ich fühle, daß jede künstlerische Reform des englischen Dramas unmöglich ist, solange nicht die ökonomischen Grundbedingungen andre werden; von diesem Gesichtspunkte aus habe ich das Berliner und Wiener Theater, das Berliner und Wiener Publikum beobachtet und meine Schlüsse gezogen."

„Sie machen mich sehr neugierig. Hoffentlich werden wir bald die Früchte Ihrer Studienreise sehen."

„All in good time."

Spätherbst in London.

Die Sonne hat Abschied genommen — diesmal im Ernst. Schon in den letzten Tagen des September wurde es manchmal Mittag, bevor wir ein bißchen Licht und Farbe zu sehen bekamen, und als eines Morgens der graue Nebel sich in ein kaltes Geriesel auflöste, sagten die Londoner mit frommer Ergebung: Jetzt hat uns die Sonne für mindestens fünf Monate verlassen. Aber wir seufzten zu früh. Sie kam wieder und bescherte uns noch im Oktober mehr als einen herrlichen Tag. Die liebe Sonne zögerte und zögerte, ging und blieb doch noch ein Weilchen in der Thüre stehen — wie ein Damenbesuch. Aber jetzt ist sie fort. Wir haben keinen eigentlichen Nebel, keinen eigentlichen Regen, nicht einmal eigentliche Wolken, doch die Sonne ist seit einer Woche nicht mehr zu sehen.

Das eigentliche London ist greulicher als je; aber unsre grüne Vorstadt mit ihrem thränenschweren Laub, dem geheimnisvollen weißen Schleier auf den nahen Hügeln und der weiten, noch vor kurzem so lebendigen, jetzt ganz verlassenen Parkfläche ist wie ein in Schwer-

mut getauchtes Bild zu einem Ossianschen Gesang. Zwei blutjunge Burschen sind, soweit das Auge reicht, die einzigen Menschen auf dem Common. Die leeren Leinwandsäcke auf ihren Schultern zeigen, daß sie eben in den allerletzten Häuserreihen, welche die Vorstadt gegen das Land abgrenzen, Briefe und Pakete ausgeteilt haben und nach dem Wege zu schließen, den sie quer über den Common einschlagen, kehren sie zu neuem Dienste in das Postamt zurück. Aber sie versüßen sich den Weg. Sie haben einen Fußball mit, und den schleudern sie abwechselnd hoch in die Luft, und es kommt ihnen durchaus nicht darauf an, wenn sie durch die Launen des Wurfes gezwungen werden, wie kleine Kinder beim Blumenpflücken denselben Weg zehnmal hin und her zu gehen. Die armen Jungen können sich nicht von den Sommerfreuden trennen, die ihnen unser Common unentgeltlich in solcher Fülle gewährt hat und bereiten sich auf die kargen Winterfreuden vor, zu denen in erster Reihe Fußball gehört.

Das Bild von den zwei Briefträgern, die in einer kurzen Dienstpause oder eigentlich während des Dienstes noch rasch ein flüchtiges Spiel naschen, geht mir nicht aus dem Sinn, und der Eindruck hat sich zu der Frage formuliert: Was machen die Tausende von jungen Leuten, die ihre Abende und Feiertage im Grünen verbrachten, sobald der Spätherbst den Aufenthalt im Freien versagt? Was macht die Londoner Jugend, die ich Tag für Tag beim Lawn-Tennis, beim Cricket sah, während der fünf Monate, da die Sonne ihr Antlitz verbirgt? Was wird aus den zahllosen Liebespaaren, die in paradiesischer Ungeniertheit ihren Ge-

fühlen freien Lauf ließen, während Kinder, Alte und Einsame aus nächster Nähe das zärtliche Schauspiel mit mehr oder weniger teilnahmsvollen Blicken betrachteten? Unser Common hat hunderte von langen Bänken unter breitästigen, dichtbelaubten Bäumen, die bei Tage gegen die Strahlen der Sonne, bei Nacht gegen zudringliche Augen schützen, und auf diesen Bänken pflegten die glücklichen Paare zu dreien dicht nebeneinander zu sitzen, Mann und Weib dermaßen ineinander versunken, dermaßen vom Liebesrausche überwältigt, daß sie die Anwesenheit andrer Menschen sozusagen gar nicht bemerkten; wenn man zwischen Neun und Zehn abends über den Common ging, versank im Bewußtsein die nüchterne, puritanische Umgebung, und die paphischen Liebeshaine der schaumgeborenen Göttin schienen den nächtlichen Wanderer mit ihrem Zauber zu empfangen. Wo finden sich die Liebenden jetzt, da die schweren Tropfen von den Bäumen fallen und der weiße, gespenstische Nebel schärfer ins Mark schneidet, als ein ehrlicher Frost?

Die letzte Frage hat mich, aufrichtig gesagt, am meisten beschäftigt, und es war nicht sehr schwer, die Antwort zu erhalten. Der Spätherbst hat im Leben der Londoner Jugend und natürlich auch im Leben der Nation eine große Bedeutung. Der grausame Nebel treibt die Welt, die sich nicht langweilen will, in den Hafen der Ehe. Unsre Wiener gottlose Jugend, die männliche meine ich, sucht im Oktober die behagliche, warme, rauchige, einschläfernde Lotophagenatmosphäre des Cafés auf, und über Billard und Karten werden die vielleicht im Sommer geknüpften Beziehungen ver-

gessen. Anders in London. Es gibt hier keine Cafés, wo ein junger Mann selbst- und weltvergessen für eine Kleinigkeit Tage, Wochen und Monate vertändeln könnte. Was sich hier so nennt, das sind Fütterungsanstalten für die armen Lasttiere, welche während der Tagesarbeit von der eigenen Krippe zu weit entfernt sind. Wirtshäuser in unserm Sinne, gastliche Räume, mit Stammtisch und Bierpolitik, sind ebenfalls unbekannt — was fängt der Cityclerk am Abend an, wenn er nach der Beschäftigung mit Hauptbuch oder Korrespondenz nach einer andern Unterhaltung verlangt? Freilich, es gibt Theater und Singspielhallen, die dem Erholungsbedürfnisse der Londoner Jugend entgegenkommen und im Winter bis zu einem gewissen Grade Cricket, Tennis und andre Spiele ersetzen; gewiß, es gibt auch Klubs, in denen so etwas wie Geselligkeit und Gemütlichkeit zu finden ist, wenn man keine hohen Ansprüche stellt und ein heiteres, lebhaftes, anregendes Naturell in den Klub mitbringt. Aber ach! Die Klubs sind nicht für die Taschen der jungen Leute berechnet, welche in den lauen Sommernächten auf den Bänken unsres Common in Liebe schwelgen, und jeden Tag ins Theater zu gehen, selbst wenn man sich mit dem Pit oder der höchsten Galerie begnügt, dazu will das Gehalt eines Cityclerks in jungen Jahren nicht langen. In dieser Not wird der Londoner Jüngling tugendhaft und wärmt sich physisch und moralisch am häuslichen Herd.

Das Drawing Room der Mrs. Keble beherbergt seit einer Woche allabendlich eine recht muntere Gesellschaft, und die übersparsame, nüchterne, methodistische

Witwe verbrennt Unsummen in Kohle und Gas, um den zwei grünen Jungen, die in ihrem Hause wohnen und in der City sehr magere Gehälter beziehen, die Spätherbstabende so angenehm als möglich zu machen. Ihre zwei ledigen Töchter gehen ihr dabei hilfreich an die Hand.

Ich bin kein Wagehals, dennoch gehe ich eine Wette ein, daß Miß Ada und Miß Kitty im nächsten Frühjahre auf einer der vielen Bänke unsres Common ihr Verlobungsfest feiern werden; ich könnte sogar weitergehen und behaupten, daß im nächsten Oktober der Herd im Drawing Room der Mrs. Keble kalt und daß keine der genannten Misses im Hause sein wird, um dem ewig verstimmten Pianino die Begleitung zu „Sally in our Alley", dem Lieblingsliede der beiden Clerks, zu entlocken. Woher ich das so sicher weiß? Das Beispiel der Mrs. Fenton, die gelegentlich mit ihrem um ein paar Jahre jüngeren Manne zu Besuch kommt, macht mich zum Propheten. Sie war vor einem Jahre eine Miß Keble und ihr bartloser Mann ein Lodger im Hause ihrer Mutter; sein Lieblingslied war das durch Du Mauriers Trilby berühmt gewordene „Ben Bolt", und sie spielte die Begleitung dazu; vor vierzehn Tagen wurden sie in der Methodistenkapelle, hart an dem glückbringenden Common, getraut. So schließt der nebelige Oktober den Kreislauf der Liebe, wie ihn der nebelige Oktober eröffnet.

Jetzt wird man verstehen, warum die öffentliche Moral kein Kaffeehaus, kein Wirtshaus mit der Anziehungskraft, wie sie diese Lokale in Paris und Wien ausüben, dulden kann. England ist trotz des allgemeinen

Stimmrechtes und trotz der bis aufs kleinste Dorf sich erstreckenden Selbstverwaltung ein aristokratisches Land: so und so viele durch Geburt oder Macht — Geistesmacht, Charaktermacht, Geldmacht — hervorragende Männer regieren die schwache Menge, deren geistiger Gesichtskreis nicht über das bißchen Berufsthätigkeit hinausgeht, und deren Seelenstärke den Reizen von Mrs. Kebles Drawing Room erliegt. Das aristokratische England verbraucht in seinem Triumphzuge durch die Welt mehr „Volk" als irgend eine Nation; das überfüllte London mit seinen Millionen von geduldigen, nimmermüden Arbeitern, seiner Armut und Not ist die unerschöpfliche Vorratskammer, in welcher die Magnaten des Bodens, des Handels, des Gewerbes, des Heeres ihren ungeheuren Bedarf an Menschenmaterial decken. Die Cityclerks und die Misses Keble sorgen dafür, daß sich der Vorrat an Volk nicht erschöpft.

So hängt der Mangel an Kaffee- und Wirtshäusern mit der Weltmacht Englands zusammen.

Englische Sonntage.

In meinen Erinnerungen sind die englischen Sonntage nicht rot, sondern schwarz angestrichen. Als die Blätter von den Bäumen fielen, und die feuchtkalten Novembernebel den Aufenthalt im Freien zu einem sehr unerquicklichen Vergnügen machten, da fing ich an, den ganzen Jammer des englischen Sonntags zu begreifen. Ich wohnte in Pension, nicht wie sonst in einem Privathotel (Boardinghouse), sondern bei einer spießbürgerlichen, braven, beschränkten, stockenglischen Familie im Süden von London. An Wochentagen waren es die liebenswürdigsten Leute von der Welt; die Alten wie die Jungen bemühten sich um die Wette, die Mahlzeiten so heiter als möglich zu gestalten. Der Hausherr erzählte lustige Anekdoten aus der City, die Hausfrau gab gelegentlich die Geheimnisse der Kinderstube preis, und ich bekam in der That ganz köstliche Kinderworte zu hören. Die Söhne und Töchter thaten das ihrige, um die immer länger werdenden Abende angenehm zu verkürzen. Es wurde musiziert, Pfänder gespielt, gescherzt, gelegentlich kam auch eine Whistpartie

zu stande, und wenn der Alte nicht sehr müde war, wurde der Abend mit einer Schachpartie beschlossen. So war die erste Woche des November vorbeigehuscht, und ich hatte bei dem lustigen Treiben im Drawing-room kaum die täglichen Spaziergänge vermißt. Da kam der Samstag. Gegen drei Uhr waren Vater und Söhne aus der City zurück, denn am Samstag werden respektable Geschäfte und Bureaux um zwei Uhr gesperrt. Beim Thee war die Munterkeit der Familie noch lebhafter als gewöhnlich. Alle ohne Ausnahme waren in der heitersten Laune — eine sorglose Feiertagsstimmung lag in jedem Worte, in jedem Blicke. Nach dem Thee leerte sich das Haus rapid; nur die Hausfrau blieb zurück. Beim Abendessen waren wir zu dreien. Wie ich hörte, waren die Jungen beim Konzert oder im Theater oder vielleicht gar in einem Tingl-Tangl; englische Eltern fragen nicht zu viel.

Der Alte war beim Essen heiter und gesprächig wie immer, und da wir uns selbst überlassen waren, wurde das Schachbrett geholt. Die Partie wurde auf beiden Seiten sorgfältig gespielt, deswegen dauerte es eine gute Weile, bis ich dem alten Schlaumeier erlag. Nun stellte ich die Figuren für die Revanchepartie auf; aber mein Gegner zog bedächtig die Uhr aus der Tasche, legte das Gesicht in Falten und erklärte mir mit offenbarem Widerstreben, er müsse mir für diesmal die Revanche versagen, denn es sei spät geworden und er fürchte, er könnte im Eifer des Spiels die Zeit vergessen und am Ende den Sonntag entweihen! Die Ueberwindung, die es

den Mann kostete, etwas Unangenehmes zu sagen, war aus jedem Worte herauszuhören; aber er konnte nicht anders.

Am Sonntag Morgen wurde ich durch eine getragene, feierliche Musik geweckt. Gelbes Dämmerlicht kam durch die Fenster herein — es war bereits neun Uhr, aber die Novembertage Londons sind nicht sehr von unsern Abenden zu unterscheiden. Die Harmoniumtöne paßten so wunderbar zu der ungewohnten Stille der sonst ziemlich geräuschvollen Umgebung! Eine Hymne um die andre klang zu mir empor, dann wieder ein und das andre Stück aus Bachs herrlicher Kantatenmusik — ein unendlich süßes Gefühl des Friedens und der Wunschlosigkeit umfing mich, die Wirklichkeit mit ihren Ansprüchen und aufregenden Forderungen war vergessen, das war die himmlische Ruhe, wie sie der Tag des Herrn gewährt . . .

„Referee! Sunday Times! Reynolds! Referee!!!“

Die heiseren Rufe des Zeitungsburschen, der an dem Hause vorbeistampfte, zerstörten den wunderbaren Traum, und auch die Musik wurde dadurch zum Stillstande gebracht. Aber eine gehobene Stimmung blieb immerhin in der Seele zurück, und als ich eine halbe Stunde später das Frühstückszimmer betrat, war ich zufrieden mit mir und der Welt und freute mich schon recht herzlich auf die gemütliche Gesellschaft meines liebenswürdigen Wirtes und seiner gleich liebenswürdigen Familie. Welche Enttäuschung stand mir bevor! Schon der Ton, mit welchem das Oberhaupt der Familie meinen Morgengruß erwiderte, war von omi-

nöser Bedeutung: sein „good morning“ klang um eine ganze Oktave tiefer als gewöhnlich, und was ich von den andern zu hören bekam, war auch himmelweit von der Wärme und Herzlichkeit der früheren Tage entfernt. Für solche Ueberraschungen hat unsre Sprache eine sehr treffende Bezeichnung: man traut seinen Ohren nicht. Auch ich traute meinen Ohren nicht und schaute mir die Leute der Reihe nach an; das Auge sollte erklären, was das Ohr mir verriet. Die Gesichter! Das sonst runde, behäbige Gesicht des Alten war auf einmal lang und mager geworden, die Augen, die sonst so freundlich in die Welt sahen, waren wie in Verlegenheit auf den Teller gerichtet, nicht viel munterer waren die Gebärden der andern Familienmitglieder beschaffen. Was war nur auf einmal geschehen? Hatte ich Unglücklicher, während ich in so süßen Friedensträumen schwelgte, unbewußt den Hausfrieden gestört? Oder war der Familie über Nacht ein Unglück passiert?

„Für welchen Prediger haben Sie sich entschlossen?“ fragte auf einmal der Hausherr. Die Stimme war tief und feierlich, wie beim Morgengruß, aber von Groll oder Verstimmung gegen meine Person keine Spur. Ich hatte über diesen wichtigen Punkt des Sonntagsprogramms noch nicht nachgedacht, war überhaupt noch gar nicht entschlossen, einen Prediger zu hören. Solange ich im Privathotel gewohnt hatte, war ich dem Londoner Sonntage aus dem Wege gegangen; es wurden in heiterer Gesellschaft Ausflüge auf die Themse oder aufs Land unternommen, Mittagstation wurde in dem Boote unter den

mächtigen Buchen des Waldes gehalten, der bei Maidenhead die Themse zu beiden Seiten umsäumt, oder wir zeigten in irgend einem reinlichen Dorfwirtshause unsre Bahnkarten vor — nur „Reisenden" darf am Sonntag geöffnet werden, daher mußten wir uns immer mit Tour- und Retourkarten versehen! — und wurden für Geld und gute Worte ganz anständig ernährt. Aber die schönen sonnigen Tage waren vorüber und mit ihnen die Freiheit des Hotels. Jetzt war ich in einer Familie und durfte die guten Leute nicht verletzen. Also zu welchem Prediger sollte ich mich entschließen? Der Alte legte mir den „Standard" von Samstag vor; da war die ganze Liste für vormittags, nachmittags und abends verzeichnet: es standen mir etwa fünfzig bekannte, teilweise sogar berühmte Prediger zur Verfügung. Der Hausherr sah es mir wohl an, daß mir die Wahl wehe that.

„Wir wollten heute morgen," sagte er, „zum Dechanten Farrar in die Westminsterabtei; ich kann Ihnen den auf das wärmste empfehlen." So wanderten wir denn unter dem Gesange aller Londoner Kirchenglocken — denn die englischen Kirchenglocken stimmen Hymnen an statt eintönigen Geläutes — nach Westminster, hörten trefflichen Gesang, lauschten je einem Abschnitte aus dem Alten und dem Neuen Testamente, und dann kam der Haupteffekt, die Predigt des berühmten Dechanten, und endlich war ich herzlich froh, nach Hause zum Mittagessen zu kommen. Aber das war noch viel ungemütlicher als die Predigt. Es wurde wieder im tiefen Baß von seiten der Alten, in Flüstertönen von seiten der Jungen gesprochen,

und wovon! Der Archidiakonus wurde bis ins kleinste Detail kritisiert, ganz mit der Teilnahme, die bei uns das Auftreten eines berühmten „Hamlet" oder „Romeo" erregt.

„Und zu welchem Prediger gedenken Sie am Nachmittage zu gehen?" fragte wieder der liebenswürdige Hausherr, als wir beim Pudding angelangt waren, und wieder sollte ich mich mit der Liste des „Standard" beraten. Hilf- und ratlos starrte ich die Namen an — wie wäre es nur möglich, dieser neuerlichen Bußübung zu entgehen? Alles, nur nicht wieder eine Predigt!

„Ich habe etwas Kopfweh und möchte zu Hause bleiben." Ich wurde herzlich bedauert, aber in Frieden gelassen. Das Haus war bald vom obersten Stockwerke bis zu den Küchenräumen vollständig verödet. Jetzt hatte ich die Wahl zwischen Brüten, Lesen und Schreiben — eine angenehme Alternative, wenn man die ganze Woche lang angestrengte geistige Arbeit geleistet hat. Die Dämmerung, die eigentlich den ganzen Tag über nicht gewichen war, wurde jetzt dichter, der Nebel greifbar zum Schneiden. Die Gasflamme im Salon erzeugte ein melancholisches Licht, das die Schatten in den Ecken und Winkeln des großen Zimmers nicht zu bezwingen vermochte; das Feuer im Kamin war in sich zusammengesunken, ein bedenkliches Frösteln rieselte mir durch die Glieder — es war eine ganz abscheuliche Stunde, die ich da allein in dem weiten unbehaglichen Raume verbrachte. Und doch hatte der Tag so wunderbar begonnen!

Ich war ganz glücklich, als ich die Hausthüre

gehen hörte; wie eine Viertelstunde später die Einladung zum Thee erfolgte, ging ich mit dankbarem Herzen hinunter, entschlossen, eher alle Predigten der Welt über mich ergehen zu lassen, als wieder einen solchen Nachmittag zu verbringen. Die Feierlichkeit der frommen Familie war noch immer nicht erschöpft, im Gegenteil, die zweite Predigt hatte den letzten Rest von Gemütlichkeit aus den guten Leuten vertrieben. Kaum ein Wort wurde gesprochen; nur die brave Hausfrau erkundigte sich nach meinem Kopfweh und freute sich über meine rasche Genesung.

„Und zu welchem Prediger gedenken Sie am Abend zu gehen?" Und zum drittenmal hielt mir der unerbittliche Mann die schreckliche Liste hin. Zu Hause bleibe ich für keinen Fall, das stand bei mir fest.

„Ich gehe mit Ihnen, wenn Sie so gut sein wollen, mich mitzunehmen."

So wanderten wir denn um halb Sieben durch Nacht und Nebel, bis wir das „Tabernakel" von Spurgeon erreichten. Für einen Augenblick blitzte ein Hoffnungsstrahl in mir auf: die Kirche war dermaßen belagert, daß es unmöglich schien, sich durch die festverkeilte Masse einen Weg zu bahnen. Aber nur zu bald sah ich, wie wenig ich mich auf einen englischen Feinschmecker von einem Kirchgänger verstand. Mein Wirt war ein Habitué bei Spurgeon und ein Virtuose in der Verteilung von Bestechungsgeldern an die verschiedenen Kirchendiener und Büttel. Mit kundigem Feldherrnblick streifte er das Feld, dann trat er, scheinbar besiegt, mit uns allen einen geordneten Rückzug an; aber als wir uns schon aus der Menge los-

gemacht hatten, und ich mich in meinem Herzen der unerwarteten Rettung zu freuen begann, da erschien ein hageres Männlein, berührte mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Schläfe, zwinkerte meinem Wirte zu, und im Handumdrehen waren wir auf einer der vordersten Bänke im Tabernakel. Ich hatte schon am Vormittag den Eindruck gehabt, daß der englische Prediger seinen Landsleuten gegenüber vielfach die Funktionen ausübt, die bei uns der Mime besorgt; was in der grandiosen Abtei, bei dem anglikanischen Gottesdienste, nur eine Ahnung gewesen war, das wurde in dem kahlen, absolut schmucklosen Tabernakel, wo die Predigt alles war, zur positiven Gewißheit. Spurgeon brachte die dichtgedrängten Reihen seiner Zuhörer zum Seufzen, Stöhnen und Weinen, aber er verschmähte es auch nicht, sie durch Anwendung einer sehr derben Gattung von Humor wieder heiter zu stimmen; es war urkomisch, auf den Gesichtern, die noch nicht ganz von den Thränen trocken geworden waren, auf einmal das breiteste Grinsen zu erblicken. Genau so hatte ich dieses Schauspiel bei einem Melodrama im Adelphitheater gesehen . . .

Mit einem kalten, unerquicklichen Bissen wurde der Sonntag beschlossen — ich war recht froh, endlich der trübseligen Gesellschaft und dem trübseligen Tage zu entrinnen.

Am Montag früh waren die Leute nicht zu erkennen: die sonnigsten Gesichter, die freundlichsten Worte, das heiterste Mahl! Als ich im Laufe der Woche einem deutschen Freunde gegenüber mich über das Sonntagselend beklagte, lud er mich für den

folgenden Ruhetag zu sich ein, und ich nahm die Einladung mit Wonne an. War das eine Erholung! Es wurde geplaudert, geraucht, und in unserm Uebermute wurde sogar zu den heimatlichen Tarokkarten gegriffen. Wir waren miteinander höchlich zufrieden und versprachen uns, jeden Sonntag in der gleichen Weise zu entweihen. Ja freilich! Am Tage drauf zeigte es sich, daß wir uns sehr arg verrechnet hatten — Köchin, Stubenmädchen und Bonne kündigten gleichzeitig den Dienst! Warum? Sie sagten es mit feierlichem Applomb, sie könnten nicht länger in einem Hause bleiben, wo man den „Sabbath" durch Kartenspiel entweihte. Was sich darauf im stillen Kämmerlein zwischen Mann und Frau abspielte, habe ich niemals erfahren, aber der lustige Sonntagnachmittag hat sich nicht wiederholt.

Wie man in London die Massen erzieht.

Die oft wiederholte Drohung der Sozialistenführer, daß der Osten von London sich eines schönen Tages auf den Westen stürzen werde, hat sich bis heute nicht erfüllt, aber die Drohung ist nicht ohne Folgen geblieben. Mittlerweile hat sich nämlich der Westen, wenigstens die Jugend des Westens, auf den Osten geworfen. Rein äußerlich, etwa vom Standpunkte des nicht ganz eingeweihten Fremden betrachtet, machen die täglich zunehmenden Kolonien von reichen jungen Leuten mitten im dichtesten Schmutze des Eastend den Eindruck von modernen Klöstern, in denen die Selbstzucht der jungen Mönche das erste und oberste Ziel zu sein scheint. Der Sohn eines Grafen, dessen jährliches Einkommen sich zu siebenzifferigen Zahlen erhebt, hat soeben die Universitätsstudien in Oxford oder Cambridge beendet. Statt aber, wie es früher beinahe ausschließlich die Regel war, ein Bummelleben in den Kurorten und Spielhöllen des Festlandes zu beginnen und nach diesen gehaltreichen Lehr- und Wanderjahren als vollendeter Gentleman die Hunderte

von Müßiggängern in den Klubs und Drawingrooms von London um einen neuen zu vermehren, geht der junge Mann zum Abschlusse seiner Bildung nach dem Eastend, um sich mit dem Leben von Arbeitern, Kleinkrämern, Verbrechern, Trunkenbolden vertraut zu machen. Ein Jahr Eastend bedeutet heutzutage für den Gentleman mehr als ein akademischer Grad.

Wie stellen es aber die vornehmen Herren an, mit dem überaus argwöhnischen Volke in Fühlung zu kommen? Der gemeine Mann in England, gleichviel ob er den Boden des Gutsbesitzers bebaut oder an der Maschine eines Fabrikanten sein Brot verdient, ist durch eine Welt von Empfindungen, ererbten und anerzogenen, vom „Gentleman" getrennt. Es ist dem edelsten Menschenfreunde unmöglich, sich zum Herzen des englischen Proletariers Zugang zu verschaffen, wenn er es nicht versteht, den Schlagbaum jener hartnäckigen Empfindungen zu umgehen. Bei Parlamentswahlen macht sich dieses unangenehme Verhältnis besonders fühlbar. Ohne gerade grob zu sein oder sonst den Anstand zu verletzen, weiß der englische Arbeiter dem Kandidaten, dessen Agenten oder Agitator (Canvasser) durch passiven Widerstand das Leben so schwer zu machen, daß ein Versuch, ihn in politischen Dingen zu erleuchten, nicht so bald wiederholt wird. Dieselbe Schwierigkeit stellt sich natürlich der „inneren Mission" entgegen. Jeder Besuch von seiten eines Salon- oder Priesterrockes ist dem englischen Proletarier in der Seele verhaßt, und er greift zu allen Mitteln, um sich solche Besuche vom Halse zu schaffen.

Die Anekdote, welche ein bekannter Philanthrop

in seinen Erinnerungen mitteilt, ist bezeichnend für das Verhältnis der englischen Arbeiter zur inneren Mission. Der Menschenfreund näherte sich der Hütte eines ländlichen Arbeiters, um dessen leibliche und geistliche Bedürfnisse kennen zu lernen. Als er dem Häuschen ganz nahe gekommen war, hörte er folgendes Zwiegespräch:

„Du, Tom, der geistliche Herr geht um. Er muß bald zu unsrer Hütte kommen."

„Sag', ich bin nicht zu Hause."

„Dann kommt er zu mir herein, findet dich, und ich bin eine Lügnerin."

„Weißt was, Maggie, sag', ich bin besoffen."

Unendlich schwerer als auf dem Lande ist eine Annäherung in London, und es sind daher alle möglichen Kunststücke versucht worden, um die Massen des Ostens für westliche Kultur zugänglich zu machen. Die Erzählungen Sir Walter Besants, in denen der Held und die Heldin zu verschiedenen Vermummungen greifen müssen, um die Bewohner des Eastend mit ihren Utopien zu beglücken, wie zum Beispiel: „Allerlei Leute" („All Sorts and Conditions of Men") und „Die Gibeoniter" („The Children of Gibeon"), sind nicht ganz aus der Luft gegriffen. In der That hat Walter Besant das große Verdienst, die alte Wahrheit wieder zu Ehren gebracht zu haben, daß man mit Geld allein Armut und Elend nicht bekämpft, wenigstens nicht in England; dort heißt es seine ganze Persönlichkeit einsetzen, geradezu im Volke aufgehen, wenn man etwas fürs Volk thun will.

Und aus dieser Ueberzeugung heraus sind eben

jene Kolonien studierter Leute im Osten von London entstanden. Durch die Erfahrungen seiner Vorgänger gewitzigt, hütet sich der heutige Philanthrop, den Proletarier in seiner Wohnung aufzusuchen; seine Kunst besteht vielmehr darin, sich aufsuchen zu lassen.

An einem schwülen Sommerabend stehen einige Dutzend Dockarbeiter in einer der schmutzigen, arg verwahrlosten Nebengassen von Commercial Road, der breiten Verkehrsader, welche Whitechapel mit dem äußersten Osten von London verbindet. Die flackernden Gaslampen einer Schenke bilden den Anziehungs- und Mittelpunkt der rauchenden Männergruppen, zwischen denen sich wohl auch sehr unappetitliche Weiber und halbnackte Kinder befinden. Bleierne Langweile lastet offenbar auf der Gesellschaft. Nach der Tagesarbeit in den Docks ist man nicht zur Unterhaltung geneigt, und ein gelegentlicher Wechsel von Schimpfwörtern reicht nicht hin, um einen ganzen Abend auszufüllen. Da ertönen auf einmal die Klänge eines Gassenhauers aus einem der berußten Häuser. Höchlich erstaunt, spitzen Männer, Weiber und Kinder die Ohren: seit Menschengedenken hat man in dieser Gegend keine Klaviertöne gehört! Wer spielt in Greenfield-street Klavier? Inzwischen hat der rätselhafte Künstler „Tararaboombeay" beendet, und jetzt erklingt „Das Bicycle für zwei". Diese Aeußerung des Londoner Volkswitzes wird von dem unbekannten Musiker mit großer Verve gespielt, das Entzücken der jugendlichen Zuhörer weicht dem Staunen, und im Nu singen sie im Chore die hinreißenden Strophen. Ohne daß sie es selbst wissen, haben sich die Kinder dem Fenster

genähert, aus welchem die berauschenden Töne auf die Gasse dringen. Ein kecker Knirps klettert zum Fenster empor und schaut neugierig hinein. In einem geräumigen Zimmer sitzt ein „Gentleman" — kein geistlicher Herr — an einem Pianino und spielt. Als er das verschmitzte Gesicht des Kleinen erblickt, lächelt er ihm zu — welch ein lieber, freundlicher Herr! Bald klettert ein zweiter Junge zum Fenster hinauf, ein dritter und ein vierter folgen, allen nickt der Künstler vertraulich zu. Nun schauen sich die Bürschlein das Zimmer an. Außer dem Pianino und einigen Bildern an den Wänden sehen sie nichts als Spielzeug in dem Raume: da liegen Fäustlinge für Boxer, dort steht ein Tivolitisch, und daneben sind auch mehrere Dominokasten zu sehen; in der Ecke lehnen die Stäbe zu allerlei Spielen, wie sie die Kleinen an Bankfeiertagen auf dem freien Platze in Bethnal Green beobachtet haben. Was macht der Mann mit den vielen Spielsachen?

Nach wenigen Tagen wissen sie es ganz genau. Wenn die Knirpse die letzte Scheu vor dem Unbekannten überwunden und einmal die Schwelle seines Hauses überschritten haben, eröffnet sich ihnen ein Paradies. Alle die Spiele sind für brave Kinder — sie, die zerlumpten, ungewaschenen, verwahrlosten Jungen können jeden Abend kommen und sich unterhalten, wie sie wollen, dürfen der Musik zuhören, Tivoli oder Domino spielen, sogar boxen. Die Gassenbuben machen von der unerwarteten Erlaubnis einen sehr ausgiebigen Gebrauch, und zwar ohne etwelche blöde Rücksicht auf ihren Wirt. Nach wenigen Tagen schon wächst die Zahl der Gäste, so daß das eine Zimmer

sie bei ihren Spielen nicht mehr zu fassen vermag. Aber die Güte des Musikers ist unerschöpflich; er führt die neuen Ankömmlinge in den ersten Stock und stellt ihnen dort allerlei Spielgerät zur Verfügung. Wenn inzwischen etwas aus den unteren Räumen verschwindet, so hat er nichts bemerkt: die armen Jungen spüren ihn überhaupt nur, wenn sie seiner Hilfe, seines Rates bedürfen. Allmählich ist die Zahl der Knaben so sehr gewachsen, daß auch die Räume im ersten Stockwerke nicht zu ihrer Unterhaltung ausreichen — aber auch dann noch ist die Güte des Wirtes nicht zu Ende. Er führt die Unbeschäftigten in den Hof und weiht sie in die Geheimnisse der verschiedenen Ballspiele ein. Und nun ist die Zeit gekommen, da er die Stellung des passiven Zuschauers verläßt und die Rolle eines Lehrers übernimmt.

Ueber den Anfängen sind die Sommermonate hingegangen. Jetzt wird der Tag kürzer und kürzer, die Nebel machen den Aufenthalt im Freien immer unerquicklicher, die Zeit für Golf und Cricket ist vorüber. Da drängen sich die noch immer barfüßigen und schlecht bekleideten Burschе um das trauliche Kaminfeuer; kaum daß sie Lust haben, zu Domino und Tivoli zu greifen. Jetzt setzt sich der Wirt unter sie und erzählt ihnen eine Geschichte. Der Abend vergeht, sie wissen selbst nicht wie; zu früh müssen sie die freundliche Stube verlassen, noch bevor die Geschichte zu Ende ist. Am nächsten Abende sind sie noch früher als gewöhnlich versammelt, und der Erzähler kann ihnen nicht schnell genug mit der Fortsetzung beginnen.

Die Abende werden länger, die fröhliche Weih-

nachtszeit naht heran. Am 23. Dezember ist das große Zimmer zur ebenen Erde geschlossen, die Gesellschaft muß sich mit den Räumen im ersten Stockwerke begnügen. Eine eigentümlich feierliche Stimmung liegt über dem Hause, ein Gefühl der Neugierde und Erwartung bemächtigt sich der kleinen und großen Leute — denn mittlerweile sind zu den ganz jugendlichen Gästen halb und ganz erwachsene Bursche gekommen — die Ahnung eines ungewöhnlichen Ereignisses durchdringt sozusagen die ganze Atmosphäre. Auch am Weihnachtsabende werden die Gäste im oberen Stockwerke empfangen, erst auf ein Glockenzeichen begibt sich der Wirt mit seinen Gästen in den unteren Raum. Die nie gesehene, nie geahnte Herrlichkeit des Christbaumes macht einen überwältigenden Eindruck auf die kleinen und großen Helden, und jetzt erst wagt es der Hausherr, der bis nun nur Spielkamerad und Lehrer war, als Apostel aufzutreten: es wird eine ganz kurze, die Heiligkeit des Abends erklärende Rede gehalten. Hierauf folgt die Verteilung der Geschenke und ein reichliches Mahl.

Die Knaben haben das Haus verlassen, die Lichter des Christbaumes sind im Verlöschen. Vom nahen Kirchturm klingt das Weihnachtslied des Glockenspieles herüber. Der junge Mann gedenkt des hell erleuchteten Saales im Hause seiner Väter. An reich gedeckter Tafel sitzen die Eltern und Geschwister, sowie die zahlreichen Damen und Herren, welche als Gäste seines Vaters im Schlosse weilen. Die Mutter blickt auf den leeren Platz, auf dem sonst der älteste Sohn zu sitzen pflegte, und eine Thräne rinnt die Wange

hinab. ... Aber der junge Mann ist nicht traurig bei dem Gedanken. Er weiß, sein Platz ist vorläufig hier unter den Kindern der Armen und Bedrückten, und jetzt, da er auf das zur Neige gehende Jahr zurückblickt, geht ein Lächeln der Zufriedenheit über sein freundliches Gesicht: der Anfang zu segensreicher Thätigkeit ist gemacht. — — —

Von der Erzählung schreitet der Hausherr zum einfachen physikalischen Versuch aus dem Gebiete des Magnetismus und der Elektrizität, und wie die Frühlingstage kommen und die ersten Pflanzen die Wiesen und Felder schmücken, lenkt er die Aufmerksamkeit seiner Schützlinge auf das Leben in der Natur. Die Sonntage werden größeren Ausflügen gewidmet, und es bietet sich Gelegenheit, à la Rousseau die elementarsten geographischen Begriffe spielend zu lehren. Denn das Spiel ist immer noch das unentbehrliche Gerüst zu dem schwierigen Baue und bleibt es eigentlich stets.

Wie ein Jahr um ist, hat sich eine kleine Schar zuverlässiger Jünger um den Meister gesammelt. Mit diesen wird jetzt der „Klub", die Zelle alles englischen Gemeinwesens, gebildet. Die Ehrenstellen und Aemter werden nach Alter und Würdigkeit verteilt, und die Würdenträger lernen zum erstenmal in ihrem Leben eine gewisse Verantwortlichkeit übernehmen. Im August wagt es der Gründer des Klubs, seinen sehr erholungsbedürftigen Nerven einige Ruhe zu gönnen, und geht zu seinen Eltern aufs Land. Den „Klub" läßt er in der Obhut seiner Jünger zurück. Nach vierzehn Tagen sucht er seine Wilden wieder auf — die schönste Ord-

nung herrscht in den Räumen, und er wird von der Gesellschaft mit Enthusiasmus empfangen. Jetzt besteht kein Zweifel mehr: der Versuch ist gelungen.

Ist diese Skizze ein Phantasiegemälde, einem Buche von Walter Besant entnommen? Durchaus nicht. Es ist die Geschichte eines Klubs, der bis auf den heutigen Tag besteht, und der Mann, dessen Erfahrungen unter den Kindern des Ostens hier erzählt worden sind, ist nichts weniger als eine romanhafte Gestalt*). Aber der Name thut nichts zur Sache, denn sein Träger steht in dem Zivilisationswerke, das so prächtig im Osten von London gedeiht, durchaus nicht allein. Aus den kleinen Anfängen ist eine regelrechte Kolonie von modernen Mönchen geworden, denn als eine solche stellt sich die Anstalt „Oxford House" in Bethnal Green äußerlich dar, und die Art und Weise, wie die Insassen dieses Hauses die verwilderten Heiden des Eastend an sich locken, um ihnen die Heilsbotschaft eines menschenwürdigen Daseins zu bringen, erinnert oft genug an die Legenden des vierten und fünften Jahrhunderts. Im Jahre 1884 wurde ein altes, halbverfallenes Schulhaus zum Zwecke der Mission in eine Wohnung für die jungen Sendboten umgewandelt, und zwar einfach dadurch, daß die Schulräume durch Holzwände in soundsoviele Schlafräume geteilt wurden; die braven Leute hielten es in diesen Zellen bis zum Jahre 1892 aus. Jetzt erhebt sich ein Neubau an Stelle der alten

*) Vergleiche den Bericht über den „Rupton Club" in dem Werke „The Universities and the Social Problem". London, Revington, Percival & Co., 1894.

Baracke, und nicht weniger als achtundzwanzig junge Leute, die fast alle in Oxford ihre Studien vollendet haben, bewohnen die kleinen, aber niedlichen Zimmer. Im Vergleiche zum alten Hause ist das neue geradezu luxuriös ausgestattet: die Herren haben ein gemeinsames Zimmer, einen Speisesaal, eine Bibliothek, ein Konferenzzimmer und einen Vortragssaal. An der Spitze der Mission steht ein geistlicher Herr, und die Patrone des Unternehmens sind ein aktiver General, Lord Chelmsford, und drei Edelleute aus den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft, nämlich die Lords Wimborne, Hugh Cecil und Balcarres. . . .

Ich habe aus guten Gründen Oxford House und dessen Thätigkeit unter der Jugend des Ostens zuerst besprochen. Das verlangte schon die chronologische Ordnung. Die Mission im Eastend hat mit den Kindern begonnen. Lange bevor Forsters Gesetz der allgemeinen Schulpflicht (1870) in Kraft trat, war in den ödesten Bezirken von Whitechapel ein Mann thätig, dessen Name durch den Arnold Toynbees verdunkelt worden, aber unter den Armen und Kennern des Eastend noch immer nicht in Vergessenheit geraten ist. H. R. Williams war einer der Begründer des „Schulvereins für zerlumpte Kinder" (Ragged School Union) und hat im eigentlichen Sinne des Wortes allen jetzigen Philanthropen im Osten von London die Wege gewiesen. Es ist jetzt noch eine heroische Aufgabe, unter den Kindern der Dockarbeiter erziehliche Arbeit zu verrichten, aber Mr. Williams kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn ihm die Insassen von Oxford House ihre Not klagen. Der Bericht von der Sonntagsschule allein

genügt, um einen Begriff von dem Zustande der Kinder zur Zeit zu geben, als Williams seine Thätigkeit begann. Die Knaben in King Edward Street kamen an Winterabenden in großen Scharen zur Schule gezogen und blieben nur zu gerne so lange, als sie der Lehrer behalten wollte. Nur an Sonntagabenden war es anders. Wie es auf acht Uhr ging, wurden die Buben unruhig, und kaum hatte es Acht geschlagen, so hatte auch schon der letzte Range die Stube verlassen. Eine Zeitlang ließ sie Williams gewähren; aber eines Sonntags beschloß er, dem Unfuge ein Ende zu machen. Als die Bursche um dreiviertel auf Acht dem Ausgang zueilten, stellte er sich vor die Thüre hin, sperrte ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Ihr bleibt hier, bis die Schule zu Ende ist."

Sie baten und flehten, heulten und fluchten.

„Warum wollt ihr denn nicht warten, bis die Lektion zu Ende ist, wie an jedem andern Abend?"

Darauf kam die Antwort wie aus einem Munde: „Wir müssen zum Geschäft! Wir müssen zum Geschäft!"

Und die Bürschlein, es waren ihrer viele und starke darunter, nahmen eine so bedrohliche Haltung an und bedrängten Williams so arg, daß er es für besser hielt, klein beizugeben. Worin aber bestand das Geschäft? Die Jungen leerten den Leuten, die um acht Uhr aus der Kirche gingen, auf die geschickteste Weise die Taschen — das war ihr „business".

Also schon in der Zeitfolge geht die erziehliche Thätigkeit unter den Kindern jeder andern Mission im Eastend voraus, und die Ansiedelung im Oxford House verdient daher in der Aufzählung der Univer-

sitätskolonien (University Settlements) den ersten Platz. Zweitens aber ist über den Volkspalast (People's Palace), die Schöpfung des Walter Besant, und Toynbee Hall manche Kunde ins kontinentale Publikum gedrungen, während das viel stillere, aber nicht minder erfolgreiche Wirken von Oxford House kaum in den besten Werken über London erwähnt wird.

Freilich ist auch Toynbee Hall kaum mehr als dem Namen nach bei uns bekannt. In der That, die Anstalt ist so eigenartig englisch, so ganz verschieden von allem, was wir mit dem Begriffe Schule oder Klub verbinden, daß ich eine sehr unklare Vorstellung von der ganzen Sache hatte, bis mich der liebenswürdige Sekretär mit jedem Teile des Gebäudes bekannt machte und mir Gelegenheit gab, die Thätigkeit der Bewohner von Toynbee Hall im Vortragssaale und bei Spielen in der Nähe zu betrachten.

Toynbee Hall liegt nicht so ganz unter den Wilden wie Oxford House, denn der Teil von Commercialstreet, in welchem sich das kleine giebelige Haus befindet, ist einerseits sehr nahe der City, andrerseits führt sie nach dem Norden und Nordwesten von London. Toynbee Hall hebt sich schon äußerlich von allen Gebäuden der Umgebung so scharf ab, daß es nicht erst der Aufschrift auf der farbigen Lampe am Eingange bedarf, um uns zu sagen, daß wir vor einem Hause stehen, das weder Kaninchen- und Hasenfelle beherbergt, wie das gegenüberliegende, noch auch ein Massenquartier ist, wie das in derselben Reihe befindliche Gebäude. Das kleine, zierliche Ding nimmt sich aus wie ein Puppenhäuschen mitten unter modernen

Mietkasernen. Und erst der Hof! Rechts vom Eingang wehrt ein mit künstlicher Schlosserarbeit reich verziertes Thor dem unbefugten Weiterschreiten des Gastes, vor ihm erhebt sich eine grüne Laubwand, von der aus tausend Flammen ihr buntes Licht auf das reinliche Pflaster des Quadrangels werfen. Der Gast erhebt seinen Blick nach links: ein Nürnberger Ecktürmchen mit allerlei gotischem Zierat schaut auf ihn herab. Das Empfangszimmer (Drawing Room) ist zufällig das erste, was dem Gaste gezeigt wird. Die getäfelten Wände sind mit trefflichen Porträts berühmter Engländer geschmückt, um einen schweren Eichentisch steht mehr als ein Dutzend sehr bequemer, man könnte beinahe sagen luxuriöser Stühle, wie das Zimmer überhaupt den Eindruck der Behäbigkeit und künstlerischen Geschmackes macht. Man hat sofort die Empfindung, daß man sich unter Leuten befindet, die (nach Goethe) den Wein des Lebens erst dann mit Wonne genießen, wenn er ihnen in griechischen Krügen kredenzt wird. Die Wohnzimmer der „Residents" mit ihrem Reichtum von Nippes und teilweise wertvollen Kunstgegenständen verstärken den Eindruck. Und nun bekommen wir auch einen der Insassen zu sehen. Freilich, zu dieser Gestalt gehört diese Umgebung. Der feine Kopf mit der weißen Stirne stammt nicht aus dem Osten von London, so wenig als der tadellose „Smoking" von einem Schneider in Commercialstreet hergestellt wurde. Die Studienjahre von Eton und Cambridge sind dem jungen Manne vom Gesichte herunterzulesen, die eigentümliche Kultur der englischen Universitäten, die attische Ueberfeinerung drückt sich in der affektierten, aber vielleicht

zur zweiten Natur gewordenen Ruhe einer jeden Bewegung aus.

Was sucht diese Pflanze Oxforder oder Cambridger Hyperkultur in der wilden Natur von Commercialstreet?

Da der Vortrag über „Die romantische Schule im achtzehnten Jahrhundert" von Professor Dowden erst um acht Uhr beginnt, haben wir noch Zeit, einige andere Teile von Toynbee Hall zu sehen. Von besonderem Interesse sind die Zimmerchen für „Studenten", das heißt für Commis, Buchhalter, Anstreicher, Tischler oder was die Leute immer tagsüber sein mögen, die am Abend an den Vorlesungen, Debatten oder Unterhaltungen in Toynbee Hall teilnehmen. Ein solches Zimmer samt Beköstigung (Mittagessen ist ausgeschlossen, schon deshalb, weil es von den Kostgängern selten oder nie verlangt wird) kostet einen Studenten die Woche 15 bis 18 Shillings. Das Speisezimmer steht mit Küche oder Dienstbotenzimmer, ganz wie in den Colleges von Cambridge und Oxford, durch ein Schiebefenster in Verbindung; der Student wirft da am Morgen seinen Wunschzettel für das Diner hinein, und wenn er am Abend nach Hause kommt, findet er die Kost, die ihm behagt.

Die schöne Bibliothek, die mehr als 6000 Bände enthält, war von Lesern bis in die letzten Winkel gefüllt. Wie mir der Sekretär sagte, werden Bücher unentgeltlich, aber gegen eine Einlage von 5 Shillings ausgeliehen. Einige Minuten vor Acht kam ich in den sehr geräumigen, sehr nüchternen Vortragssaal. Ich kann nicht sagen, daß der Raum überfüllt war, aber ich war schon überrascht, auch nur die vor-

deren Sesselreihen besetzt zu finden. Was mich vor allem interessierte, war die Qualität der Zuhörer. Wo nehmen die Leiter von Toynbee Hall ein Auditorium her für einen Vortrag über „Die romantische Schule im achtzehnten Jahrhundert"? Wohl wahr, Professor Dowden, der den Lehrstuhl für englische Litteratur an der Universität in Dublin einnimmt, ist eine litterarische Größe ersten Ranges, nach dem Tode Henry Morleys vielleicht der erste Litterarhistoriker englischer Zunge; aber was ist dem Pöbel des Eastend Hecuba? Und doch waren gegen achtzig Hörer und Hörerinnen erschienen, und der meisterhafte Vortrag fand langanhaltenden ehrlichen Applaus. Aber freilich waren die Zuhörer kein Pöbel. Ein großer Teil des Auditoriums setzte sich aus den „Residents" von Toynbee Hall und aus Damen zusammen, welche mit der Anstalt im Zusammenhange stehen, die übrigen Zuhörer dürften allerdings bessere Handwerker oder Clerks gewesen sein.

Einen viel besseren Einblick in das Wesen von Toynbee Hall als dieser nach dem Hörsaale einer Universität riechende Vortrag Professor Dowdens gewährte einige Abende darauf eine Diskussion über die Frage: „Sollen wir die Genossenschaften in Bruderladen verwandeln?" (Should Trades Unions be Friendly Societies?) Das war ein ganz anderes Publikum. Das war das Ideal einer Toynbee-Hall-Gesellschaft, in welcher ja alle Schichten der Bevölkerung vertreten sein und miteinander in unmittelbare Berührung kommen sollen. Da waren vor allem die studierten Herren von Oxford und Cambridge, immer

noch sehr ruhig, sehr vornehm, aber mit der kurzen Pfeife im Munde, wie der letzte Roturier; da waren Aldermen der City und Mitglieder des Gemeinderates von London, von denen einer den Vorsitz führte und den Zuhörern ein edles Beispiel parlamentarischer Unparteilichkeit und parlamentarischer Manieren gab; da waren mehrere Abgeordnete, Arbeiterführer von mehr als europäischem Namen — aber es fehlte auch nicht an „Volk". Die Leute in den staubigen, schmutzigen Röcken hatten offenbar nicht Zeit gehabt, nach der Arbeit die Kleider zu wechseln, oder sie hielten es nicht für notwendig, in Toynbee Hall im Staatsgewande zu erscheinen. Diese Leute waren es auch, die durch ihre sehr geschickte Beteiligung an der Debatte der „Conference" ein eigentümliches Interesse verliehen.

Wieder ein anderes Publikum lernte ich eine Woche später kennen, als im Auftrage der University Extension ein Kursus von Vorträgen über „Die Gewebe des menschlichen Körpers" eröffnet wurde. Ich möchte glauben, daß zwei Drittel der Zuhörer dem Kleingewerbe angehörten, und daß es daher reiner Trieb nach Bildung und Wissen war, der sie nach Toynbee Hall führte.

Ein Vortrag über „Frauenarbeit" war natürlich wieder von einem ganz anderen Auditorium besucht, zum größten Teile war es zartes Geschlecht, ohne gerade besondere Zartheit in Körperbau und Gesichtszügen zu verraten.

Und so wechselte das Bild von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, überraschend und verwirrend für den

Uneingeweihten, begreiflich für den, der sich über die Ziele von Toynbee Hall klar geworden ist. Der Wechsel, die Mannigfaltigkeit, die Vielseitigkeit ist die Stärke und Berechtigung von Toynbee Hall.

„An diesem Orte werdet ihr alles das finden, was das Leben der Reichen so glücklich macht. Hier habt ihr Musik, Tanz, Gesang, Schauspiele, Malerei, Sport aller Art, Geselligkeit, Heiterkeit, Licht, Wärme, Bequemlichkeit — alles. An diesem Orte sind wir den Reichsten gleich; es gibt da nichts, was wir nicht so gut haben können wie sie. Das Leben ist voll, übervoll von köstlichen Dingen aller Art. Aber es ist ein Irrtum, zu glauben, daß nur die Reichen diese Dinge genießen können. Sie können sie kaufen; ihr aber habt sie hier umsonst. Ihr werdet Musik lernen, und die Welt wird euch eine andere scheinen; ihr werdet malen, schnitzen, modellieren, zeichnen, und der Tag wird euch zu kurz werden, um all das Glück zu genießen, das euch aus diesen Dingen erwachsen wird.... Ihr werdet hier Klubs aller Art haben: euer Orchester, euren eigenen Chor, eure Disputiergesellschaft, euer Theater — alles, was zu einer Gesellschaft von Männern und Frauen gehört, die hier zusammenkommen, um sich zu unterhalten und zu belehren. Rudern, Cricket, Fußball, Lawn Tennis; Boxen verstehen sich von selbst."

So ungefähr sah das Ideal aus, welches Walter Besant und die anderen Gründer des „Volkspalastes" vor Augen hatten, als sie mitten im Eastend das kostspielige Riesengebäude errichteten. Aber was der Volkspalast niemals erreichte, niemals erreichen konnte,

das wird Toynbee Hall im kleinen Maßstabe einmal sicher erzielen. Im Volkspalaste sollten alle die köstlichen Dinge durch bezahlte Beamte geleistet werden. Eine Zeitlang hallten die mächtigen Räume wieder von Spiel und Gesang, aber schon im Jahre 1891 stand der Leiter des Palace, Sir Edward Currie, trotz des besten Willens vor dem Bankerott. Toynbee Hall dagegen hat im Laufe seines zehnjährigen Bestandes den Beweis erbracht, daß die Begeisterung und der gute Wille junger Leute vollkommen ausreichen, um diesen schweren Dienst im Interesse des Volkes zu verrichten, und gerade die gewisse Systemlosigkeit, welche von einem Freiwilligendienste nicht zu trennen ist, hat sich vortrefflich bewährt. Das Leben ist so unendlich viel mannigfaltiger als Schule oder Universität, und die Bedürfnisse und Ansprüche des Volkes lassen sich durch keinen festen Lehrplan befriedigen. Die größte Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit ist für das Volk gerade der richtige Plan.

Freilich ist man nicht wenig erstaunt, unter den Vorträgen für Toynbee Hall Themen zu finden, welche selbst an Universitäten nicht viele Hörer anlocken dürften. Ich drückte dem Sekretär darüber meine Verwunderung aus.

Was soll das Volk von Themen profitieren wie „Die Kunst der Konservation" oder „Neueste Aesthetik"? Der Sekretär sah mich verständnisinnig an.

„Ich will Ihnen unsere Zeitschrift ‚The Toynbee Record' geben — das Abonnement kostet, nebenbei gesagt, nur einen Shilling und sechs Pence — und wenn Sie sich auf Chronologie verstehen, werden Sie

sich Ihre Frage selbst beantworten. Da ist der Reverend Parker, ein großer Asket und immens gelehrtes Haus. Als er im Jahre 1890 zu uns kam, was meinen Sie, was er für eine Liste von Vorträgen dem Vorsteher von Toynbee Hall, Reverend Barnett, vorlegte? ‚Ueber Hegels Einfluß auf die neueste Phase der idealistischen Weltanschauung', ‚Ueber einige Fehler in der Auffassung von Spinozas Substanz' und dergleichen mehr. Und dabei entschuldigte er sich, er hätte mit Rücksicht auf seine Zuhörer vielleicht zu populäre Themen gewählt. Das war im Jahre 1890. Nun sehen Sie einmal die Liste unserer Vorträge vom letzten Winter. Der hochgelehrte Herr ist mehrfach vertreten, einmal las er über ‚England zur Zeit Shakespeares', ein anderes Mal über ‚Die Altertümer im Osten von London'."

„Das ist allerdings ein Fortschritt. . . ."

„Aber Sie sehen immer noch nicht ein, wie diese Vorträge das Volk erziehen sollen? Nun denn, darauf habe ich Ihnen zweierlei zu antworten. Erstens wird das Volk unterschätzt. Trunkenbolde und Idioten kommen nicht zu uns; die suchen wir höchstens auf. Gewöhnlich aber fallen sie General Booth und seinen Soldaten anheim. Die Leute, welche unsern Vortragssaal füllen, sind entweder junge Leute, welche die sechs Klassen der Volksschule absolviert haben und dann danach dürsten, ihre Kenntnisse zu erweitern, oder Handwerker und Geschäftsleute, die außer der Zeitung noch andere Litteratur kennen und zu uns kommen, um je nach Vorbildung, Anlage, oder Laune einen oder den andern Kurs zu besuchen und diesen

oder jenen Vortrag zu hören. Diesen Zuhörern sind die Themen, die Sie im ‚Record' verzeichnet finden, wohl verständlich und in den meisten Fällen willkommen. Wenn Sie sich davon überzeugen wollen, brauchen Sie nur in die Bibliothek zu gehen und sich sagen zu lassen, welche Bücher verlangt werden. Novellen und Romane sind durchaus nicht die einzige Lektüre unserer Gäste; wir haben auch nur die allerbedeutendsten Vertreter der sogenannten ‚leichten' Litteratur. Englische und alte Geschichte, Nationalökonomie, Geologie, Chemie werden von unseren Kunden, wie Sie sich aus den Listen der entliehenen Bücher überzeugen können, sehr eifrig studiert.

„Zweitens geben die Vorträge, die in Toynbee Hall gehalten werden, lange nicht den richtigen Maßstab für die Thätigkeit unserer Kolonie. Ein Vortrag ist immerhin lebendiger als ein Buch, doch auch beim Vortrage fehlt es noch an der lebendigen Berührung zwischen dem Lehrenden und dem Lernenden; das Hauptziel unserer Thätigkeit ist aber darauf gerichtet, wenigstens in Toynbee Hall die Wände niederzureißen, welche die Jahrtausende zwischen Menschen und Menschen errichtet haben, und die verschiedenen Schichten der Londoner Bevölkerung einander näher zu bringen. Dieses Ziel aber wird mit den verschiedensten Mitteln angestrebt.

„Da sind in erster Reihe die Unterhaltungsabende. Mindestens sechsmal im Monate kommen die Insassen von Toynbee Hall mit der Bevölkerung von Eastend zu zwangloser Unterhaltung bei den sogenannten ‚Smoking Conferences' zusammen; ich erinnere mich aber

auch an Monate, wo diese Zusammenkünfte dreimal in der Woche stattfanden. Entweder wird ein bestimmtes Thema vorgeschlagen, oder Tagesfragen werden besprochen, oder einer erzählt aus seinem eigenen Leben. Ich kann natürlich nur vom eigenen Standpunkte aus urteilen, und da kann ich denn ruhig behaupten, daß ich für uns Studierte kein besseres Mittel weiß, uns den Gelehrtenhochmut abzuthun und die Volksseele kennen und achten zu lernen, als an diesen Abendunterhaltungen teilzunehmen. Und vollends für jene von uns, die an eine politische Laufbahn denken, sind diese Zusammenkünfte mit Arbeitern und Geschäftsleuten von unschätzbarem Werte. Ich glaube es ohne Anmaßung sagen zu können: wir wissen jetzt, was dem Volke notthut, was das Volk begehrt."

„Und das Volk? Wie benimmt sich der Arbeiter in der feinen Gesellschaft?"

„Nun denn, es bedarf einer guten Weile, bis dem Manne aus dem Volke der instinktive Argwohn gegen die ‚Klassen' abgewöhnt, vielleicht nur für eine Zeitlang eingeschläfert wird. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß zu der natürlichen Scheu des Volkes in den letzten Jahren auch noch die künstliche Agitation dazugekommen ist. Das Schlagwort der Arbeiterführer lautet jetzt: ‚Arbeiter, laßt euch nur durch Arbeiter vertreten,' und wenn dies zunächst auch nur für Gemeinderats- und Parlamentswahlen gelten soll, so hat die Phrase doch die Wirkung gehabt, daß das Volk jedem Gentleman mit verdoppeltem Argwohn begegnet. Aber wir haben die Genugthuung, zu sehen, daß die Arbeiter den Insassen von Toynbee Hall gegenüber

eine Ausnahme machen; man fühlt sich bald sehr heimisch in unserer Mitte.

„Noch näher als in den Unterhaltungsabenden rücken die Vertreter der Klassen und der Massen bei Ausflügen aneinander. Die Besucher von Toynbee haben sich nach Geschmack und Bedürfnis in eine ganze Menge von Klubs und Vereinen gespalten."

„Also die Neigung des englischen Volkes zu immer neuer Spaltung und Abschnürung, die so viele Parteien und Sekten erzeugt, hat auch in Toynbee Hall ihre Früchte gezeitigt?"

„Ohne dem Ganzen schädlich zu werden. Wer ein tieferes Interesse an Litteratur hat, wird ein Mitglied der ‚Litterarischen Gesellschaft', wer gerne die Vergangenheit seines eigenen Volkes kennen lernen will, nimmt teil an den Abenden und Ausflügen des ‚Vereins zur Erforschung des Altertums', Arbeiter und Geschäftsleute, welche gerne philosophieren — die Schotten stellen hierzu das größte Kontingent — bilden die ‚Philosophische Gesellschaft'. Das hindert aber die Mitglieder dieser verschiedenen Klubs durchaus nicht, an den gemeinsamen Abenden regelmäßig teilzunehmen und auch sonst das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei jeder Gelegenheit zu bekunden."

„Welcher Art sind denn die von Ihnen erwähnten Ausflüge?"

„Sehen Sie sich die Liste der Ausflüge vom letzten Mai an: am 5., einem Sonntag, waren wir in der griechischen Kirche in Bayswater, wo den Mitgliedern zum erstenmal die elementarsten Begriffe von Baustil anschauungsweise beigebracht wurden; am

selben Tage machte der ‚Verein zum Studium der Naturgeschichte' einen Ausflug nach Epping Forest; vom 12. bis zum 14. wanderte ein Teil des ‚Litterarischen Vereines' in Buckinghamshire umher u. s. w. u. s. w. Im Juni häuften sich die Ausflüge, und zwar finden sich da zwei, die für das Wirken von Toynbee Hall besonders charakteristisch sind. Der Leiter von Toynbee ist seit einiger Zeit Würdenträger der Kathedrale von Bristol und hat daher die Verpflichtung, einen Teil des Jahres im Schatten des Domes zu verbringen. Auf seine Einladung begab sich etwa ein Dutzend junger Leute nach Bristol, wo sie während der Pfingsttage seine Gäste waren und unter seiner Führerschaft ebenso fröhliche als lehrreiche Ferien verlebten. Der zweite Ausflug wurde mit einer ganzen Volksschule nach dem Gute eines Baronets unternommen, der sich für das erziehliche Missionswerk in England interessiert.

„Es ist wohl selbstverständlich, daß die Kinder sowie deren Eltern, die sich dem Ausfluge anschließen konnten, aufs liebenswürdigste bewirtet wurden. Hier haben Sie ein Beispiel davon, wie sich die Klassen mit den Massen berühren.

„Ein dritter Punkt in unserem Programm ist das gemeinsame Reisen. Natürlich ist Toynbee Hall nicht im stande, allen Besuchern umsonst Reisekarten und Verköstigung zu verschaffen; aber wir ermöglichen es, für verhältnismäßig geringe Summen größere Reisen zu machen. Diesen Sommer zum Beispiel war eine kleine Gesellschaft unter Führung eines sehr kundigen Mannes in Holland, und eben jetzt ist eine andere auf der Reise nach Griechenland begriffen."

„Aber das müssen ja reiche Leute, Rentiers oder Söhne von Rentiers sein!“

„Jawohl, Söhne und Töchter von Rentiers. Habe ich nicht gesagt, daß Toynbee Hall von den Reichen ebensosehr gesucht wird, wie von den Armen? Ich glaube sogar, daß vorläufig die Reichen von Toynbee Hall den größeren Nutzen ziehen. Aber es ist unser Ziel, in allen denen, die Toynbee Hall kennen gelernt haben und mit dem Volke in Fühlung gekommen sind, ebensoviele Apostel des Zukunftsgedankens zu erziehen.“

„Und welcher ist dieser Zukunftsgedanke?“

„Das, mein Herr, ist ein besonderes Kapitel.“

Sonderbare Leute.

Der Gerichtssaal ist lange vor Eröffnung der Sitzung bis in den letzten Winkel gefüllt, und als der Richter zugleich mit den Geschworenen erscheint, tritt eine ungewöhnlich feierliche Stille ein. Aller Augen sind auf die Thüre gerichtet, durch welche die Angeklagten eintreten müssen. Sie öffnet sich, und ein blutjunges, bis auf die Knochen abgemagertes Geschöpf wankt in den „Dock", den zellenähnlichen Verschlag, der unserer Anklagebank entspricht. Das arme Ding hat die Hände vors Gesicht geschlagen und zittert wie Espenlaub — sie ist des Kindsmordes angeklagt und macht nicht den geringsten Versuch, sich zu entlasten. Das Jammerbild ergreift einen in tiefster Seele; aber das Publikum ist offenbar in seinen Erwartungen getäuscht und wartet mit Ungeduld auf das Ende der Verhandlung, deren Ergebnis jedermann voraussieht. Die Geschworenen erkennen die Angeklagte schuldig, der Richter verkündet das Todesurteil, verspricht aber, sie dringend der Begnadigung zu empfehlen. Die Diener tragen die Ohnmächtige hinaus, eine Frau schluchzt laut auf — alles ist vorüber.

Wieder zeigt das Publikum dieselbe gespannte Erwartung, wieder sind alle Blicke auf die Thüre gerichtet; sogar die unbeweglichen, ausdruckslosen Gesichter der Geschworenen sind in diesem Augenblicke lebhaft erregt. Ich habe keine Ahnung, um was es sich handelt, glaube aber bestimmt, es werde ein berühmter Raubmörder oder Giftmischer erwartet. Die Thür geht auf, und ein mittelgroßer, schlanker, ärmlich gekleideter Mann, der etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein kann, tritt zögernd in den Saal. Unmittelbar hinter ihm erscheint eine blasse, junge Frau in sehr einfacher, peinlich sauberer Kleidung. Beide sind blond. Sein Gesicht ist ein offenes Buch: ehrliche Beschränktheit liest man darin. Der Ausdruck der Frau ist nicht so einfach zu deuten. Ein großer Schmerz beherrscht die ganze Gestalt; er liegt auf der etwas hohen Stirne, auf den eingefallenen Wangen, er zeigt sich in den zuckenden Lippen, wie in der gebeugten Haltung. Aber neben diesem hervorstechenden Zuge kommen andere seelische Merkmale zur Geltung, vor allem Ergebung und Fassung.

Was führt diese Leute in den Dock?

Die Anklageschrift wird verlesen: die Gatten James und Grace Cook sind angeklagt, ihr einziges Kind Ethel Grace Cook getötet zu haben.

Jetzt starre ich ebenso atemlos auf das Ehepaar wie die Leute rechts und links; das Ganze erscheint einem so unwahrscheinlich, so unmöglich wie ein böser Traum. Wenn diese zwei Menschen im stande waren, an ihrem einzigen Kinde einen Mord zu begehen, dann — — ja, was ist dann nicht alles denkbar?

Das angeborene und durch die Erfahrung gefestigte Gefühl der Sicherheit im Schoße der eigenen Familie erschüttert, es wankt einem der Boden unter den Füßen.

Und was war das Motiv?

Der Richter wendet sich an den Angeklagten.

„Haben Sie einen Verteidiger?"

Der junge Mann steht ruhig auf und antwortet: „Ja, Gott den Herrn."

Jetzt wird der Anklageakt in seiner ganzen Ausführlichkeit verlesen. James und Grace Cook hatten ein einziges Kind von anderthalb Jahren. Das bekam den Keuchhusten und litt Tag und Nacht sechs Wochen hindurch, bis es endlich der Krankheit erlag. Der Leichenbeschauer erstattete hierauf die Anzeige gegen die Eltern: sie hätten keinen Arzt zu dem Kinde geholt und so den Tod des Kindes verschuldet.

Ich atme ordentlich erleichtert auf. Das ist nicht Mord und Totschlag. Freilich ist die Vernachlässigung schwer zu begreifen. So arm sehen die Leute nicht aus, daß sie nicht einen Arzt bezahlen konnten; überdies stand ihnen ja der Armendoktor zur Verfügung.

Richter: „Angeklagte, Sie sehen aus wie eine anständige Frau; warum haben Sie es unterlassen, zu Ihrem schwerkranken Kinde einen Doktor zu holen?"

Man sieht das Schluchzen der Frau, wenn man es auch nicht hört. Ihr Mann antwortet für sie.

„Unser Glaube verbietet es uns, einen Arzt zu Rate zu ziehen; wir gehören zur Gemeinde der ‚Sonderbaren Leute' (Peculiar People)."

Richter (zu den Geschworenen): „Es ist das nicht

der erste Fall und nicht der traurigste, der mir vorgekommen ist. Erst vor kurzem starb einem Ehepaare das zwölfte Kind, und zwar, wie von mehreren Seiten festgestellt wurde, mangels ärztlicher Behandlung; aber diese sonderbaren Leute sind nicht zu überzeugen."

Ein Geschworener wünscht die Nachbarn des Ehepaares Cook über ihr sonstiges Verhalten dem Kinde gegenüber zu vernehmen. Es sind Zeugen und Zeuginnen erschienen. Zuerst wird eine Waschfrau vernommen, die mit den Angeklagten dasselbe Stockwerk in Lambeth bewohnt. Die Frau wird in ihrem Berichte oft von Thränen unterbrochen. So gute, liebe, brave, hilfsbereite Nachbarn hat sie noch nie in ihrem Leben gehabt, ein so süßes Kind, wie die verstorbene Ethel Grace, hat es noch nie gegeben. „Die Eltern haben das Kind in jeder Weise verhätschelt, sie haben ihm gethan, was sie ihm an den Augen absehen konnten; wie es den Keuchhusten bekam, trugen sie es abwechselnd ganze Nächte in den Armen herum; Ihren Rat, einen Arzt zu holen, haben sie freilich nicht befolgt."

Hier bricht die Zeugin in solches Schluchzen aus, daß sie nicht weiter befragt werden kann. Aber die anderen Nachbarn haben nichts Neues zu sagen. Die Eheleute Cook sind nach allem, was wir hören, die besten Menschen von der Welt.

Jetzt verlangt der Richter einen Gemeindevorsteher der „Sonderbaren Leute" zu vernehmen.

Richter: „Kennen Sie die Angeklagten?"

Vorsteher: „Ja. Wir gehören derselben Gemeinde an und beten in derselben Kirche."

Richter: „Wußten Sie von der Krankheit des Kindes?“

Vorsteher: „Ja. Ich wurde von James Cook gerufen. Ich sah, daß das Kind sehr krank war und dringend Hilfe brauchte.“

Richter: „Warum riefen Sie da keinen Arzt?“

Vorsteher: „Ich rief den besten Arzt, den man haben kann. Ich setzte mich an die Wiege des Kindes und betete zu Gott, dem Herrn alles Lebens, Ethel Grace Cook das Leben zu erhalten. Der Herr, dessen Ratschlüsse unerforschlich sind, hat mein Gebet nicht erhört.“

Richter: „Wissen Sie, daß ärztliche Hilfe das Kind gerettet hätte?“

Vorsteher: „Das glaube ich nicht.“

Richter: „Haben Sie noch nie einen Arzt konsultiert?“

Vorsteher: „Noch nie.“

Richter: „Ruft keines Ihrer Gemeindemitglieder jemals einen Arzt?“

Vorsteher: „Niemals.“

Richter: „Was machen Sie, wenn einer Ihrer Glaubensgenossen einen Beinbruch erleidet?“

Vorsteher: „Das ist uns noch nicht vorgekommen.“

Richter: „Aber gesetzt, es käme vor.“

Vorsteher: „Dann würden wir eine Sitzung der Gemeindevorsteher einberufen und darüber beraten, was zu thun wäre.“

Richter (zu den Geschworenen): „Meine Herren Geschworenen! Ich befinde mich in einer überaus peinlichen Lage. Mein Amt wird mir heute sehr schwer.

Ich soll die Strenge des Gesetzes anrufen gegen Leute, die in jeder Beziehung als Muster gelten können, wegen eines Verbrechens, das sie begangen haben, ahnungslos, daß sie ein Verbrechen begehen. Wir haben einen Fall vor uns, in dem das Gesetz und die religiöse Ueberzeugung miteinander in Widerspruch geraten — ein seltener, beklagenswerter Fall. Ich begreife die Eheleute James und Grace Cook und fühle das tiefste Mitleid mit ihnen; aber das Strafgesetz ist unerbittlich, und es ist meines Amtes, dem Gesetze Geltung zu verschaffen. Halten Sie sich an das Gesetz!"

Die Geschworenen ziehen sich zurück. Die Stille im Saale weicht einem leisen Geflüster, aber man hört kein lautes Wort. Es dauert eine gute Weile, bis die Herren wieder erscheinen — das Publikum wartet geduldig und ruhig, keiner rührt sich von seinem Platz.

Endlich sind sie wieder da, und der Obmann verkündet, die Geschworenen hätten die „Sonderbaren Leute" nicht schuldig befunden, und zwar weil . . .

Der Obmann wird heftig von einem Geschworenen unterbrochen: „Aber das ist nicht unser Verdikt!"

Der Richter schickt die Geschworenen wieder in ihr Beratungszimmer zurück, und wieder warten wir auf die Entscheidung, diesmal noch länger als früher.

Sie kommen wieder herein, der Obmann offenbar nicht wenig erregt: „Die Geschworenen sind darüber einig, daß sich das Ehepaar Cook einer groben Vernachlässigung ihres Kindes schuldig gemacht hat."

Richter: „Wenn die Herren Geschworenen der An-

sicht sind, daß das Kind infolge dieser groben Vernachlässigung gestorben ist, so heißt das so viel, daß die Eheleute Cook des Verbrechens des Totschlags schuldig sind."

Tiefer Schrecken malt sich auf den Gesichtern der Geschworenen, wie ein Mann machen sie eine abwehrende Bewegung.

Richter: „Dann ersuche ich die Herren Geschworenen, sich noch einmal zurückzuziehen und die Frage reiflich zu erwägen."

Und wieder ziehen sich die Herren zurück und erscheinen nach einer Weile mit geröteten Gesichtern. Der Obmann verkündet, daß keine Einigung erzielt werden konnte.

Richter: „Ich muß, so schwer es mir wird, den Herren Geschworenen zu Hilfe kommen. Wenn Sie der Ansicht sind, daß die Unterlassung der Eltern den Tod des Kindes auch nur im entferntesten beschleunigt hat, so kommt das dem Verbrechen des Totschlags gleich."

Die Geschworenen verschwinden abermals und kehren zum letztenmal zurück. Der Obmann meldet, daß die Herren sich nicht einigen können, und daß nicht die geringste Aussicht vorhanden sei, zu einer Einigung zu gelangen. Der Richter nimmt die Meldung mit wohlwollendem Lächeln auf — ich glaube, er freut sich königlich — und damit ist die ergebnislose Verhandlung für heute geschlossen.

Es ist noch ein dritter Fall für diesen Tag angesetzt, wieder eine Mutter mit einem Kinde, aber der größte Teil des Publikums verläßt jetzt den Saal —

ihr Interesse ist offenbar mit der Verhandlung gegen die „Sonderbaren Leute" erschöpft. Beim Verlassen des Saales schaue ich mir das Publikum näher an. Nur sehr wenige Gestalten zeigen den Typus des Londoner Müßiggängers, der überall dort zu finden ist, wo man unentgeltlich etwas zu sehen und zu hören bekommt. Ich sehe gut, zum Teile reich gekleidete Männer und Frauen; einige Herren tragen geistliches Gewand. Sie besprechen auf dem Gange den Fall und scheinen einander so ziemlich alle zu kennen. Es macht ganz den Eindruck, als bildeten sie eine Sekte oder eine eigene Clique — vielleicht sind sie Glaubensgenossen des Ehepaares Cook?

Meine Wißbegier ist größer als meine Scheu, und ich komme mit einem Herrn, der gerade abseits steht, ins Gespräch. Es stimmt: die Leute sind Mitglieder einer und derselben Gesellschaft, gehören aber nicht zu den „Sonderbaren Leuten". Nein, sie bilden keine Sekte, sie sind erhaben über Dogma und Zeremoniell, ihre Bestrebungen kommen allen Engländern ohne Unterschied des Glaubens oder Unglaubens zu statten: sie verteidigen die Rechte des Individuums gegen den Staat. Ihnen war die Tragik des Falles Cook Nebensache; für sie war die Verhandlung ein Kampf zwischen dem Gesetze als der Ueberzeugung der Gesamtheit und dem Gewissen der „Sonderbaren Leute" als der Ueberzeugung einer schwachen Minorität. Die Ergebnislosigkeit der Verhandlung erfüllte sie mit großer Genugthuung, denn sie bedeutete ihnen den Sieg des Gewissens über das Gesetz.

Wahrhaftig, London ist unerschöpflich an Ueber-

raschungen, und der Geist des englischen Volkes ist nicht zu ergründen. Kein Handbuch der englischen Kirchengeschichte weiß etwas von den „Sonderbaren Leuten"; offenbar sind sie eine Schöpfung der allerletzten Jahre. Welch ein Widerspruch zwischen der Hauptrichtung im öffentlichen Leben Englands und dieser Unterströmung, die sich nur durch einen unglücklichen Zufall verriet! Seit Jahr und Tag steht der Staat dem Individuum in England fast feindselig gegenüber. In der Gemeindeverwaltung, im Gewerbe wie im Handel, im Unterricht — fast auf allen wichtigen Gebieten fällt die Staatsgewalt ganz gegen die englische Ueberlieferung dem persönlichen Willen in den Arm. Die alten Herren, die sich als Arbeitgeber beim Glauben von der Unantastbarkeit der persönlichen Freiheit vortrefflich befanden, sagten den Untergang Englands voraus, wenn man fortführe, staatssozialistische Versuche auf Kosten der individuellen Freiheit zu machen.

Und siehe da! Seit einigen Monaten hat sich das unterdrückte Individuum aufgerafft und setzt dem Staate das Knie auf die Brust. Erst kam das Gesetz, daß jeder Vater sein Kind der Impfung entziehen könne, wenn diese medizinische Maßregel seinem „Gewissen" widerstrebe. Kurz darauf begann der berüchtigte Mr. Kensit seinen Krieg gegen die englische Kirche, indem er Tag für Tag, bald in dem einen, bald in dem anderen Teile Londons, den Gottesdienst durch johlende Proteste unterbrach, wobei er in dem „Gewissen" vieler frommer Kirchengänger eine kräftige Stütze fand. Und jetzt kommen die „Sonderbaren

Leute“ mit ihrem Gewissen, das ihnen verbietet, ein krankes Kind durch menschliche Hilfe retten zu lassen, und finden beim Richter wie bei den Geschworenen Verständnis und Sympathie.

Zu einer anderen Zeit wäre der Fremde wohl geneigt, über die Absonderlichkeiten zu lachen und sie achselzuckend zu den vielen anderen Aeußerungen des englischen Spleens zu werfen. Jetzt, wo das Volk des Geschmackes und des gesunden Menschenverstandes (wie sich die Franzosen selbst mit Vorliebe bezeichnen) uns gezeigt hat, wie wenig individuelles Gewissen es besitzt, wissen wir das Uebermaß bei den Engländern eher zu schätzen.

Man kann lange suchen, bis man ein zweites Merkmal finden wird, das die Engländer so scharf von allen anderen Völkern unterscheidet, wie das persönliche Gewissen. Es ist purer Zufall, daß gerade jetzt eine Reihe von auffallenden Thatsachen das „Gewissen“ in den Vordergrund des allgemeinen Interesses schiebt; es war immer in England zu Hause und gestaltet in aller Stille die Schicksale dieses Landes, wie die Atmosphäre unmerklich, aber unaufhaltsam, Stein und Eisen verändert.

Ein Besuch bei Kipling.

Heute habe ich dem leibhaftigen Glück ins Auge gesehen. Alle anderen Wahrnehmungen werden von diesem Eindrucke in den Hintergrund gedrängt. Ihr erinnert euch der Parabel von dem Manne, der auszog, das Glück zu suchen, und es natürlich nicht fand; ich habe es wirklich und wahrhaftig gefunden. Es wohnt in einem von Ulmen beschatteten Landhause „The Elms“, in dem unweit Brighton gelegenen Dorfe Rottingdean. Alles, was das Schicksal — Kipling würde dafür „der gute Gott“ sagen — an wirklichen Gütern zu vergeben hat, ist diesem wunderbaren Sonntagskinde zu teil geworden: Liebe, eine schöne Häuslichkeit, Unabhängigkeit, Ruhm, Macht bei voller Gesundheit und blühender Jugend, und was das Wichtigste ist, die Gabe, sich seines Glückes zu freuen. Rudyard Kipling ist zweiunddreißig Jahre alt und hat jetzt schon spielend erlangt, was sonst wenigen auserlesenen Geistern nur nach einem arbeitsreichen Leben gelingt: er ist der berühmteste Dichter innerhalb der angelsächsischen Rasse und hat — Zola und Tolstoi

nicht ausgenommen — mehr Leser als irgend ein Schriftsteller unserer Zeit. Sein Publikum ist die Welt, und zwar nicht nur die Welt unserer abendländischen Kultur, seine Bücher werden ins Indische und Japanische übersetzt.

Kipling hat es verstanden, sich durch weise Sparsamkeit volle Unabhängigkeit zu verschaffen; er ist schon seit einer Reihe von Jahren so gestellt, daß er es sich gestatten darf, allen Lockungen der Verleger und Redakteure zu widerstehen und bei seiner schöpferischen Thätigkeit ausschließlich auf innere Eingebung und sein litterarisches Gewissen zu hören. Das Schaffen ist seine höchste Freude, der Beruf des Schriftstellers ist ihm der schönste Beruf.

Das ist Glück, nicht wahr? Ach nein, das ist lange noch nicht genug. Das höchste Glück, das einem Menschen beschieden sein kann, wenn er am Ziele anlangt, Kipling ist auch das zu teil geworden: er hat Vater und Mutter und sagt mit stolzer Bescheidenheit: „Was ich geworden bin, habe ich ihnen zu verdanken.“ Kiplings Vater war Staatsbeamter in Indien und lebt jetzt nach absolvierter Dienstzeit in der Nähe seines Sohnes — was man vom Standpunkte dieser Weltbummler Nähe nennt. Der Sohn wohnt in Sussex, der Vater in Wiltshire. Kipling zeigte mir in einer amerikanischen Prachtausgabe seiner Werke eine Illustration von der Hand seines Vaters — ein Meisterstück ersten Ranges.

Glücklicher Vater, glücklicherer Sohn!

Von einer Mutter spricht man nicht zu Fremden. Aber wer ein rechter Sohn ist, braucht nur „meine

Mutter" zu sagen, und wir wissen, wie es zwischen den beiden steht.

Und selbst damit ist das Maß von Rudyard Kiplings Glück nicht erschöpft. Nein, er hat viel mehr, als alles das: der „gute Gott" hat ihm die Gabe verliehen, andere zu beglücken, nicht nur durch seine Schriften, sondern durch den persönlichen Verkehr. Die Persönlichkeit dieses Sonntagskindes wirkt wie ein Zauber, wie ein Sorgenverscheucher, wie ein Jungbrunnen. Mir wenigstens war der Besuch bei Kipling ein wolkenloser Tag.

Ich fühle es, daß eine persönliche Nebensache, die regelrecht erst zum Schlusse am Platze gewesen wäre, zu viel vom besten Raume usurpiert; man will erst etwas vom Schriftsteller wissen, bevor man sich für das Wohlbefinden des Menschen interessiert. Gewiß, auch ich fuhr nach Rottingdean, um einige rein litterarische Dinge, über die kein Buch Auskunft geben kann, mit Kipling zu besprechen; ich wollte wissen, wie die „Dschungelbücher" entstanden sind, deren Gestalten jeden litterarischen Stammbaumes spotten, woher der Dichter den Rhythmus seiner „Kasernenlieder" genommen, für den man vergebens ein Vorbild sucht, woher ihm die wunderbare Kenntnis so vieler Länder, Menschen und Sitten kommt, wer ihm die Geheimnisse der Natur im eisigen Norden, in der Tiefe des Meeres, im Dickicht des indischen Urwaldes verraten hat. Das alles habe ich erfahren, und mehr — aber als wir in der Dämmerung des kurzen Herbsttages auseinandergingen, war der Zweck der Reise, die rein litterarische Unterhaltung, vergessen, und in einer Stimmung, die

ich lange schon nicht gekannt habe, sagte ich mir: „Heute hast du das Glück von Angesicht zu Angesicht gesehen."

Wie falsch war ich über den Menschen Kipling unterrichtet worden! Als ich in litterarischen Kreisen die Bemerkung fallen ließ, ich würde sehr gerne den Dichter selbst über die Dinge befragen, über die mir weder Bücher noch Zeitschriften Auskunft geben könnten, lächelten die Leute mitleidig über meine Naivetät. Wenn ich gefragt hätte, warum die Astronomen nicht einmal eine Fahrt nach dem Monde unternehmen, um sich an der Quelle Wissenschaft aus erster Hand zu verschaffen, so hätte man nicht mitleidiger lächeln können. Das Urteil aller Litteraten lautete übereinstimmend: Kipling ist überhaupt nicht zu sprechen. Nur in der Begründung dieser Thatsache gingen sie auseinander. Der eine gab durch ein vielsagendes Schweigen zu verstehen, daß er darüber seine eigene Ansicht habe, aber sie lieber für sich behalte; der andere deutete an, daß der Verfasser der „Dschungelbücher" als ein richtiger Monarch der Litteratur die monarchische Ueberlieferung aufrechterhalte, wenn er, dem Volke unsichtbar, in seinen Gemächern verweile; ein dritter, allerdings etwas niedriger Geselle, meinte, es sei begreiflich, daß ein Mann, der jedes Wort für schweres Gold verkaufen könne, nicht geneigt sei, seinen kostbaren Atem auf ein wissenschaftliches Gespräch zu verschwenden; noch ein anderer machte Kipling zum Menschenfeind, der in seiner Einsiedelei am Meere finsteren Gedanken nachhänge und nur von Zeit zu Zeit als eine Art Swift ein Gedicht oder eine Geschichte veröffent-

liche, um der Menschheit seine ganze Verachtung zu zeigen.

Als ich zwischen elf und zwölf Uhr vormittags nach Rottingdean fuhr, versuchte ich es, den berühmten Mann, der mir einen liebenswürdigen Brief geschrieben hatte, mit dem finsteren Einsiedler meiner Phantasie zu versöhnen, und es war mir recht unbehaglich, daß der Wagen so schnell fuhr. Nach der Einladung hätte ich erst gegen eins kommen dürfen; als wir vor „den Ulmen" hielten, war es kaum zwölf Uhr vorüber. Wenn das Stubenmädchen „nicht zu Hause" gemeldet hätte, wäre ich gar nicht ungehalten, nicht einmal überrascht gewesen, sondern hätte einen Spaziergang um das hübsche Dorf unternommen. Aber Mr. Kipling war zu Hause und empfing mich in seinem Arbeitszimmer mit einem herzlichen Händedruck. Eine mittelgroße Gestalt in bequemem Hausanzug: Knickerbockers 2c. Die braune starke Hand hält eine Stummelpfeife, den gemeinen „briar", die Augen, deren genaue Farbe ich auch jetzt nicht gewissenhaft angeben kann, sind durch eine Stahlbrille entstellt. Ein starker Schnurrbart beschattet einen feinen Mund, das braune Haar ist auf Schläfen und Scheitel einigermaßen gelichtet, und das läßt die stark gewölbte Stirn höher erscheinen, als sie ist. Die Gesichtsfarbe ist fahl, fast dunkel. Und der Gesamteindruck? Wenn Kipling spricht und einem das Gesicht voll zuwendet, glaubt man ein sehr geweckteS, sehr lebhaftes, aber harmloses Kind vor sich zu sehen; das Profil jedoch zeigt einen starken Mann, der nicht in der friedlichen Atmosphäre einer Amtsstube groß geworden ist. Ich habe selten zwei so

verschiedene Eindrücke von einem und demselben Gesichte empfangen.

Das Arbeitszimmer ist von überraschender Einfachheit. Die nördliche Wand ist bis zur halben Höhe mit Bücherregalen bekleidet, davor ein leichtes Ruhebett, ein und der andere Rohrsessel; der Thüre gegenüber hängt das Bild von Burne-Jones; rechts, hart beim Fenster, steht ein einfacher Tisch — kein Schreibtisch —, auf dem sich ein paar Blätter beschriebenen Papiers befinden; ich glaube, es waren Verse. Kein Kunstwerk, keine Bequemlichkeiten, kein Schnick-Schnack; eine kahle Stube, nüchtern und ernst wie eine puritanische Kapelle.

„Ich fürchte sehr, ich bin zu früh gekommen und habe Sie in Ihrer Arbeit gestört . . ."

„Nein, nein," unterbrach mich Kipling lebhaft, „ich habe mein tägliches Pensum erledigt."

Ich sah ihn verwundert an. Der selige Trollope kam mir in den Sinn, der unter allen Umständen seine zwanzig Seiten täglich schrieb und sich in diesem löblichen Fleiße nicht einmal von der Seekrankheit stören ließ, als er amtlich von Marseille nach Kairo fuhr, um in Aegypten einen europäischen Postdienst einzurichten. Aber Trollope und — Kipling!

Er erriet sofort, was mich in Erstaunen setzte.

„Ich erledige mein Pensum täglich gewissenhaft, aber nicht alles, was ich schreibe, wird gedruckt; ein sehr großer Teil geht dortin."

Der Papierkorb unter dem Tische bekam einen kräftigen Fußtritt, und ein Haufen zerknüllter Blätter rollte auf den Boden. Kiplings Bewegungen sind

rasch, lebhaft, vielleicht auch etwas nervös. Ein durchaus südliches Temperament.

„Sie haben eine schwere Arbeit vor sich," fuhr er fort. Ich hatte ihm gesagt, daß ich seit mehr als zehn Jahren an einer Darstellung der „Englischen Litteratur im Zeitalter der Königin Viktoria" arbeite.

„Ja wohl, die Studie ist ebenso schwierig als interessant, und Sie können mir meine Arbeit erleichtern, wenn Sie mir eine und die andere Frage bezüglich Ihrer eigenen Werke beantworten."

Kipling antwortete anfangs zögernd und befangen, denn meine Fragen galten persönlichen Dingen, allmählich aber erweiterte sich das Feld der Unterhaltung, und er gab sich natürlich und ungezwungen wie ein Kind. Er antwortete und stellte Fragen, erzählte und ließ sich erzählen, wir besprachen zehnerlei Dinge, die mit dem eigentlichen Zwecke meines Besuches nur in sehr entferntem Zusammenhange standen, und dabei war doch jedes seiner Worte ein neues Steinchen zu dem Mosaikbilde, das er selbst unabsichtlich von sich entwarf. Nicht einmal auf der Folter wäre ich im stande, die Unterhaltung, welche von zwölf bis fünf Uhr dauerte — denn das Lunch war durchaus keine Unterbrechung, nur daß Mrs. Kipling Menschen und Dinge vom Frauenstandpunkte aus beleuchtete, und zwar in der heitersten Weise — wortgetreu wiederzugeben, aber das Bild des Mannes steht lebendig vor mir, und ich glaube, ich darf den Versuch machen, es in Worten festzuhalten, wie es in Worten entstand.

Eine schwer zu beschreibende, sehr komplizierte Natur. Mindestens drei verschiedene Volksarten kreuzen sich

in seinem Wesen: von der väterlichen Seite her stammt das englische, von der mütterlichen das schottische und irische Blut. Verfolgt man den Stammbaum um vierhundert Jahre zurück, so findet man die Kiplings als holländische Einwanderer. Dazu kommt die kuriose Mischung zweier gerade entgegengesetzten Temperamente. Die Großväter von beiden Seiten waren Pfarrer, beim Vater aber überwiegt die Künstlernatur jede puritanische Neigung. Die Mutter hat ihr Leben lang in Vers und Prosa fabuliert. So verbringt dieses Kind der Gegensätze seine ersten Lebensjahre in der geheimnisvollen Wunderwelt Indiens und wird durch die außerordentlichen Verhältnisse jenes Landes mit der ursprünglichsten Kultur des Ostens auf der einen, mit der entwickeltsten, auf die Spitze getriebenen Zivilisation des Westens, wie sie die englischen Salons der Herren und Herrinnen von Indien vorstellen, auf der andern Seite vertraut. Das Kind sieht, wie eine Familie in einem indischen Dorfe sich ihres Lebens freut, wenn sie vier Lehmwände, ein Strohdach, drei irdene Töpfe ihr Eigentum nennt und dazu täglich eine Handvoll Reis durch schwere Arbeit verdient; dasselbe Kind aber wächst in einer Umgebung auf, wo tausend sinnreiche Erfindungen nötig sind, um den verwöhnten Fremden das Dasein überhaupt erträglich zu machen. Wie der Kleine zu lallen anfängt, lernt er die Dinge in zwei Sprachen benennen; Kipling spricht hindostanisch so geläufig wie englisch. Durch die Dienerschaft wird er mit allen Religionen Asiens vertraut: seine Ajah ist römisch-katholisch, und er kniet mit ihr an demselben Altar;

sein Leibdiener nimmt ihn mit in die Moschee, andere führen ihn in die Tempel der Hindus und Parsen.

Aus dieser seltsamen Welt wird er gerissen, sobald er das Knabenalter erreicht und in eine englische Mittelschule nach Westward Hoe geschickt wird. Aber er hat keine Zeit, die englische Heimat kennen zu lernen und den Osten zu vergessen, denn mit sechzehn Jahren ist er wieder in Indien und verdient sein eigenes Brot. Sieben Jahre lang leistet er lebensgefährliche Frondienste als Journalist; er bleibt immer in der Ebene, auch wenn alle Europäer sich in die Berge flüchten; er bleibt in der Zeit der Hitze wie in der Zeit des Regens und sieht die englische Militär- und Zivilverwaltung am Werk. Kein Mensch, nicht einmal ein Arzt, erblickt so viel vom Leben, wie ein Journalist, wenn er die Augen hat, um zu sehen. Kipling sieht und hört mit allen Sinnen, und was einmal durch diese Thore Eingang gefunden hat, das hält sein fabelhaftes Gedächtnis fest für alle Zeiten.

Nachdem Kipling einige Jahre gesehen und gehört und gesammelt hat, regt sich der Geist des Vaters in ihm; er fängt an, das Gesehene als Künstler zu gestalten, dem Gehörten künstlerische Schönheit zu geben. Er hat viel unter den Offizieren und Soldaten der indischen Stationen gelebt und ihre Wege studiert; der gemeine, in seiner Heimat verachtete Soldat, der arme Teufel „Tommy Atkins“, der die schwere, schmutzige Arbeit des Weltreiches verrichtet, der in allen fünf Erdteilen herumgeschoben wird, wie es die Not der Stunde erheischt, ohne jemals ein Wort des Dankes zu hören, dieser von aller Welt getretene

Tommy Atkins hat in Indien eine eigene Lebensweise, eine eigene Sittlichkeit, ein eigenes Lied, fast eine eigene Sprache entwickelt. Kipling ist von dem Kasernenliede mit seinem hinreißenden Schwunge, seiner vielsagenden Wortkargheit, seinem ins Ohr gehenden Kehrreim überrascht und gefesselt, er horcht auf. Die Worte sind roh, oft halb unverständlich, eine Fülle von Schmutz verhüllt das edle Gestein. Er entfernt den Wust, schleift den Diamant, und die Welt sieht mit Staunen einen ungeahnten Schatz von Poesie. Die „Kasernenlieder" sind zum Teile bearbeitete Volkspoesie, für die Kipling Aehnliches wie Goethe für das „Heideröslein" gethan hat; aber nur zum Teile: die meisten sind von Kipling im Geiste und nach Melodien alter Soldatenlieder gedichtet.

Fast gleichzeitig mit den „Kasernenliedern" trugen die „Einfachen Geschichten aus den Bergen" den Namen Kiplings in die Welt hinaus; Poesie und Prosa wirkten wie eine Offenbarung. Eine neue Welt wurde selbst denen, welche Indien von Amts wegen zu kennen glaubten, durch die dünnen Bändchen des blutjungen Menschen erschlossen. „Ein neues Licht!" schrieb Marie von Bunsen in Deutschland. „Ein neues dichterisches Genie!" prophezeite einstimmig die gesamte englische Kritik.

Die Zeit des journalistischen Frondienstes war vorüber. Wie benahm sich Kipling in dem plötzlichen Glücke?

Der puritanische Zug in seinem Wesen kommt bei ihm am stärksten zum Durchbruch, wo andre — Robert Burns ist ein Beispiel für viele — ihr

Ich im Rausche des Erfolges verlieren. Kipling ist nie so demütig, nie so sehr zur Einkehr und Selbstprüfung geneigt, als wenn ihn der Triumph des Erfolges umrauscht.

„Ich bin sehr mißtrauisch gegen Lob," sagte er mir, „sehr mißtrauisch gegen Ruhm. Sie kennen die Geschichte der englischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Wie viele ‚unsterbliche' Dichter hat nicht jene fruchtbare Zeit hervorgebracht! Und nun vergleichen Sie, wie viel von jener ‚unsterblichen' Poesie als lebendiges Wort auf uns gekommen ist! Um nur einen zu nennen: wer liest heute Pope? Ich blättere manchesmal in den Bänden dort" (er zeigte auf die große Luxusausgabe der Macmillans) „und frage mich: Wie viel von dem, was da auf so schönem Papier gedruckt ist, hätte nie das Tageslicht sehen dürfen, wie viel, mein lieber Freund, hast du aus Habsucht geschrieben, wie oft hast du im Hause von Rimmon (ein Lieblingswort Kiplings) deine Verbeugung gemacht?"

Nach den ersten großen Erfolgen begrub sich Kipling vier Jahre lang in den entlegensten Gegenden Nordamerikas, überwinterte in Breiten, wo der Schnee ein halbes Jahr sechs Fuß hoch den Boden bedeckt, lebte unter den französischen Canadiern, deren Volkspoesie er mir nicht genug empfehlen konnte, ging dann nach Alaska, von da nach Japan und über Asien wieder nach Europa zurück. Wo ist er seither nicht gewesen? Ich fragte mich immer, woher der Mann die Details hernehme, welche seinen Geschichten aus den entferntesten Gegenden den Stempel der absoluten Wahrheit

aufdrücken; nun denn, die Antwort ist so einfach: er hat die Dinge an Ort und Stelle gesehen.

Wer erinnert sich nicht der prachtvollen Geschichte „Die weiße Robbe", die in einem der Dschungelbücher zu finden ist? Sie erzählt vom Leben der Robben in Nowastoschna, wie sie jahraus jahrein ihre Kriege miteinander führen, bis jeder Familienvater seiner Frau und der jungen Brut einen Wohnplatz verschafft hat; wie die Junggesellen weiter landeinwärts spielen und wie die Eingeborenen sie gleich Lämmern zusammentreiben und zu Tausenden schlachten — das Ganze geradezu faszinierend durch das Detail.

„Wo haben Sie den Stoff her?" fragte ich.

„Ich habe es mit eigenen Augen gesehen," war die Antwort.

Ich weiß kein besseres Beispiel, um die Art, wie Kipling arbeitet, zu veranschaulichen, und seinen großen Erfolg teilweise zu erklären. Eine Londoner Firma annonciert ihren Fleischextrakt durch ein Bild, welches einen ganzen Ochsen in einer Theetasse zeigt: das Fleisch eines ganzen Ochsen werde verbraucht, um eine Tasse Beeftea zu bereiten. Die kleinen Geschichten Kiplings erinnern an dieses Bild. Kein Leser hat eine Ahnung davon, wie viel Erfahrung, wie viele Eindrücke, wie viele Detailstudien in den paar Seiten stecken, die ein Knabe in wenigen Minuten verschlingt.

Und diese Thatsache hat ihre schwerwiegende Moral. Ich glaube, die Zeit des Boulevard- und Kaffeehausschriftstellers, der sich und seinesgleichen porträtiert, ist vorüber, für eine gute Weile wenigstens; die größte Kunst hilft nicht über den Mangel eines ausgiebigen

Gegenstandes hinweg. Wir wollen heute einen reichen Stoff in der tadellosesten Form.

Kipling, der über eine so unendliche Fülle von Stoff gebietet, legt auf die Form das allergrößte Gewicht. Er hat selbstverständlich Schule gemacht, und selbstverständlich ahmen die Schüler die schwächsten Punkte seiner Jugendarbeiten nach: Fülle von Stoff bei souveräner Vernachlässigung der Form. Kipling ist darüber außer sich und jetzt geneigt, den Wert der Form eher zu übertreiben.

Noch ein zweites Beispiel sei für die Art und Weise seiner Arbeit citiert. Das Buch „Tapfere Kapitäne" (allerdings eine matte Uebersetzung für das einem alten Kavalierliede entnommene „Captains Courageous") schildert das Geschäft der Fischer mitten im Atlantischen Ozean auf den sogenannten „Banks". Für uns Landratten steckt in dem Buche beinahe zu viel Detail; aber so hat er es mit eigenen Augen gesehen, so hat es auf ihn gewirkt, und so sucht er die gleiche Wirkung auf die Leser hervorzubringen. Was er mir in Bezug auf Shakespeares „Sturm" erzählte, ist künstlerisch höchst interessant. Als Kipling die Bermuda-Inseln besuchte, war er bei der Landung von dem einen Teile der Küste besonders überrascht, ohne sich dieses Gefühl erklären zu können: alles kam ihm so bekannt vor. Da stieß er im Weitergehen auf eine geräumige Höhle: jetzt war das Rätsel gelöst. Es war der Schauplatz, wie er ihm von Shakespeares „Sturm" her in der Phantasie geblieben war. Eine Untersuchung der Quellen zum Stücke Shakespeares zeigte, daß der große Dramatiker thatsächlich einen

Reisebericht über die Bermudas gelesen und die Details getreulich in sein Stück herübergenommen hatte.

Natürlich ist mit diesen Formeln die Kunst Kiplings nicht erschöpft. Eine Fülle von Stoff, vollendete Form — das würde immer noch keinen Schriftsteller ersten Ranges geben. Aber Kipling weiß die Seele der Menschen zu finden. Ich wußte das aus seinen Werken; im Gespräche zeigte er sich als ein Seelenforscher, der durch Beobachtung und Nachdenken zu denselben Ergebnissen gelangt ist wie die modernsten deutschen Psychologen, ohne daß er jemals ihre Namen oder die Namen ihrer Werke gehört hätte.

„Alles Denken," sagte er gelegentlich, „ist unentwickeltes Sprechen" (abortive speech). Wie hätte sich der selige Professor Stricker gefreut, für seine vielbestrittene Theorie vom Wesen der Sprachvorstellungen einen so mächtigen Fürsprecher zu finden!

Als ich ihm meine Not klagte, daß es so schwer sei, die Wertschätzung eines englischen Dichters in seiner Heimat mit der Kritik der anderen Nationen in Einklang zu bringen, eine der Hauptschwierigkeiten, die sich dem Geschichtschreiber einer fremden Litteratur entgegenstellen, und zwar eine, die das Wesen, den innersten Kern der Kritik und Litteraturgeschichte berührt, sagte er:

„Ich verstehe die Verschiedenheit des Geschmackes und demgemäß die Verschiedenheit der Beurteilung eines und desselben Dichters von seiten zweier Völker vollkommen; ich wundere mich nur, daß überhaupt hie und da Uebereinstimmung existiert. Ihr mögt englisch verstehen, soweit Grammatik und Wörterbuch

euch die Sprache vermittelt; aber wenn ihr justice mit Gerechtigkeit, virtue mit Tugend übersetzt, so denkt ihr bei diesen Wörtern noch lange nicht das, was der Engländer dachte, als er diese Worte niederschrieb. Wir schreiben zwar in Buchstaben, aber psychologisch ist jede gedruckte Seite ein Bilderbuch, jedes Wort, konkret oder abstrakt, ein Bild; das Bild kommt dem Leser nie ganz zum Bewußtsein, aber tief unten im Reiche des Unbewußten wirkt das Bild ganz und voll. Und da liegt der Haken. Jede Nation hat für jedes Wort ihr eigenes Bild, das unausgesprochen von einem Geschlechte zum andern überliefert wird. Der Deutsche hat bei Gerechtigkeit entschieden ein andres Bild als der Engländer bei justice; jedes Gedicht aber enthält hunderte von solchen Bildern. Ist es nicht wunderbar, daß eine Nation die Dichtung der andern überhaupt versteht?"

„Und doch" — fügte er nachdenklich hinzu — „es ist wahrhaftig an der Zeit, daß die Nationen einander verstehen!"

Ist es vielleicht überraschend, von dem Imperialisten Kipling, der durch seine Lieder und Geschichten mehr als irgend ein lebender Politiker dazu beigetragen hat, die Reichsidee zu verbreiten und das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Briten zu stärken, solche Friedensworte zu hören? Es ist das eine der kontinentalen Wahnvorstellungen, daß imperialistische Politik gleichbedeutend sei mit Jingopolitik. Nein, nach dem, was ich von ihm gehört habe, hätten die Friedensfreunde nicht die geringste Schwierigkeit, Kipling zum Mitglied ihres Vereins zu gewinnen.

„Die Vergewaltigung einer weißen Nation durch eine andre halte ich für den größten Fehler, den ein Politiker begehen kann," sagte er. „Don't annex white men!"

„Aber die Schwarzen?"

Ja, Bauer, das ist was andres. Kipling hat sehr ketzerische Ansichten in Bezug auf die Schwarzen.

„Ich bin aus einem einzigen Grunde gegen die Sklaverei: die Weißen werden durch die Sklaverei demoralisiert."

Er schwärmt für Rhodes, den er persönlich kennt, und dessen Wirksamkeit er von seinem letzten Besuche in Matabeleland her zu beurteilen vermag.

„Wie ist Rhodes im Verkehr? Wie erscheint einem der Mann?" fragte ich.

„Rhodes ist größer als sein Werk."

Ich drückte meine Verwunderung darüber aus, daß Olive Schreiner den Mann und sein Wirken so schwarz darstelle. Kipling wies kurz und schneidig alle Vorwürfe dieser Erzählerin als ganz unbegründet zurück — das einzige harte Urteil, das ich von Kipling überhaupt zu hören bekam. So mißtrauisch er gegen sich selbst ist, so rückhaltlos war er in seiner Anerkennung für andre. Er schwärmt für Stevenson, bewundert Henleys Poesie und äußerte sich in überaus lobenden Worten über das jüngste Werk Leonard Merricks, „Der Theaterdirektor", das er in der Zeitung „Daily Mail" in Fortsetzungen las. Er nimmt überhaupt lebhaften Anteil an allen litterarischen Erscheinungen und macht sich seine Gedanken über Strömungen und Gegenströmungen im geistigen Leben

Englands. Wir gingen sprungweise ein litterarisches Gebiet nach dem andern durch — Kipling ist auf allen zu Hause und hat im großen und ganzen eine optimistische Auffassung von dem Zustande der jetzigen englischen Litteratur.

„Wenn ich Ihr Buch zu schreiben hätte," sagte er, „so würde ich in einem Schlußkapitel versuchen, den Weg aufzudecken, der möglicherweise von dem etwas chaotischen Zustande unsres jetzigen Schrifttums zu dem Schrifttum des zwanzigsten Jahrhunderts hinüberführt. Ich würde das Kapitel „Zwischen den Gezeiten" benennen. Wir sind nach meinem Gefühle zwischen Ebbe und Flut — es herrscht, was man „slack tide" nennt. Wir warten auf den großen Mann, der alle die kleinen Tendenzen vereinigen, alle die kleinen, zersplitterten Kräfte sammeln, der einer neuen Zeit einen neuen adäquaten Ausdruck geben wird."

Muß der Mann erst kommen oder ist er schon da? —

Die Schule der Minister.

Unser österreichisches Schulwesen wird mit Recht von den Deutschen als gleichwertig mit dem ihrigen, anerkanntermaßen dem ersten der Welt, betrachtet, und die andern Kulturvölker studieren unsre Unterrichtsanstalten und Lehrbücher, um sie als Muster und Ideale in ihren Ländern zu empfehlen. England namentlich schenkt unsrem Schulwesen ganz besondere Beachtung; unsre Volks- und Bürgerschulen, unsre Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten, unsre Real- und Gewerbeschulen, unsre Universitäten und technischen Hochschulen werden jenseits des Aermelkanals eifrig studiert — um die gewerblichen und technischen Anstalten werden wir außerordentlich beneidet, und mit Recht. Dieser Sachverhalt könnte einen guten Oesterreicher mit Stolz erfüllen, denn wir sind den Engländern in nicht allzu vielen Dingen überlegen. Aber auch die Ueberlegenheit in Schulsachen hat leider ihren Haken — uns fehlt, was die Engländer schon seit vielen Jahren besitzen, eine Schule für Minister.

„Wie studiert man auf Minister?" fragte mich

einst im besten Schülerdeutsch ein Gymnasiast der vierten Klasse, dessen Bescheidenheit ebenso schwach entwickelt war, wie sein humoristischer Sinn. Ich wußte dem strebsamen Jüngling keine befriedigende Antwort zu erteilen, und der Minister in spe träumt jetzt in einem schlesischen Landstädtchen von der großen Zukunft, die er hinter sich hat.

Wenn ich damals gewußt hätte, was ich jetzt weiß, wäre dem Manne zu helfen gewesen. In unserm Vaterlande gibt es keine Schule für Minister, ebenso wenig im befreundeten Deutschen Reiche; aber in England ist sie zu finden. Nicht eine und nicht ein Dutzend, sondern zu Hunderten sind sie über das Land verstreut, und mit geringen Kosten sind sie zu absolvieren. Joseph Chamberlain, der Kolonialminister im jetzigen englischen Kabinett, hat in einer solchen Schule, deren Präsident er noch ist, seiner Lehrlingsjahre gedacht und einige hübsche Erinnerungen zum besten gegeben. Im „Debattierklub" von Birmingham hat Chamberlain nach seinem eigenen Geständnisse die parlamentarischen Formen, die parlamentarische Beredsamkeit und — was das Wichtigste ist — die Teilnahme an politischen Fragen erworben. „Was war das für eine köstliche Zeit!" ruft der große Mann bei dieser Gelegenheit aus. „Wir erklärten Kriege ohne die geringste Rücksicht auf das europäische Konzert; wir konnten uns das leisten, denn wir schlossen Frieden, sobald es uns also gefiel. Wir jagten Minister davon, ohne das Haus der Gemeinen um seine Meinung zu befragen; wir urteilten mit beneidenswerter Sicherheit über die ersten Männer unsrer Zeit, wir debat-

tierten über die höchsten Fragen der Menschheit und die tiefsten Probleme der Natur. Dabei waren wir duldsam gegeneinander, großmütig gegen untergeordnete Bildung und Intelligenz."

Das Lob, das Chamberlain dem Debattierklub von Birmingham spendete, wird mit wenigen Ausnahmen von allen derartigen Vereinen verdient, und wenn sich auch nur die wenigsten von ihnen rühmen können, Minister und noch dazu Minister von der Bedeutung und Popularität eines Joseph Chamberlain erzogen zu haben, so sind sie doch alle samt und sonders politische Anstalten, Seminarien, welche jahraus jahrein geschulte Parlamentarier in die zahlreichen Vertretungskörper entsenden, in den Gemeinderat, den Schulrat, ins Unterhaus, ins Kabinett. An Winterabenden sind die Debattiervereine die beliebtesten und bestbesuchten in allen englischen Landstädten wie in den Vororten der Metropole und der großen Industriezentren im mittleren und nördlichen England. Der Debattierverein ersetzt da das Theater, das Konzert, sogar den Ball. In der Zeit, da unsre jungen Leute im Kaffeehause dem Kartenspiel obliegen oder im Wirtshause die Stunden töten, belehrt und amüsiert sich die englische Jugend aller Klassen durch das parlamentarische Spiel. Die armen, vernachlässigten, schmutzigen Dockarbeiter in Bermondsey haben ihren Debattierklub so gut wie die Sprößlinge der ältesten und reichsten Adelsfamilien in Oxford und Cambridge; freilich unterscheiden sich die Räume und die Themen gerade so scharf von einander wie die Leute, welche die Räume besuchen und die Themen besprechen.

Der erste Debattierklub, den ich kennen lernte, hatte zu Mitgliedern ausschließlich bürgerliche Elemente. Ein Kaufmann aus der City führte mich ein und nannte mir die Inhaber der ersten Bänke mit Namen und Beruf. Es waren da alle Stufen des Wohlstandes, wenn auch nicht gerade des Reichtums nach englischen Begriffen vertreten. Der Saal war entsprechend möbliert. Die Sitzplätze waren leidlich bequem, das Podium zeigte die unschönen kahlen Bretter, an der Wand hinter dem Tische des Vorsitzenden waren einige Bilder von großen englischen Politikern des liberalen Bekenntnisses zu sehen. Es war gemütlich warm, viel wärmer, als ich es jemals in meiner Wohnung hatte, denn der Klubsal wird durch einen eisernen Ofen geheizt, während man sich in Privathäusern noch immer nicht über das Dekorationsstück des Kamins erhebt; aber die Beleuchtung durch acht magere Gasarme ließ zu wünschen übrig. Der Vorsitzende war an jenem Abend ein bartloser Jüngling, dem ich nicht mehr als zwanzig Jahre gegeben hätte. Er war, wie ich erfuhr, um fünf Jahre älter — die Engländer verstehen eben die Kunst, sich jung zu erhalten; Lord Rosebery sieht jetzt noch aus wie ein Lehramtskandidat, und Joseph Chamberlain mit der Orchidee im Knopfloch würde selbst von Kennern nie und nimmer für einen Mann gehalten werden, der bereits die Sechzig überschritten hat. In glatten Worten begrüßte der jugendliche Präsident die Versammlung und stellte den Vortragenden des Abends vor. Dieser war wirklich ein Jüngling mit lockigem Haar, ein achtzehnjähriges Bürschlein, das „über die

Zukunft des englischen Kolonialreiches" zu sprechen sich vermaß. Ich blickte meine Nachbarn rechts und links an — sie machten die ernsthaftesten Gesichter von der Welt. Der Junge legte das Manuskript auf den Tisch, steckte aber sehr bald die Hände in die Taschen und sprach, die Augen frei und vertrauensvoll auf seine Hörer gerichtet, so sicher und flott wie ein Wahlkandidat, der seine Rede zum hundertsten Male wiederholt. Und er sprach gar nicht übel, es hatte alles Hand und Fuß. Der junge Mensch war aus Barbadoes in Westindien und hielt sich in London auf, um das Geschäft im großen Stile kennen zu lernen. Da erzählte er denn der Gesellschaft, wie groß die Unzufriedenheit der westindischen Unterthanen ihrer Majestät wäre, wie sie zu den Vereinigten Staaten hinüberschielten und nur auf die Gelegenheit warteten, sich gegen das Mutterland zu empören. Wir hörten eine lange Klage, wie der Zuckerexport der westindischen Inseln durch die festländische Konkurrenz fast ganz zu Grunde gegangen sei und daß die Plantagenbesitzer von St. Vincent, Barbadoes und andern Orten schlechterdings gezwungen seien, zur Schutzzollpolitik Amerikas ihre Zuflucht zu nehmen, da das Mutterland mit seinem verderblichen, überlebten Prinzipe des Freihandels die Existenz der westindischen Zuckerbauer vernichte. Von den Antillen ging der junge Politiker auf die andern Kolonien des britischen Reiches über, verurteilte die leichtfertige Art, wie England seine Pflanzstädte ausbeute, ohne ihnen irgend etwas dafür zu bieten, und schloß endlich mit der Prophezeiung, daß noch in unsern Tagen die großen

britischen Kolonialreiche dem Beispiele folgen würden, das ihnen Nordamerika im vorigen Jahrhunderte gegeben habe.

In atemloser Stille waren die Zuhörer den Anklagen des Westindiers gefolgt, keine Hand rührte sich, als er schloß und leichtgerötet das Podium verließ. Die unpatriotischen Ketzereien des jungen Menschen hatten offenbar peinlich überrascht; auf allen Gesichtern waren Empörung und Verlegenheit zu lesen. Für mich, den Fremden, überwog das Interesse an der Form des Vortrages alle Teilnahme, mit der ich seinem interessanten Inhalte gefolgt war; gespannt fragte ich mich, wie sich der verhaltene Ingrimm der Zuhörer endlich äußern würde. Und was würde der jugendliche Präsident zu dem überraschenden Vortrage sagen?

Mit einer Ruhe, die fast jede Spur innerer Erregung verbarg, dankte er in höflichen, wenn auch kühlen Worten dem Westindier für die ihnen gewordene Belehrung, die so viel Neues und Anregendes enthalten habe, und forderte einen Herrn Payn, der sich zuerst zum Worte gemeldet hatte, auf, die Diskussion zu eröffnen. Mr. Payn war nicht mehr jung und sein großer Kopf mit dem dicken Halse als Postament verriet gerade keine besondere Intelligenz. Und attische Beredsamkeit war es auch nicht, was wir da vernahmen. Der Mann sprach von den Segnungen des Freihandels für alt und jung, arm und reich, Stadt und Land — wir hörten alles, nur nicht eine Entgegnung auf die Vorwürfe, die der Westindier gegen Englands Behandlung der Kolonien erhoben hatte.

Ich verlor bald die Geduld und wünschte den Schwätzer dahin, wo der Pfeffer wächst; andre Zuhörer waren offenbar von der gleichen Empfindung beherrscht, ein Rücken und Scharren von den rückwärtigen Bänken her ließ sich nicht anders deuten. Doch kaum hatte sich die Unruhe in jener lauten Weise bemerkbar gemacht, als der Präsident gemessen, aber fest sein „Order!“ in den Saal rief — und tiefe Stille folgte dem Befehl.

Der Freihändler auf dem Podium wurde endlich fertig. Ein Mr. Bowen erhielt das Wort. Auch er gerade kein Jüngling und kein Demosthenes; er sprach wohl mehr zur Sache, aber matt und kalt. Ein dritter, vierter und fünfter Redner folgte, jeder wurde vom Vorsitzenden gegen die Ungeduld der Hörer geschützt und in mannigfacher Weise ermutigt; ich hatte bei jedem neuen Redner die Empfindung, als ob der Präsident mit ihm ganz besonders sympathisiere, bis ich endlich merkte, daß er allen die gleiche Höflichkeit bewies. Eine objektive Maschine! sagte ich mir, und gestehe, daß ich nicht besonders entzückt war von der seelenlosen Objektivität. Aber ich bekam eine tüchtige Lektion. Als sich niemand mehr zum Worte meldete, erbat sich der Vorsitzende die Erlaubnis, die Debatte zu beschließen. Mit farbloser Sachlichkeit gab er wie ein Spiegel die Debatte in Kürze wieder, dann erst begann er seinen Standpunkt zu markieren. War das ein Kerl! Was wußte er nicht alles über die Selbstsucht der westindischen Kolonien, über ihren Mangel an Gemeinsinn und Patriotismus zu sagen, was erzählte er nicht alles von den Opfern, welche das

englische Kolonialamt alljährlich brächte, um die Pflanzstädte bei guter Laune zu erhalten! Und mit welchem Stolze wies er die Drohungen der Empörung und des Abfalles zurück! Wahrhaftig, der Minister selbst hätte seine Sache nicht wärmer, nicht beredter verteidigt. Stürmischer Beifall folgte der nicht allzu langen Rede — der Abend war zu Ende. Der Vorsitzende verließ das Podium und der erste, der ihm lächelnd die Hand drückte, war der Westindier, den er doch so übel zugerichtet hatte!

Noch interessanter war ein Debattierabend unter Arbeitern, wo das Thema nicht ein politisches war, sondern eines, das jeden Engländer in tiefster Seele erregt. „Die Wunder in den Evangelien" stand in großen Lettern über dem Eingange des kahlen, schmucklosen Saales zu lesen, und der Redner fügte zu seinem Namen das Attribut „Freidenker" hinzu. Der Saal war gesteckt voll, als ich ankam, und ich hatte die größte Mühe, mir noch ein Plätzchen zu verschaffen. Auf dem Podium erschienen zwei Männer — eine untersetzte Gestalt in schäbiger Sonntagskleidung, ein Handwerker vom Scheitel bis zur Zehe: der Redner des Abends. Der andre, ein schlanker, modisch gekleideter Herr mit weißen Händen und weichem Accent, war der Präsident — im bürgerlichen Leben der Sohn eines Bierbrauers, dessen Vermögen sich auf viele Millionen beläuft. Der Redner begann. Seine Augen sahen etwas ängstlich umher, die Stimme war verschleiert, die Worte kamen schwerfällig aus der Tiefe herauf. Es war eine harte Geduldprobe, dem armen Manne zuzuhören, wie er uraltes

Zeug als eine neue Offenbarung zum besten gab, wie er ohne tieferes Verständnis der Zeit, von der er sprach, den Maßstab des modernen Menschen an Ereignisse und Erzählungen anlegte, die einer ganz, ganz andern Periode und einer so ganz andern Seelenstimmung angehören; aber er sprach nicht allein Gehörtes oder Gelesenes nach, sondern was er vortrug, war eigenes Denken, selbständige Geistes- und Gemütsarbeit, so daß ich über dem interessanten Menschen den sehr uninteressanten Vortrag vergaß. Die Zuhörer schienen andern Sinnes. Der Vortragende wurde mit Beifall überschüttet, und die darauffolgende Diskussion bewegte sich ganz in den Geleisen, welche der Vortrag angedeutet hatte. Der Vorsitzende verlor nicht einen Augenblick die Geduld; als aber die Reihe an ihn kam, hörte ich zum erstenmal, was die ganze Versammlung sehr genau wußte — der Mann war ein großer Oxforder Gelehrter und von geistlichem Stand! Mit unendlicher Langmut ging er die kindischen Argumente des Handwerkers durch, legte Bibelstellen aus, belehrte sein Publikum über viele Punkte, in denen die Geographie des heiligen Landes von Bedeutung war, und den borniertesten Einwürfen und manchmal unverschämten Zwischenrufen aus der Versammlung setzte er eine unglaubliche Kaltblütigkeit entgegen.

Und was war der Erfolg? Die Freidenker waren nicht bekehrt, durchaus nicht, aber als der Abend zu Ende ging, war die am Anfange sehr ungemütliche Stimmung eine sehr erfreuliche geworden, und ein Klubmitglied stellte geradezu den Antrag, dem Vor-

sitzenden einen besonderen Dank für seine mühevolle Leitung der Diskussion zu votieren.

Ich habe ein drittes Mal eine erbitterte Debatte über die Stellung der Männer zur Reform der Frauenkleidung gehört und wieder an einem andern Abend eine über die verschiedenen Methoden der Leichenbestattung; aber immer trat das gemeinsame Merkmal hervor: wie fraglich auch der sachliche Wert der Wortgefechte war, für die Handhabung parlamentarischer Formen, für die technische Fertigkeit im Gebrauche der Redefreiheit sind die Debatten ein ungeheurer Gewinn — die wahre Schule der Minister.

Kinder der Straße.

Sind die untersten Schichten der Londoner Bevölkerung der Abschaum der Erde und rettungslos ewiger Verkommenheit verfallen, oder sind die oberen Zehntausend der festländischen Hauptstädte blind wie die Maulwürfe, wenn es gilt, Leben und Leiden des Volkes zu sehen? Man kann den Gegensatz zwischen einem Wiener und Londoner Straßenbilde nicht scharf genug ausdrücken. Wir leben in einem Paradiese; die Schönheit unsrer Bauten und Anlagen wird durch die Häßlichkeit des Elends kaum jemals gestört, der heitere Lebensgenuß der wohlhabenden Menge, die sich alltäglich in bunter Farbenpracht unsre Paläste entlang bewegt, wird selten durch einen unerquicklichen Anblick getrübt. So muß es gewesen sein, als König Suddhódhana, der Vater Gautama-Buddhas, um seinen Sohn vom Weltschmerze zu heilen, den Bettlern und Bresthaften bei Todesstrafe verbot, sich in den Straßen zu zeigen. Oder haben unsre wenigen Vereine gegen Armut und Bettelei alles Elend der Hauptstadt beseitigt?

London hat das mit seinen hundert Vereinen noch lange nicht erreicht. Dort steht jeder anständige Mensch auf der Liste mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten, jahraus jahrein werden viele Millionen gesammelt und wieder verteilt; in Kirchen und Kapellen, mit Ueberredung und sanfter Gewalt wird man von allen Seiten in den Dienst der Wohlthätigkeit gepreßt — und doch begegnet einem das hohläugige Elend auf Schritt und Tritt, der laute Jammer von Tausenden und Abertausenden verleidet dem Glücklichen den Genuß seines Glücks, und die heroischesten Maßregeln der organisierten Wohlthätigkeit erweisen sich als unzulänglich gegenüber der ungeheuren Armut, die sich täglich und stündlich vermehrt.

Nicht minder überraschend ist die Ueberlegenheit, mit der wir die Kinder der Armut erziehen. Wir hören niemals in Zeitungsberichten von kindlicher Roheit oder gar kindlichem Laster — unsre Kinder sind, wenn man diesem Schweigen glauben kann, lauter Belege für das Rousseausche Evangelium von der angeborenen Güte der menschlichen Natur. Sind wir bessere Menschen, haben die paar Vereine mit den gemütlichen Namen wie „Aurora", „Edelsinn", Schmetterling", „Die Uhudl", „Harmonie" und so weiter der Verwahrlosung der Jugend ein- für allemal ein Ende bereitet?

London wimmelt von verwahrlosten Kindern. Man muß nicht erst nach dem Osten gehen, um den „Straßenarabern", wie der volkstümliche Ausdruck für diese Kinderspezies lautet, in hellen Haufen zu begegnen. Wer einmal an einem Sommerabend auf dem kürzesten

Wege vom Britischen Museum in die Theatergegend des Strand gewandert ist, wird sich mit Grausen der balgenden, tobenden, halbnackten, furchtbar schmutzigen Kinderhaufen von Drury Lane erinnern. Und die Umgebung von Drury Lane ist nicht die einzige Gegend, in der man sich einen Begriff machen kann von dem unendlichen Heere verwahrloster Kinder, das London selbst außerhalb des Eastend umschließt. Die Straßen und Plätze von Paddington sehen unter normalen Verhältnissen so vornehm und still aus, wie nur irgend eine Gasse von Mayfair und Belgravia. Nun sehe man sich aber dieselbe Straße spät am Abend an, wenn sich falsche Negerminiſtrels, Clowns oder auch nur ein paar arme geschminkte Mädchen im Schlangentanze nach der Musik eines elenden Leierkastens produzieren: im Handumdrehen hat die sonst so ruhige Straße ihren vornehmen Charakter verloren! Aus unsichtbaren Spalten und Ritzen laufen die verwahrlosten Knirpse zusammen, bis sie Trottoir und Fahrweg füllen, und der aufmerksame Beobachter gelangt zu dem Schlusse, daß sich hinter jedem vornehmen Vorderhause ein Dutzend Hinterhäuser mit Hunderten von verkommenen Familien befinde. Woher wären sonst die zahllosen Kinder gekommen?

Und das sind die harmlosen unter den Kindern der Straße, die verhältnismäßig glücklichen, denn sie haben immerhin irgendwo ein Nest für die Nacht, sie haben Eltern oder Verwandte, sie wissen, wohin sie gehören. Aber man braucht nur ein oder das andre Mal einen Vormittag im Polizeigerichte der Hafengegend oder auch nur von Marylebone oder Clerken-

well zu verbringen, um zu erfahren, wie viele Kinder unter zehn Jahren sich in den Londoner Straßen herumtreiben, die nie ein andres Heim gekannt haben, als das Massenquartier (doss-house) oder das kerkerhafte Armenobdach der „Union“. Ein Fall, der jüngst vor dem Polizeigerichte von Lambeth zur Verhandlung kam, ist von typischer Bedeutung und zeigt Anfang und Verlauf eines Familienruins, wie er täglich vorkommt und täglich das Heer der Straßenkinder vermehrt. Ein Schuster, namens Barlow, hatte mit seiner Frau vierzehn Jahre in Plymouth gelebt. Am Weihnachtstage verschwand der Mann, und alles Nachforschen der Frau hatte keinen Erfolg. Ihr erster Gedanke war: er ist nach London gegangen. Also verkaufte sie ihr bißchen Habe, nahm die drei Kinder, Mädchen im Alter von zehn, acht und sechs Jahren, an die Hand und trat die Wanderung von Plymouth nach London an. Am ersten Tage legten sie zwanzig englische, also etwa fünf deutsche Meilen zurück; die Nacht verbrachten sie im Hause eines mitleidigen Feldarbeiters. Am zweiten Tage brachten sie es noch auf fünfzehn Meilen, am dritten sanken Mutter und Kinder in vollständiger Erschöpfung in der Nähe der Hauptstadt zusammen. Es ist zweifelhaft, ob die Frau den Marsch überleben wird; aber selbst wenn sie sich von der Ueberanstrengung erholt, hat sie bei ihrer schwächlichen Gesundheit nicht die geringste Aussicht, die armen, hilflosen Geschöpfe durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren — die Legion der Straßenkinder hat einen neuen Zuwachs erfahren.

Vor demselben Richter hatte sich um dieselbe Zeit eine Frau gegen die Anklage zu verteidigen, sie habe ihr zweijähriges Kind verhungern lassen. Stumpfsinnig hörte das Weib die Anklage an, ohne sich zu verteidigen. Sie hatte es auch nicht nötig. Sie selber sah aus wie ein Skelett; und der Konstabler gab an, daß sie Nacht um Nacht zwischen den Bierfässern im Hofe einer Brauerei verbringe.

Die Kinder, welche robust genug sind, Hunger, Kälte und Schmutz zu ertragen und ihr Leben zu erhalten, führen mit der menschlichen Gesellschaft oder vielmehr mit dem allgegenwärtigen Symbol der Gesellschaft, der Polizei, einen erbitterten Krieg. So grauenhaft das Leben der Straßenkinder ist, so sehr verteidigen sie es gegen die Eingriffe der Philanthropen und ihres Werkzeuges, der Polizei. Es ist eine der schwersten Aufgaben der Londoner Kindervereine, einen Knaben, der in der Gosse aufgewachsen ist, an das behaglichste Leben im Zimmer zu gewöhnen. Wenn ein Straßenaraber in halbverhungertem Zustande in ein Kinderasyl gebracht wird, so ergreift er doch in den meisten Fällen die erste beste Gelegenheit, um seinen Wohlthätern zu entrinnen. Freilich ist die Unterkunft, welche die Gesellschaft den Kindern der Straße gewährt, im allgemeinen von einer Beschaffenheit, daß man beinahe die Freiheitsliebe der verwahrlosten Knaben und Mädchen begreift. Für das von der Polizei aufgefundene eltern- und unterstandslose Kind gibt es in der Regel nur *eine* Unterkunft, nämlich im Armenhause (Workhouse). Die ganze Einrichtung des Armenhauses weist

darauf hin, daß man in England die Armut unter allen Umständen nicht nur als Schande, sondern auch als Verbrechen betrachtet. Demgemäß ist die ihr gewährte letzte Zuflucht nicht wesentlich von einer Strafanstalt verschieden. Trostlos und abschreckend wie die kahlen Wände des schwerfälligen Hauses ist die innere Organisation. Die oberste Leitung geht immer von der Voraussetzung aus, daß das Leben im Armenhause so abstoßend und unverträglich, als es nur angeht, gemacht werden müsse, und es gelingt den Beamten dieser Häuser vortrefflich, das Ziel zu erreichen. Solange der beschäftigungslose Dockarbeiter nur irgendwie die paar Pence erraffen kann, um Leib und Seele zusammenzuhalten, weicht er dem Armenhause im großen Bogen aus — die Kinder bekommt man nur mit handgreiflicher Gewalt hinein.

Aber ein Mann lebt in London, der die Kinder der Straße versteht und mit ihnen fertig wird ohne die Vermittelung des Richters und der Polizei: Dr. Thomas Barnardo, Stepney Causeway, London.

Vor dreißig Jahren wanderte er, ein unbekannter, mittelloser Student der Medizin, durch die trostlosen Gassen des östlichen London. Männer und Weiber im letzten Stadium der Entartung begegneten ihm auf Schritt und Tritt, aber er achtete nicht sonderlich auf sie, denn ihr Anblick wird jedem Londoner nachgerade gewöhnlich und vertraut; erst als ein Knabe, furchtbar verwahrlost, halb verhungert, kaum bekleidet, ihn um ein Almosen bat, blieb er stehen und musterte die gemischte Gesellschaft, in der sich der Junge befand. Die Prüfung machte einen solchen

Eindruck auf den jungen Studenten, daß er das Kind bei der Hand nahm und mit ihm sozusagen die Flucht ergriff. Der Knabe ging willig mit — keine Hand streckte sich aus, um ihn zurückzuhalten, nicht einmal ein Blick folgte den Davoneilenden nach. Barnardo nahm das Büblein auf sein Zimmer, wusch es, bekleidete es und behielt es bei sich — kein Vater, keine Mutter jammerte um ein verlorenes Kind, der Knabe wußte sich auch keines Vaters, keiner Mutter zu erinnern. Das war vor dreißig Jahren. Der Student beendete seine Studien und mußte daran denken, sein Brot zu verdienen, aber die Kinder der Straße verlor er nicht mehr aus den Augen. Und heute? Bei der Jubiläumsfeier, welcher Vertreter des weltlichen und geistlichen Adels in stattlicher Anzahl beiwohnten, konnte Lord Kinnaird die imposante Thatsache anführen, daß Dr. Barnardo im Laufe der dreißig Jahre dreißigtausend Kinder beherbergt und erzogen habe, von denen nur ein verschwindend kleiner Teil, aller Mühe zum Trotz, dem Laster und Verbrechen verfallen sei.

So erstaunlich das Ergebnis, so einfach die Mittel, mit denen es erzielt worden ist.

Im Herbste 1888, als die Greuelthaten des heute glücklich vergessenen „Jack the Ripper“ die Aufmerksamkeit ganz Englands auf den Osten von London lenkten, schloß ich mich einigen jungen Leuten an, welche die Neugierde trieb, eine Nacht von Samstag auf Sonntag in Whitechapel und Umgebung zu verbringen. Mitten in der Verwahrlosung und Finsternis gab es einen einzigen Lichtpunkt im eigentlichen und

übertragenen Sinne: eine elektrische Lampe leuchtete weithin durch die lange Straße von Stepney Causeway und durchdrang sogar den Nebel, der die entferntere Umgebung verhüllte. Das Licht fiel auf die Vorderseite eines stattlichen vierstöckigen Gebäudes, und wir lasen auf einem mächtigen Schilde in riesigen Lettern die Worte: „Keinem verlassenen Kinde wird jemals die Aufnahme versagt!“ Es war spät in der Nacht, und doch schlichen allerlei zerlumpte Frauengestalten um das Haus, und von Zeit zu Zeit verschwand eine im Eingange, ein Kind an der Hand oder einen Säugling an der Brust.

Ich sah zum erstenmal das berühmte Knabenasyl Dr. Barnardos vor mir. Am Montag darauf war ich wieder in Stepney Causeway, um mir das Haus bei Tageslicht anzusehen und, wenn möglich, auch einen Einblick in das Innere zu gewinnen. Was mir in der Nacht als ein einziges Haus vorgekommen war, stellte sich jetzt dar als ein Komplex von Gebäuden, die ein ungeheures Areal bedeckten. Die Häuser, welche ihre Stirn Stepney Causeway zukehrten, trugen fünf Nummern, die nach Bowerstreet zu nicht weniger als elf. In einem geräumigen Hofe übten einige Dutzend wohlgenährter Burschе ihre Muskeln und noch mehr ihre Lungen; sie machten einen Heidenlärm bei ihren Spielen und schienen sich außerordentlich zu unterhalten. Rechts vom Hauptgebäude tragen zwei Fenster die Aufschrift „Hauptbureau“, und daneben befindet sich der stets offene Eingang, durch welchen in der Nacht die armen Frauen mit ihren Kindern verschwunden waren. Ein Fräulein, hinter

einem Schalter mit einem großen Haufen von Briefen und andern Schriftstücken beschäftigt, fragte nach meinem Begehr. Ich brachte meine Bitte vor: ich wollte das berühmte „Home“ Dr. Barnardos sehen. In der liebenswürdigsten Weise wurde ich sofort in die Amtsstube des vielbeschäftigten Direktors selbst geführt, und dort erhielt ich einen Begleiter, der mir die ganze Einrichtung des Asyls zeigte und aufs bereitwilligste jede Auskunft erteilte.

Das große Gebäude im Osten von London ist das erste und älteste, wenn auch nicht das einzige von Dr. Barnardo gegründete Asyl, und ist der Ausgangs- und Mittelpunkt aller Thätigkeit des unermüdlichen Philanthropen geblieben. Der Zudrang zu diesem Asyle ist ein außerordentlicher, und es wird zuweilen recht schwer, das auf dem großen Schilde gegebene Versprechen zu halten und allen Kindern Aufnahme zu gewähren. Dennoch wird thatsächlich keinem Kinde die Thür gewiesen. Dr. Barnardo hält seit dreißig Jahren an dem Grundsatze fest: Erst aufnehmen, dann untersuchen! Wann und unter welchen Umständen immer so ein verlassenes Geschöpf an die Thür klopft — aufgethan wird ihm jederzeit; ob es die Aufnahme verdient, danach wird erst am folgenden Tage gefragt. Und die Untersuchung wird durchaus nicht lässig betrieben, denn die Mittel sind beschränkt, und es gilt, eine sorgsame Auswahl zu treffen. Diese Nachforschungen erfordern eine ungeheure Korrespondenz, und doch muß mit dem Personal gespart werden, soll nicht die Regie das der Wohlthätigkeit gewidmete Kapital verschlingen. So wird denn auch diese Last

zum weitaus größten Teile von Dr. Barnardo selbst getragen. Stammt das Kind vom Lande, so heißt es, an den Pfarrer des betreffenden Dorfes schreiben; sind Abstammung und Herkunft unbekannt, so gilt es, sich mit der Polizei in Verbindung setzen und alle Mittel anwenden, um die Eltern oder Angehörigen des Findlings zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen. Man bekommt einen Begriff von dem Umfange dieser Nachforschungen, wenn man hört, daß im Laufe eines Jahres von etwa achttausend Kindern, die um Aufnahme bitten und sie für eine Weile finden, nur gegen zweitausend im Asyle verbleiben, während die andern denen zugeführt werden, welche man gesetzlich dazu zwingen kann, für die armen Kinder zu sorgen.

Von jenen Kindern, die als ganz verlassen und verloren der großen Familie Barnardos einverleibt werden, bleibt nur ein kleiner Teil im Hauptasyle, das heut ausschließlich eine Erziehungsanstalt für Knaben über dreizehn Jahren geworden ist. Einer oder der andre Gassenjunge, der sich den Zutritt zu diesem Asyle verschafft, weil er die Hoffnung hegt, in eine Art von Schlaraffenland zu kommen, findet sich in seinen Erwartungen einigermaßen getäuscht. Nachdem der neue Hausgenosse photographiert worden ist — die Sammlung der Photographien im Besitze Dr. Barnardos ist eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten Londons — wird er gründlich gebadet, frisiert und in die Uniform der Anstalt gesteckt. Hierauf erhält er seinen Schrank, man zeigt ihm seine Schlafstätte, und er ist rekrutiert. Früh morgens um halb Sechs wird ein Hornsignal

gegeben, und zur Minute sind alle Knaben im Hofe versammelt, wo eine halbe Stunde lang bei jedem Wetter exerziert wird. Dr. Barnardo hält große Stücke auf die militärischen Uebungen als eine Vorschule der Disziplin und als Stärkung der leiblichen und geistigen Muskulatur. Mit Rekruten wird daher dreimal täglich „gedrillt". Nach dem Frühstück wird mit dem Unterrichte begonnen. Aber nur ein Teil der Arbeitszeit ist den Schulgegenständen gewidmet, es sollen ja keine Studenten im Asyl ausgebildet werden. Mehr Zeit als auf Lesen, Schreiben und Rechnen wird auf das Handwerk verwendet. Schuster, Schneider, Tischler, Bürstenbinder, Bäcker, Mechaniker, Schlosser haben in den Werkstätten die Bedürfnisse des Asyls selbst zu bestreiten. Ich wurde durch die verschiedenen Werkstätten geführt und fand überall recht laute, fröhliche Gesellen: Pfeifen und Singen klang unausgesetzt in das Hobeln, Hämmern und Klopfen hinein. Vierhundert Knaben waren in acht Abteilungen beschäftigt. Nach einer vier- bis sechsjährigen Lehrlingszeit werden die Bursche als fertige Handwerker entlassen. Freilich kennt Dr. Barnardo die Londoner Verhältnisse zu gut, um seine Zöglinge auf den überfüllten Markt der Hauptstadt hinauszuschicken und so die Arbeit vieler Jahre in Frage zu stellen.

Fast alle Abiturienten Dr. Barnardos gehen in die englischen Kolonien. Aber die Auswanderung geschieht durchaus nicht planlos, nichts wird am Anfange dem Zufalle überlassen. Es haben sich im Verlaufe der Jahre ganze Kolonien von ehemaligen Zöglingen in Kanada gebildet, und jeder neue Ankömmling

wird gewissermaßen wie ein Verwandter empfangen. Zwischen dem Direktor und diesen Kolonien besteht eine unausgesetzte Korrespondenz; Dr. Barnardo ist jederzeit von den Bedürfnissen und der Aufnahmsfähigkeit der verschiedenen Orte aufs genaueste unterrichtet. Das Jahr 1893 brachte ihm eine Reihe der heftigsten Angriffe von seiten der sozialistischen Presse in England und Kanada; er wurde kurzweg beschuldigt, den Markt mit unfähigem, unmoralischem Gesindel zu überschwemmen. Aber diese Angriffe, welche beim Publikum ein neues Interesse für die Thätigkeit Dr. Barnardos weckten, führten zu einem unerwarteten Resultate. Offizielle Nachforschungen, statistische Zusammenstellungen, ganze Haufen von Zuschriften und Zeugnissen aus dem Publikum bewiesen, daß die Auswanderung der Zöglinge nicht eine Gefahr, sondern eine Wohlthat für die Kolonien ist. Die von der Regierung eingesetzte Untersuchungskommission veröffentlichte einen Bericht, dem ich nur die schlagendsten Momente entnehme. Von den sechstausend in Kanada untergebrachten Zöglingen waren nur zweiundfünfzig bestraft, und zwar für ganz geringfügige Vergehen. Die Nachfrage von seiten der ländlichen Bevölkerung Kanadas nach Dr. Barnardos Zöglingen ist fortwährend im Steigen begriffen, und dies in einem solchen Grade, daß einem Bewerber oft gleich sechs Plätze angeboten werden. Die drei Auswanderungszentren in Kanada (Toronto, Ontario, Manitoba) sind wiederholt von englischen und amerikanischen Reisenden besucht und geprüft worden, und immer wieder wissen die Berichterstatter nur von der

ausgezeichneten Einrichtung und dem großen Erfolge des Systems zu erzählen. Aber wertvoller als alle lobenden Berichte privater und offizieller Natur ist die Thatsache, daß die Auswanderer freiwillig dem Asyle Spenden zukommen lassen, welche in den letzten vier Jahren die Höhe von vierzigtausend Gulden erreichten.

Die Mission Dr. Barnardos wäre sinnloses Stückwerk, wenn sie sich auf Knaben von dreizehn bis sechzehn Jahren beschränkte, wie es im Stepney-Asyle thatsächlich geschieht. Der Zauber des großen Schildes, das Nacht für Nacht so viele verlorene Kinder der Straße anzieht, würde sofort verschwinden, wollte man die jetzige Aufschrift mit ihrer allumfassenden frohen Botschaft durch eine einschränkende Klausel entkräften. „Keinem verlassenen Kinde wird jemals die Aufnahme versagt!" Diese Worte haben einen Klang, der über die Grenzen der Hauptstadt hinaus gehört wird, sie enthalten ein Versprechen, das in seiner weitherzigen Allgemeinheit sich anhört, wie das Wort vom himmlischen Vater, dessen Sonne die Gerechten und Ungerechten bescheint. Eine Beschränkung der Barmherzigkeit auf ein bestimmtes Kindesalter war also von vornherein ausgeschlossen, eher schien es geboten, dem Begriffe „Kind" einen sehr weiten Umfang zu geben. In der That erstreckt sich die Sorge Dr. Barnardos auf Kinder beiderlei Geschlechts vom Säugling bis an die Altersstufe, wo nur eine Mutter noch von ihrem „Kinde" spricht. Für eine so ungeheure Familie waren natürlich alle Häuser in Stepney Causeway und Bowerstreet zu eng; das Kinderspital,

welches dazu kam, war als Durchgangsstation von keiner eigentlichen Bedeutung. Da fanden sich zur rechten Zeit begeisterte Freunde und Bewunderer, die dem Unternehmungsgeiste Dr. Barnardos und seiner nimmermüden Baulust die nötigen Mittel zur Verfügung stellten. Jetzt schossen die Filialen des Asyls von Stepney rasch in die Höhe; in der Burdettstraße, im äußersten Osten von London, erhob sich das Leopoldhaus für Knaben zwischen zehn und dreizehn, auf der Insel Jersey wurde ein Heim für schwache Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren errichtet. Zu Ilford in Essex entstand ein ganzes Dorf, in welchem gegen tausend Waisenmädchen erzogen werden, zu Bromyard bei Worcester wurde eine Art landwirtschaftliche Schule ins Leben gerufen, und zu Hawkhurst in Kent war es, dank der Förderung der Herzogin von Teck, möglich, eine „Krippe" für 120 Babies zu erbauen.

Und als diese Anstalten zu eng wurden für den Andrang, fügte man das Heim für Krüppel im East-End hinzu; später entstanden die billigen oder ganz unentgeltlichen Wohnungen für arme Kinder im Osten, und noch ist die Liste von Dr. Barnardos Homes nicht erschöpft. Alle diese Häuser sind unzulänglich gegenüber dem Anwachsen des Elends im Osten von London, und selbst bei den ungeheuren Mitteln, die dem Asyle jährlich zufließen, erweist es sich als eine Unmöglichkeit, weitere Unterkunftsstationen zu errichten. Glücklicherweise verfügt Dr. Barnardo über einen schier unerschöpflichen Erfindungsgeist, und die neueste Einführung ist geeignet, der Barmherzigkeit des ganzen Asylkomplexes eine beinahe unbegrenzte Elastizität zu

verleihen, ohne besonders große Ansprüche an die Förderer der Sache zu stellen. Die Neuerung besteht darin, daß gutartige Kinder nach kurzer Zeit die Asyle verlassen und in bäuerlichen Familien als Kostgänger untergebracht werden. Das setzt freilich eine Menge Aufsichtsorgane in ganz England voraus, und zwar unentgeltliche Organe. Diese hat sich Dr. Barnardo zu verschaffen gewußt. Er ist sanft wie die Taube, das beweist die Leichtigkeit, mit der er die ärgsten Schlingel in seinen Homes festzuhalten und zu zähmen versteht, aber er ist auch klug wie die Schlange, das sieht man daran, wie er sich mit der herrschenden Kirche verträgt. Bei seinem Jubiläum waren zahlreiche geistliche Würdenträger zugegen, vom Erzbischof von Canterbury war ein Glückwunsch eingetroffen und ein Schreiben, in dem er mit großem Bedauern seine Abwesenheit entschuldigte. Die Kirche ist Dr. Barnardo eine unentbehrliche Stütze geworden, nicht so sehr in materieller als in moralischer Beziehung. In den Geistlichen der Städte und Dörfer steht ihm ein Heer hilfreicher und unentgeltlicher Arbeiter zur Verfügung, die er in sehr ausgiebiger Weise benützt. Nur mit Hilfe der Geistlichen war es möglich, die Asyle zu entlasten und Raum für Neuankömmlinge zu schaffen. Am Ende des Jahres 1894 waren nicht weniger als 1500 Kinder an 129 verschiedenen Orten untergebracht. Die Neuerung hat sich vortrefflich bewährt. Den Landleuten ist der Betrag, den die Asyle für Kost und Quartier zahlen, so gering er ist, doch sehr willkommen, und das Kind wächst in guter Luft bei zusagender natürlicher Beschäftigung auf; daß dem

Kostgänger in keiner Weise ein Unrecht geschehe, dafür wird ausreichend vom Geistlichen des Ortes gesorgt.

In größeren Ortschaften wird ein Damenkomite unter dem Vorsitze der Geistlichen gebildet. Ueberdies gebraucht Dr. Barnardo die Vorsicht, von London aus selbst Inspektionsreisen zu machen oder wenigstens zuverlässige Leute auf Inspektion zu schicken. Es stehen ihm, abgesehen von seinem sonstigen Beamtenkörper, zu diesem Zwecke mehrere Frauen mit ärztlichem Diplome zur Verfügung.

Der Grundsatz Dr. Barnardos, daß es billiger sei, ein Kind zu erziehen als einen Erwachsenen zu bestrafen, findet eine Parallele in der Theorie, daß man die Armut der Provinzstädte bekämpfen müsse, um das Elend der Metropole zu besiegen. Daher die Filialen des Londoner Asyls in allen Gegenden des Landes; Bath, Bristol, Cardiff, Plymouth im Süden, Birmingham im Mittelland, Leeds, Liverpool, Newcastle und Edinburgh im Norden besitzen jetzt Unterkunfthäuser, die ganz nach dem System des Hauptasyls eingerichtet sind. Der Plan zielt darauf hin, das Elend bis zu einem gewissen Grade zu isolieren.

Es ist klar, daß ein Unternehmen von diesem Umfange, ein nationales Erziehungswerk ersten Ranges, nur mit den großartigsten Mitteln bestritten werden kann. Woher nimmt Dr. Barnardo das Geld, um jährlich Tausende von Kindern zu bekleiden, zu ernähren und zu erziehen? Weder vom Staate noch von der Kirche erhält er irgend welche materielle Unterstützung; das ganze große Werk ist auf die private Wohlthätigkeit angewiesen, freiwillige Beiträge erhalten das Unter-

nehmen. Wie die Thätigkeit Dr. Barnardos, so zeigt auch die Ziffer der jährlichen Einnahmen ein beständiges Wachstum, das allein die beste Gewähr bietet für die Popularität und Notwendigkeit des Systems. Gegenüber der Einnahme von 150 Pfund Sterling im Jahre 1866 weisen die Bücher für das 29. Jahr der Gründung, also für 1894, eine Gesamtsumme von Beiträgen aus, die sich auf ungefähr 150 000 Pfund Sterling, das heißt auf etwa eine Million und achtmalhunderttausend Gulden, belief. Und diese ungeheure Summe ist nicht ausschließlich, nicht einmal zum größten Teile aus den Taschen der Reichen geflossen.

Wohl werden die Asyle von den hohen Herrschaften durch reiche Spenden gefördert, aber diese allein hätten nicht einmal die Hälfte des Einkommens ergeben. Das ganze Volk, die mittleren wie die niederen Klassen, beteiligen sich an dem Werke, und die Masse der Beiträge beweist, daß nicht einzelne Spenden von besonderer Größe, sondern die Menge kleiner Summen das imposante Ergebnis herbeigeführt haben, denn nicht weniger als siebenundsiebzigtausend Beiträge werden in dem Ausweise verzeichnet. Wer sich die Mühe nimmt, eine Anzahl der Spender auf Stand und Aufenthaltsort zu prüfen, wird sehen, daß es sehr kleine Leute sind, welche an die Kinder der Enterbten denken und mit ihren Shillingen die Kosten des Erziehungswerkes bestreiten.

Fast alle Länder der Erde sind durch Gaben vertreten. Eine Million und achtmalhunderttausend Gulden sind eine Summe, mit der man etwas in einem Jahre

anfangen kann; aber Dr. Barnardos Geldbedürfnis kennt keine Grenzen, und unermüdlich ist er darauf bedacht, das Einkommen „seiner Familie“ — das ist Dr. Barnardos Lieblingswort für seine Zöglinge — zu vermehren. Zu diesem Zwecke wird seit einigen Jahren die goldene Jugend Englands und der englischen Kolonien für die verschiedenen Homes interessiert. Namentlich geschieht dies more Anglico durch einen Verein, die „Young Helper's League“. Ein Shilling Jahresbeitrag berechtigt jedes Mitglied, Jüngling wie Jungfrau, die mysteriösen Zeichen Y. H. L. auf die Visitkarte zu setzen, und überdies wird ihm die Zeitschrift, die den Namen des Vereins trägt, franko ins Haus geschickt. Vor mir liegen die Nummern der letzten Monate, die in Wort und Bild über die Vorgänge in den Asylen berichten — so manche vielgelesene englische Zeitschrift für die Jugend kostet das Fünffache und ist nicht halb so interessant. Die Mitglieder der Liga, deren offizieller Titel „Companion“ ist, erwerben mit dem jährlichen Shilling ferner das Recht, eigene Gruppen zu bilden, ihren Vorsitzenden, Schriftführer und Säckelwart zu wählen, Sitzungen abzuhalten, Beschlüsse zu fassen, mit einem Wort, sich im kleinen in den parlamentarischen Künsten zu üben. Eine Anzahl Companions bildet eine „Wohnung“ (Habitation); wenn diese sehr groß ist, wird sie in „Logen“ geteilt. Und es ist erstaunlich, wie rasch die Spielerei Wurzel gefaßt hat, und wie sehr sie den Kindern Dr. Barnardos zum Nutzen gereicht. Mehr als dreihundert „Habitations“ sind bereits vorhanden, täglich sind neue im Entstehen begriffen, und

die Beiträge für das Jahr 1895 beliefen sich auf etwa 7000 Pfund Sterling, das heißt also, die englische Jugend allein steuert zu dem Rettungswerke in den Asylen alljährlich gegen 84 000 Gulden bei! Freilich stehen Herzoginnen an der Spitze des Vereins, und die Companions haben die Genugthuung, gewissermaßen Kollegen von königlichen Hoheiten zu sein; aber Dr. Barnardo hat sein Ziel erreicht und das Vermögen seiner Familie um eine beträchtliche Summe vergrößert. Der Fonds kommt namentlich den kranken Kindern, den Taubstummen, den Idioten und unheilbaren Krüppeln zugute. Eine weitere Neuerung war im Jahr 1894 die Einführung einer Art Fastenwoche, wie sie die Heilsarmee mit großem Erfolge seit vielen Jahren regelmäßig einhält; die Mitglieder schränken sich in ihren leiblichen Genüssen auf das Notwendigste ein, die dadurch erzielte Ersparnis wird der Vereinskasse zugeführt. Auch dieser Versuch brachte ein überraschend günstiges Resultat; 2500 Pfund Sterling wurden auf solche Weise für die Asyle gewonnen.

Für die Asyle? Wer bürgt dafür, daß Dr. Barnardo, der unumschränkte Herrscher in seinem weiten Reiche, nur das Interesse seiner Zöglinge im Auge hat, indem er mit solchem Eifer auf die Vermehrung der Einnahmen bedacht ist? Die Engländer sind die mißtrauischesten Leute der Welt, wo es sich um Geld handelt, und doch ist es noch nie jemanden eingefallen, auch nur dem leisesten Argwohn Ausdruck zu geben.

Selbst die rücksichtslosesten Angriffe des radikalen Parlamentsmitgliedes Labouchere in seiner Wochen-

schrift „Wahrheit" — zuweilen lucus a non lucendo! — richteten sich gegen angeblichen Uebereifer des Direktors, gegen Eingriffe in väterliche Rechte und protestantische Bekehrungssucht. Gegen die Geldgebarung Dr. Barnardos aber ist auch im heftigsten Wortkampfe kein verdächtigendes Wort gefallen. Das hat seinen Grund nicht allein in dem Aufsichtsrate, dem die ersten Namen des Adels, der Kirche und Geschäftswelt angehören, denn wann hätte Mr. Labouchere Adel und Kirche respektiert? Auch die jährliche Prüfung der Bücher durch die ersten Firmen beeidigter Buchhalter (Accountants) würde nicht ausreichen, Dr. Barnardo vor Verdächtigungen zu schützen, denn auch die Bücher der Heilsarmee werden geprüft, und doch wurde General Booth offen beschuldigt, die Mittel der Armee zum eigenen Besten verwendet zu haben. Was Dr. Barnardo schützt, das ist seine Persönlichkeit, die sich mitten im selbstsüchtigen Treiben des modernen England ausnimmt wie die Gestalt eines Barfüßers, eines wirklichen ehrlichen Mönches inmitten eines tollen Banketts.

Dr. Barnardo ist die Bedürfnislosigkeit selbst. Der Gehalt des letzten Beamten in den Asylen würde ausreichen, seine Wohnung, Kleidung und Nahrung zu bestreiten, seine Familie ist, wie wir gesehen haben, die Kinderwelt der Homes. Die Vorgänge bei der Jubiläumsfeier waren ein hübsches Beispiel dafür, wie in der Phantasie der Londoner Dr. Barnardo beinahe ein unpersönlicher Begriff ist, wie sehr man ihn mit seiner Schöpfung identifiziert. Zugleich mit dem Glückwunsche und der Dankadresse wurde ihm

ein ziemlich dickes Couvert überreicht, das, wie sich herausstellte, 60 000 Gulden enthielt. Der Mann hat das durch seine dreißigjährige Thätigkeit redlich verdient, sagten die Uneingeweihten. Tags darauf lasen sie in den Morgenblättern, Dr. Barnardo sei von dem Geschenke seiner Freunde entzückt, denn es versetze ihn in die Lage, die Kosten einer neuen im Baue begriffenen Krippe zu bestreiten.

Vor dem Polizeirichter.

Der Richter von Marylebone, einem der Bezirke des westlichen London, amtiert. Der gestrenge Herr ist seit einem halben Menschenalter auf diesem Posten, er kennt die Bevölkerung aus dem Grunde und wird von ihr ebenso gut gekannt; seine Geistesgegenwart, sein beißender Witz, seine Originalität locken aus allen Gegenden der Hauptstadt Zuschauerpublikum herbei. Für den lernbegierigen Fremden gibt es nicht bald eine bessere Gelegenheit, die unteren Volksschichten in Sprache und Sitte kennen zu lernen, als die Gerichtsstube von Marylebone. Der Vormittag läßt sich sehr heiter an. Ein Bäuerlein steht mit zerknirschter Miene vor dem Richter, dreht die unsaubere Mütze in den Händen und wagt es nicht, die Augen zu erheben. Man sollte glauben, er könnte nicht Zwei zählen. Der Richter hat eine Milchkanne vor sich, und ein Beamter des Gemeinderats konstatiert, daß die von dem Bäuerlein an einen Londoner Milchmeier gelieferte blauweiße Flüssigkeit siebzig Perzent Wasser enthält! Der arme Milchmeier ist von dem Beamten zur Rechenschaft gezogen worden, und nun stellt es

sich heraus, daß der unschuldige Landmann die köstliche Mischung besorgt hat. Der Richter läßt ihn diesmal mit einer Geldstrafe von fünfzehn Shilling laufen und der Pantscher trabt zum großen Gaudium des Publikums seelenvergnügt von dannen.

Zweiter Fall. Eine modisch gekleidete, nicht mehr ganz junge Dame, Witwe, beklagt sich bitter über das ihr von einem Freunde widerfahrene Unrecht. Sie hatte in ihrem Vorzimmer eine Büste Lord Beaconsfields stehen; der schlechte Kerl nahm das Kunstwerk und warf es, um seinen liberalen Gefühlen Ausdruck zu geben, in den benachbarten Teich. Der Richter gibt ihr lächelnd den Rat, sich eine Büste Gladstones anzuschaffen, um ihr ein gleiches Schicksal zu bereiten. Unter gesteigerter Heiterkeit des Auditoriums verläßt die gekränkte Dame im höchsten Zorne den Saal.

Jetzt betritt ein junges hübsches Frauenzimmer den Schauplatz, ihr folgt ein ziemlich dumm dreinsehender Gesell. Sie ist mit ihm seit mehreren Monaten verheiratet, hat aber keine Lust, länger mit ihm zu leben; er verdiene nichts und habe sie offenbar nur wegen ihres guten Einkommens geheiratet. Der Richter möge ihr wieder zu ihrer Unabhängigkeit verhelfen. (Gelächter.) Der Richter sieht den Jüngling etwas näher an und nickt. Er kann der energischen Dame helfen, denn er kennt den Vogel: er ist bereits mit einer andern Frau verheiratet.

Sie (entzückt): „Dann bin ich also nicht seine Frau?“

Richter: „Nein.“

Sie (mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung): „Gott sei Dank!“

Die Heiterkeit des Auditoriums hat einen Grad erreicht, der sich kaum noch mit der Würde des Ortes verträgt. Der Richter macht ein bedenkliches Gesicht — da kommt eine neue Gruppe in den Saal. Augustus Woodham hat das typische Aussehen des Londoner Dockarbeiters: Gesicht und Hände sind schon seit wer weiß wie lange mit keinem Tropfen Wasser in Berührung gekommen, ein grobes Tuch ist um den kurzen dicken Hals gewickelt, die wässerigen Augen sehen glanzlos, gleichgültig umher. Nellie, seine Frau, zeichnet sich besonders aus durch einen breiten Hut mit einer riesigen Feder, die Ohren verunzieren lange, schwere Gehänge, das rote, schwammige Gesicht ist trotzig dem Herrn zugewendet, der, ein kleines Bübchen an der Hand, dem Paare gegenüber Platz nimmt. Dieser Herr, Mr. Phillips, erhebt im Namen des Kinderschutzvereins (National Society for the Prevention of Cruelty to Children) gegen Mann und Frau die Anklage, sie hätten ihr eigenes Kind in der schändlichsten Weise vernachlässigt und gemartert.

Richter: „Welche Beweise für Ihre Anklage können Sie erbringen?“

Mr. Phillips: „Gestatten Sie mir eine Frage, Herr Richter. Für wie alt halten Sie das Kind?“

Richter: „Die Kinder dieser Leute sehen gewöhnlich jünger aus, als sie sind; ich schätze das Büblein wohl auf sechs Jahre.“

(„Vier!“ ruft jemand aus dem Publikum.)

Mr. Phillips entnimmt seiner Aktentasche ein gesiegeltes Dokument und legt es dem Richter vor. Wie das Taufregister ausweist, ist das Kind in seinem elften Jahre!

(„Entsetzlich!" aus dem Auditorium.)

Mr. Phillips: „Das Durchschnittsgewicht eines zehnjährigen Kindes ist vierzig Pfund — der Knabe wiegt gerade den vierten Teil!"

Das Publikum ist starr vor Empörung; aber der alte Richter hat Schrecklicheres gesehen. Kaltblütig verurteilt er den Mann zu sechs Monaten, die Frau zu sechs Wochen Zwangsarbeit, das Kind wird dem Armenhause übergeben.

Kaum ist die Gruppe verschwunden, so erscheint wieder ein Kind auf dem Plan. Alfred Jay, sechs Jahre alt, ist angeklagt der Unterstandslosigkeit und Vagabondage! Der halbverhungerte Knabe weiß kaum eine zusammenhängende Antwort zu geben; nur so viel ist klar: er kennt keinen Vater, kein Heim, kaum seine Mutter.

Richter zum Konstabler: „Wer ist die Mutter des Kindes?"

Der Konstabler macht eine vielsagende Handbewegung.

Auch dieses Kind wird dem Armenhause übergeben.

Es ist mir fast schlecht geworden nach diesen zwei Fällen, ich möchte am liebsten den Saal verlassen, wenn ich es thun könnte, ohne die dichte Menge von Zuschauern in Aufregung zu versetzen. Aber schon ist eine neue Gruppe erschienen. Eine seltsame Prozession! Sechsundzwanzig Söhne des himmlischen Reiches kom-

men feierlich im Gänsemarsch zur Thüre herein, hinter ihnen breitspurig, würdevoll ein starker Mann mit mächtigem Bart; man sieht es ihm sofort an: das ist ein alter Kapitän. Die sechsundzwanzig Chinesen sind Matrosen auf dem Schiffe des Kapitäns Frederick West und haben ihm in London auf einmal Vertrag und Gehorsam gekündigt. Sie gehören eigentlich nicht zu diesem westlichen Gerichtssprengel, aber durch irgend eine mysteriöse Wohnungsangelegenheit, die der Kapitän des Breiten auseinandersetzt, sind sie unter die Jurisdiktion von Marylebone geraten. Es ist für einen Londoner Richter schwer, auch nur mit einem einzigen Chinesen zu verhandeln, wie soll er mit sechsundzwanzig fertig werden? Der Kapitän weiß Rat. Er wählt von den sechsundzwanzig einige als Wortführer aus. Ho Wing, Tang Achos und Long Lai sind die sprachkundigsten und gerichtensten in der Bande, sie werden als Sprecher gewählt. Der Richter macht ihnen begreiflich, daß das Leben in einem Londoner Gefängnis keine besonderen Reize habe, nicht einmal den Reiz des Müßiggangs, denn er müßte sie zur Zwangsarbeit verurteilen, wenn sie ihren Vertrag nicht einhielten. Das leuchtet den drei Führern allmählich ein, eine Auseinandersetzung in chinesischer Sprache findet zwischen Mandanten und Mandataren statt, was im Auditorium ungeheure Heiterkeit erregt, und die Prozession zieht wieder im Gänsemarsch von dannen.

Gott sei Dank, wir haben über dem lustigen Aufzug die Bilder der armen verwahrlosten Knaben vergessen!

Der Richter legt das kluge Gesicht wieder in ernste

Falten und erteilt dem diensthuenden Beamten einen leisen Befehl. Der Mann verschwindet und kehrt nach wenigen Minuten wieder, von einem kuriosen Paar begleitet. Sie ein winziges, nicht eben schlecht gekleidetes Weiblein in mittleren Jahren, er ein alter, aber starker, breitschulteriger Mann. Sie wirft ihm einen fürchterlichen Blick zu, und er wendet den Kopf weg.

Richter: „Sie sind nicht verheiratet?"

Er: „Nein, Euer Gnaden; wir sind ein Liebespaar." (Heiterkeit.)

Richter: „Worüber haben Sie sich zu beklagen?"

Er: „Wir leben in freier Ehe, aber sie ist dem Trunke ergeben, und wenn sie angeheitert nach Hause kommt, wird sie unangenehm. Da, sehen Sie, Euer Gnaden, was sie mir da (auf das Gesicht zeigend) für Denkzeichen mit ihren Krallen hinterlassen hat."

In der That sind Stirn und Wangen des Klägers fürchterlich zerkratzt.

Richter: „Die Wunden sind frisch; wann sind Sie das letzte Mal von ihr mißhandelt worden?"

Er: „Gestern abends kam sie total betrunken nach Hause und brachte Gesellschaft mit."

Richter: „Einen Mann oder eine Frau?"

Er: „Aber, Euer Gnaden! Eine Frau, natürlich! Sie setzten sich zu Tische, ließen Schnaps bringen und machten einen schrecklichen Spektakel."

Richter: „Und was thaten Sie?"

Er: „Ich sah erst eine Weile geduldig zu, meine allzu große Geduld ist immer meine schwache Seite gewesen, Euer Gnaden; dann fingen sie an, sich über mich lustig zu machen und mich mit Schimpfnamen zu

überhäufen. Da wurde ich zornig und sagte dem fremden Weibe, sie sollte sich packen, aber sie blieb und lachte mich aus. Nun wurde ich noch zorniger und wollte sie hinauswerfen. Was glauben Euer Gnaden, was die da (auf die ‚Geliebte' zeigend) that? Sie streifte die Aermel auf, ging mit geballten Fäusten auf mich los, zerfleischte mir das Gesicht und — kurz und gut, sie wollte mich in Stücke reißen. Dann machte sie sich über die Schränke, zerbrach alles Geschirr, das ihr unter die Klauen kam, und die andre tanzte dazu wie besessen im Zimmer herum. Mitten in dem Lärm stieß sie die Kerze um — und nun war erst der Teufel los. Jetzt aber riß mir die Geduld. Sie glaubte wohl, in meinem Hause machen zu können, was sie wollte, aber ich habe ihr gezeigt, wer der Herr im Hause ist!" (Ungeheure Heiterkeit.)

Richter: „Wie machten Sie das?"

Er: „Ich suchte sie bei den Händen zu packen, aber das verdammte fremde Weib warf sich auf uns, wir rollten alle drei unter den Tisch und schrieen und bissen, bis ein Konstabler kam und uns auseinander brachte."

Richter (zu ihm): „Was wollen Sie nun?"

Er: „Ich will sie los werden."

Richter (zu ihr): „Und was haben Sie darauf zu erwidern?"

Sie: „Ich will nichts mehr von ihm wissen."

Richter: „Das ist ja die rührendste Harmonie."

Sie wird zu einer Kaution von vierzig Shilling verurteilt, damit sie daran denke, „zwei Monate lang den Frieden zu wahren".

Hierauf verläßt das „Liebespaar" den Gerichtssaal und ein neuer Casus, der letzte an diesem Vormittag, kommt an die Reihe. Der Droschkenkutscher George Queenland tritt unter Protest ein; seine stolze Haltung und sein Trotz sagen aus, daß es keine Gerechtigkeit in der Welt gibt, denn gäbe es eine, so hätte er in dieser Umgebung nichts zu suchen. Mit etwas andern Worten meldet er dies auch dem Richter, noch bevor er eigentlich das Recht hat, das Wort zu ergreifen.

„Euer Gnaden," sagt er feierlich, „man hat mich belehrt, daß ein Kutscher, wenn er das Unglück hat, vor Euer Gnaden zu erscheinen, am besten thut, so wenig als möglich zu sprechen; je weniger, desto besser. Trotz alledem fühle ich, daß es meine Pflicht ist — ich fühle, daß ich meine Pflicht gegen meine Kollegen und Mitmenschen verletzen würde, wollte ich es unterlassen, hier meine Sache zu führen."

Richter: „Aber so lassen Sie doch erst den Zeugen reden; Sie können dann ‚Ihre Sache führen', soviel Sie wollen."

Der Angeklagte schweigt, tief gekränkt, und der Konstabler erzählt, daß der Kutscher allen Befehlen der Polizei zum Trotz vor dem Waterloobahnhof auf und ab gefahren sei und dadurch eine Verkehrsstockung herbeigeführt habe. Diese Thatsache wird leider festgestellt und kann vom Angeklagten kaum geleugnet werden; nichtsdestoweniger wirft sich der Kutscher in Positur und hält seine Verteidigungsrede, wie folgt: „Ich bitte Euer Gnaden um Verzeihung; wenn Sie mir einige Aufmerksamkeit schenken wollen, so werde

ich den hohen Gerichtshof nur wenige Minuten behelligen. Ich habe fünfzehn Jahre im dritten Husarenregimente gedient, zwei Jahre lang war ich Schließer in den königlichen Gefängnissen von Holloway und Wandsworth, und vor drei Jahren hat mir der Graf Meath eine silberne Uhr für verschiedene, dem Ausschuß für öffentliche Plätze geleistete Dienste geschenkt; Euer Gnaden werden somit einsehen, daß ich strenge Disziplin gelernt habe —"

Der Richter gibt Zeichen von Ungeduld, aber der Kutscher fährt fort: „Ich bitte, nur noch wenige Minuten mit mir Geduld zu haben, ich bin gleich fertig. Ich frage Euer Gnaden, ob es wahrscheinlich ist, ja ob es möglich ist, daß ein alter Soldat, ein im Dienste unsrer Majestät beinahe grau gewordener Mann, es übers Herz bringen wird, sich den Befehlen oder Weisungen oder auch nur wohlgemeinten Ratschlägen zu widersetzen? Freilich, die Polizeivorschriften in Bezug auf den Standplatz der Droschkenkutscher vor den Bahnhöfen — —"

„Alles rennet, rettet, flüchtet," der Saal hat sich bei dem Wortschwalle des Dauerredners beinahe vollständig geleert; nur der arme, alte Richter kann seinem Peiniger nicht entrinnen.

Und als ob der boshafte Cabman sich rächen wollte für die Strafe, der er, wie er offenbar weiß, nicht entgehen wird, erzählt er ein Langes und Breites über die mangelhafte Fahrordnung, macht den Richter mit seinen Reformplänen bekannt, gelegentlich kommt er sogar auf seinen eigenen Casus zu sprechen. Gegen ein Uhr hat er eben dem Verhältnisse der Lohnkutscher

zum Publikum eine neue sozialpolitische Seite abgewonnen; da reißt auch de Rutzen, wie dem „freien" Ehemanne von oben, die Geduld: er legt ihm eine Geldstrafe von zwei Shilling und sechs Pence auf und läuft davon. Der Kutscher grinst und zieht die Börse, aber bevor er zahlt, hält er noch dem zurückgebliebenen Beamten einen Vortrag darüber, wie die Geldstrafe den Charakter und die Moral der Droschkenkutscher verderbe.

Drei Sylvesterabende.

Wenn der englische Student seine akademischen Prüfungen bestanden hat, so stehen ihm eigentlich nur drei Wege offen, um sein tägliches Brot zu verdienen: die Kirche, die Advokatur und die Schule. Das Studium der Medizin und die technischen Wissenschaften haben in England so ziemlich nichts mit den eigentlichen, den alten anerkannten Universitäten zu thun. Von den zweitausend jungen Männern, welche alljährlich als „fertige Leute" Cambridge und Oxford verlassen, hat keiner mehr als die brotlosen Künste der Gottesgelahrtheit, der Weltweisheit und der toten Sprachen erlernt.

James Bradley hatte alle drei Künste bis zu einem hohen Grade bemeistert, und die weisen Herren in Oxford hatten ihm durch Verleihung von allerlei Auszeichnungen und Preisen die Gelehrtenlaufbahn in jeder Weise geebnet. Es stand ihm nun frei, in Oxford zu bleiben, sein Stipendium behaglich zu verzehren und auf die nächste Pfründe oder eine ebenso fette Professur zu warten; eines oder das andre war ihm sicher. Aber Bradley sehnte sich hinaus aus dem halb klöster-

lichen Leben der mittelalterlichen Stadt, und da gab es nur einen Beruf, der ihm Freiheit und Unabhängigkeit versprach: die Advokatur. Für die Schule und die Kirche war er zu weltlich; wenigstens seiner Ansicht nach. In Wahrheit lag die Sache wohl so, daß ihm Schule und Kirche zu bekannt waren, während das Leben eines Rechtsfreundes in London ihm tausend neue Freuden versprach. Sein Vater, ein wenig bemittelter Pfarrer, der überdies, wie alle englischen Pfarrer, mit mehreren Töchtern gesegnet war, hatte gegen die Wahl seines Sohnes nichts einzuwenden. Die Vertreter der sogenannten gelehrten Berufe fühlen selten das Bedürfnis, ihren Söhnen das vornehme Elend, welches sie selbst bis auf die Neige ausgekostet haben, besonders zu empfehlen. So kam James Bradley nach London, warf sich mit Feuereifer auf Coke und Blackstone, die großen Autoritäten auf dem Gebiete des englischen Rechtes, praktizierte bei einem Advokaten, aß die vorgeschriebene Anzahl Diners in Lincolns Inn, dem altehrwürdigen Versammlungsorte der Londoner Juristen, und nachdem er die letzte Prüfung, wie alle vorhergehenden, mit Glanz bestanden hatte, wurde er zum Bar berufen, das heißt, er war Advokat mit dem Rechte, vor jedem Gerichtshofe zu plaidieren. Bradley kaufte sich die unentbehrliche Perücke und den ebenso unentbehrlichen schwarzen Talar — denn mehr noch als Gesetz und Recht selbst erben sich in England die Formen des Rechtslebens wie eine ewige Krankheit fort — und wartete in seiner bescheidenen Wohnung im Hause der Templer, gerade gegenüber dem Justizpalaste, auf

seinen ersten Prozeß. Er wartete geduldig Wochen und Monate — aber der Prozeß wollte nicht kommen. Ein Londoner Barrister ist nämlich die boshafteste Ironie auf die Standesehre und das Standesbewußtsein der Advokaten. Der Barrister ist ein so vornehmes, so auserwähltes Glied der menschlichen Gesellschaft, daß er erhaben ist über die gemeinen Dinge dieser Welt — in der Theorie. Er führt nie einen Prozeß, um einem Klienten zu seinem Gelde zu verhelfen — ein Barrister und Geld! Pfui! Dem Barrister ist es nur um das Recht, um das ideale, aller materiellen Erwägung entrückte Recht zu thun, der Klient und sein Interesse kommen für ihn nicht in Betracht. Beweis: Der Barrister kommt mit seinem Klienten nicht in Berührung, seine geheiligte Person wird durch den Verkehr mit der untergeordneten Kaste der Geschäftsleute nicht befleckt. Die Kluft zwischen dem Barrister und dem Klienten überbrückt ein andrer Advokat, ein Advokat zweiter, minderer Kategorie, der Solicitor. Der hat keine Universitätsstudien in Cambridge oder Oxford absolviert und ist nie zum Bar berufen worden; er hat auch nicht das Recht, vor den hohen Herren des Justizpalastes zu plaidieren. Aber dafür darf er mit dem Publikum verkehren. An ihn wendet sich die rechtsbedürftige Partei, er prüft die strittige Angelegenheit, er leitet den Prozeß ein, und er ist es auch, der dem Barrister den Auftrag und die Moneten überbringt.

Sehnsüchtig wartete also Bradley auf das Erscheinen dieser wichtigen Mittelsperson, aber kein Solicitor ließ

sich blicken. Wenn es ein Trost ist, Unglücksgenossen zu haben, so fehlte es dem jungen Barrister nicht an ausreichendem Troste. Das Templergebäude in London steckt bis an den Dachboden voll von solchen vornehmen, dem Publikum unzugänglichen, halb verhungerten Juristen, die beim besten Willen, bei der größten Begabung nicht im stande sind, auch nur einen Finger zu rühren, um zu einem Klienten zu kommen. Bekanntschaft in den Kreisen der Solicitors, Protektion, gesellschaftliche Talente, hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des Cricket und andrer Nationalspiele sind das einzige Heil für den jungen Barrister. James Bradley aber hatte immer zu sehr in den Büchern gelebt, um die Gesellschaft und ihre Bedürfnisse zu kultivieren, und auch darin hatte er eine Menge Genossen: die meisten seiner Kollegen waren Büchermenschen, daher einsam und verlassen wie er.

Volle zwölf Monate waren dahingegangen, seitdem er sich Perücke und Talar angeschafft hatte; am letzten Abend dieses langen, an Enttäuschungen überreichen Jahres saß er allein in seinem Zimmer, und die ganze Trostlosigkeit seiner Lage stand greifbar, jede Beschönigung zurückweisend, vor ihm. Das Universitätsstipendium war längst auf einen andern übergegangen, die Ersparnisse hatten die vielen Diners in Lincolns Inn und der standesgemäße Aufwand verschlungen — und von seinem alten, abgearbeiteten Vater kamen Briefe, die ihm zeigten, wie sehr die Familie darauf wartete, in dem einstigen Wunderkinde, dem glänzenden, vielfach ausgezeichneten Schüler und jetzigen Lon-

doner Advokaten die dringend ersehnte Stütze zu finden. Wie selbstsüchtig war es gewesen, phantastischen Grillen zuliebe, die sichere, an Lohn und Ehren reiche Laufbahn eines Geistlichen oder Schulmannes zu verschmähen, wie kindisch, vom Stande eines Barristers Freiheit, Unabhängigkeit, ungebundene Lebensfreude zu erwarten! Und er hatte doch das Menschenmögliche gethan; Tag für Tag hatte er sich im Justizpalaste den Solicitors und vielbeschäftigten Advokaten gezeigt — hatte immer wieder gehofft, durch seine Universitätskollegen, durch seine glänzende Studentenlaufbahn Beachtung zu finden — und es war alles umsonst gewesen!

An diesem Sylvesterabend sah er den Zusammenbruch aller seiner Hoffnungen, das Ende eines langen Kampfes klar vor sich, und mußte es sich gestehen: er war geschlagen, eine gründlichere und unverdientere Niederlage hatte noch nie jemand erlitten.

James Bradley hatte Scharfsinn und Mut genug, um seine Lage mit voller Klarheit zu erfassen. Es gab nur eine Alternative — das Ende, das unbedingte, unwiderrufliche, oder einen neuen Anfang in einem neuen Beruf. Als er die Details des ersten Ausweges erwog, stellte es sich heraus, daß er für diese Methode zu schwach und zu stark war; er fühlte, daß er trotz aller Enttäuschungen doch noch Kraft genug hatte, das Leben von neuem zu beginnen. Und kaum hatte er die krankhafte Schwermut der Unentschiedenheit überwunden, als er auch schon eine nie gekannte Genugthuung empfand. Die Wahl des neuen Berufes war, da die verlockende Chimäre der Advokaten-

laufbahn aufgegeben werden mußte, im Augenblick getroffen. Bradley öffnete die unterste, tiefe Schublade seines Schreibtisches — sie war bis hinauf mit Manuskripten gefüllt. Mit einer zornigen Handbewegung fegte er Bücher und Hefte vom Tische; da lagen Coke und Blackstone und andre Autoritäten schmählich im Staube, der in nicht geringer Menge den nackten Fußboden bedeckte. Bradley hatte seit Monaten den Zins nicht mehr regelmäßig gezahlt. Jetzt holte er die Manuskripte aus der Schublade hervor. Es wurde ihm ganz warm ums Herz, als er seine eigene Schrift auf den sauberen Blättern wieder erkannte. Hier waren es Verse in Reih' und Glied, Schar um Schar, Schar um Schar — ein ganzes Heer; hier waren es eng beschriebene Blätter, jedes Stückchen weißen Raumes sorgfältig ausgenützt, als hätte der Schreibende gefürchtet, das Papier würde nicht langen für die Fülle der Gesichte; wieder andre zeigten die unregelmäßigen Zeilen des Dialogs — dramatische Versuche, Fragmente, aber auch ganz ausgearbeitete Stücke. Bradley hatte im Gymnasium bei Mitschülern und Lehrern als Dichtergenie gegolten, auf der Universität war ihm mancher Preis zu teil geworden, und so manche Nacht hatte er in wachen Träumen am Schreibtische durchjubelt. Aber Bradley hatte im Hause seines Vaters eine harte Schule der Entbehrungen durchgemacht, und es war eine selbstverständliche Sache gewesen, sich nach einem brotbringenden Berufe umzusehen; in diesem Lichte aber hatte Bradley die Litteratur niemals betrachtet. Jetzt erst, da durch die Thatsachen der Traum vom

glänzenden Einkommen des Barristers zerstört und die Not vor der Thür war, jetzt erinnerte sich Bradley, daß so mancher Kollege vom Barreau ein recht annehmbares Einkommen durch die Feder erwarb, und nun stand sein Entschluß fest, es mit der Schriftstellerei als Lebensberuf zu versuchen. Er war selbst erstaunt, wie leicht es ihm wurde, sich in diesen neuen Gedanken hineinzuleben, wie zuversichtlich er, der Schiffbrüchige, den unbekannten Boden betrat. Freilich war die Schriftstellerei so ziemlich das einzige, was er ergreifen konnte, da sie ein baldiges, wenn auch noch so geringes Einkommen versprach; aber Bradley war ehrlich genug, sich zu gestehen, daß dieser allerdings zwingende Grund nicht die eigentliche Ursache war, weshalb er sich so überraschend schnell mit dem neuen Versuche vertraut gemacht hatte. Jetzt wußte er es: als guter Sohn hatte er seine innerste Neigung unterdrückt, sein Herz gehörte der Litteratur.

Mit dem neuen Jahre begann die neue Carriere. Gleichzeitig wurden Manuskripte einem Dutzend Redaktionen überreicht: Gedichte, Abhandlungen, Satiren, eine kleine Novelle. Aber mit wunderbarer Schnelligkeit kamen die Manuskripte zurück! Der eine Herausgeber bedauerte höflich, der andre grob, doch alle waren darin einig, daß sie auf die Beiträge nicht reflektierten. Mit bitterer Selbstverhöhnung holte Bradley seine Preise und Auszeichnungen aus dem Schreibtische hervor — welch ein öder Schwindel, diese Schulen und Universitäten! Was dort die gelehrten Häupter zu Lob und Auszeichnung entzückte, das war

in der Welt nicht so viel wert, um einem Hungernden ein Stück trockenes Brot zu verschaffen! Oder hatte er über dem trockenen Rechtsstudium am Ende alles Talent verloren? Der Gedanke trieb ihm alles Blut aus dem Herzen; er mußte sich Gewißheit verschaffen.

Es gab nur einen Menschen in London, an den er sich wenden konnte; das war sein Universitätsgenosse Trevor, der in Oxford für einen unerbittlichen Kritiker gegolten hatte und diesen Namen vollauf verdiente. Trevor hatte ein kleines Vermögen und lebte in stiller Zurückgezogenheit in einem ärmlichen Bezirke Londons, mit der Vorbereitung für die politische Laufbahn beschäftigt. Trevor bewies seine Unerbittlichkeit auch dem alten Freunde gegenüber. Die Gedichte schob er ungelesen beiseite, denn die kamen, soweit er den litterarischen Markt kannte, überhaupt nicht in Betracht; die Essays über einige alte Griechen und Römer wies er nach flüchtiger Lektüre entschieden zurück, die Novelle wurde zum genaueren Studium behalten. Soweit war der Besuch bei dem Freunde sehr lehrreich, aber auch sehr trostlos gewesen. Doch Trevor blieb bei der Kritik nicht stehen.

„Armer Bradley!“ sagte er, „du bist nicht der erste und wohl auch nicht der letzte Barrister, der unmutig die Perücke wegwirft und zur Feder greift. Aber noch keiner vielleicht hat den litterarischen Beruf mit deiner Naivetät begonnen. Gedichte, Essays — wer zum Kuckuck braucht heute derlei Makulatur? Als Aufputz oder Lückenbüßer mag ja ein oder das andre

Blatt gelegentlich so etwas bringen, aber unter normalen Verhältnissen — das wäre heller Wahnsinn! Doch du pflegtest ja auf der Universität so vielerlei zu schreiben; ist das alles, was deine Mappe enthält?"

„Meine Mappe?" lachte Bradley. „Ich habe eine große Schublade voll von Manuskripten."

„Um des Himmels willen doch nicht lauter Gedichte und Essays?"

„Es sind auch Dramen darunter."

„Dramen! Griechen und Römer, wie ich dich kenne, wie?"

„Laß' sehen: eine Aspasia, eine Roxana, ein Stück ‚Titus und Berenice'" —

„Natürlich," lachte Trevor, „lauter antike Tragödien, sonst nichts?"

„Doch — ich habe ein Stück, das weder eine Tragödie, noch eine Komödie, noch ein Schauspiel, das überhaupt kein Stück ist. . . ."

„Ja, wozu hast du dann das Zeug geschrieben?"

„Um mir vor dem Stoffe Ruhe zu verschaffen, er verfolgte mich Tag und Nacht, und das bloße Niederschreiben bereitete mir ein ungeheures Vergnügen, obgleich ich sehr genau wußte, daß es schlechtweg Zeitverschwendung war."

„Du bist viel unvernünftiger, als ich glaubte. Was ist das eigentlich für ein verrücktes Stück?"

„Es ist ein Märchen und heißt: ‚Wie die Prinzessin wieder zu lachen begann'. Ich habe die Geschichte als Kind von unsrer irischen Köchin gehört — wieso das alte Märchen mir gerade in Oxford wieder einfiel und

worin der Zauber lag, mit dem es mich zwang, ihm Form und Gestalt zu geben, ist mir selber ein Rätsel, aber es ist so."

„Ich bin ganz neugierig geworden, bringe mir doch nächstens das Ding. Aber davon wirst du wohl nicht leben können, wie? Also sehen wir, was sich thun läßt."

Trevor gab sich ehrliche Mühe, dem Freunde zu helfen, es gelang ihm in der That, Bradley zu einigen Wochen- und Monatsschriften Zutritt zu verschaffen. Die Stoffe, welche ihm die Herausgeber empfahlen, waren nicht nach seinem Geschmacke, denn mit seinem Gemüte war er weit, weit vom kleinlichen Getriebe der Großstadt entfernt, und er hatte keinerlei Interesse für die sogenannten Tagesfragen, welche die Blätter nicht müde wurden, Tag für Tag, Woche um Woche zu diskutieren. Aber die Not lehrte ihn, halbwegs brauchbare Artikel zu stande zu bringen, wenn sie auch immer mit Widerstreben geschrieben und offenbar auch mit einem gewissen Widerstreben angenommen wurden.

Er verdiente blutwenig, gerade nur so viel, um das Scheinleben eines Barristers im Hause der Templer fortsetzen zu können.

Darüber verging wieder ein Jahr. Der Abschluß an diesem Sylvesterabend war noch trauriger als im Jahre vorher. Daß er als Barrister keinen Erfolg hatte, das lag in den Umständen oder konnte wenigstens so erklärt werden, seine persönliche Bedeutung kam dabei nicht zu Schaden, denn es wurde ihm ja keine Gelegenheit geboten, von seinem Scharfsinne und seiner

Rednergabe auch nur eine einzige Probe zu geben. Aber der unzweideutige Mißerfolg auf dem Felde der Litteratur traf Bradley ins Herz. In einer Stadt, wo Tausende von ihrer Feder lebten, Ruhm und Reichtum erwarben, war für ihn kein Platz vorhanden, die zahllosen Tagesblätter, die Wochen-, Monats-, Vierteljahrsschriften — sie alle hatten für seine Leistungen nur eine widerwillige Verwendung! Wenn er es genau bedachte, wurden ihm seine Artikel eigentlich nur aus Mitleid gedruckt oder aus Rücksicht auf Trevor.

James Bradley, dem jede Universitätscarriere offen gestanden hatte, lebte von den Almosen eines oder des andern gutmütigen Redakteurs! Der Einwand, daß diese Art von Schriftstellerei seiner Eigenart nicht entspräche, war ihm längst kein Trost mehr, denn Trevor hatte alle seine Manuskripte gesehen, einige von ihnen sogar behalten, zum Beispiel die Novelle und das Märchen: „Wie die Prinzessin wieder zu lachen begann", und was war das Ergebnis? Nicht einmal eine Antwort hatte er, Bradley, erhalten; freilich steckte der Freund Hals über Kopf in der Politik, aber das schonende Schweigen Trevors war ein Urteil, das keiner weiteren Bestätigung bedurfte.

Also vollständiger Bankerott!

Ein Menschenleben mehr oder weniger — was liegt daran? Aber der Vater, der gute, alte Vater in dem kleinen Dorfe, inmitten der vertrauten, jetzt wohl schneebedeckten Landschaft! Der saß in seiner kleinen Stube und wiederholte die Predigt für den Neujahrstag. Und Bradley sah sich in der kalten

Kirche, im geräumigen baldachinartigen Stuhle, und es fielen ihm die Worte ein, die er vor vielen Jahren an einem Neujahrstage von seinem Vater gehört hatte. Der Glaube säet und harrt; die Sünde säet und zittert; die Thorheit säet und vergißt. Hatten sie nicht beide gesäet, Vater und Sohn, ehrlich, voll Glaube und Hoffnung? Aber wo war die Ernte geblieben?

Eine tiefe, schmerzliche Sehnsucht nach dem alten Vater erfaßte Bradley. Scham und Stolz hatten ihn immer wieder davon abgehalten, den stürmisch verlangten Besuch in dem Pfarrhäuschen abzustatten; jetzt entschloß er sich dazu — sein Stolz war vollständig gebrochen. Am Tage darauf fuhr er in die Heimat. Zu Hause schien es wie ein Traum. War er wirklich der heruntergekommene Advokat und talentlose Journalist, der dankbar die Brosamen auffraffte, die von den überladenen Tischen reicher Redakteure fielen? Der alte Vater wußte sich nicht zu fassen vor Freude, die Schwestern behandelten ihn, als wäre er ein Prinz, dem es gefallen hätte, ihre Hütte großmütig mit seinem Besuche zu beglücken, und das ganze Dorf, vom letzten Bäuerlein bis zum Gutsbesitzer, war in Aufregung über das große Ereignis. Erst senkte er den Kopf und hätte laut aufjammern mögen über diese Ironie, aber der Friede, das Glück in dem kleinen Häuschen wirkten wie ein Zaubertrank auf sein Gemüt. Die Jahre des Londoner Elends waren weggeweht, und er scherzte und lachte wieder wie ein harmloses, fröhliches Kind. Zum erstenmal seit langer, langer Zeit stellte sich der Schlaf pünktlich ein, erquickend

und stärkend, und am andern Morgen sah Bradley die Welt wieder jung und neu. Wie feige, wie lächerlich, so rasch den Kampf aufzugeben! Er muß nach London zurück und die schriftstellerische Laufbahn von neuem beginnen; er wollte nicht mehr im Sinne und Stile seiner Auftraggeber schreiben, denn da würde er es sein Lebtag zu nichts bringen; selbständig, aus dem innersten Herzen heraus wollte er schaffen, und wenn es noch so lange dauerte, bis die Anerkennung kam, sie mußte endlich kommen.

Der Vater und die Schwestern waren sehr traurig, als er Abschied nahm. Die stumme Frage in ihren Augen, die Bradley sehr wohl verstand, schnitt ihm in die Seele, stählte ihn aber noch mehr: jetzt an die Arbeit, frisch und unverzagt, der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Eine ganze Woche lang trug er den neuen, selbstgewählten Stoff mit sich herum, eine ganze zweite Woche feilte und feilte er, und als das Ding fertig war, siehe! da hieß es „Londoner Idyll" und war ein langes Gedicht. Bradley fühlte sich ganz glücklich über das vollendete Werk und las mit Hochgenuß bald diesen, bald jenen Vers, der ihm besonders gelungen schien, und er konnte sich nicht satt sehen an dem Stück beschriebenen Papiers. Aber — — zwei Wochen, und gar kein Verdienst! Die Wirtin machte, als sie zum Frühstück deckte, ein äußerst bedenkliches Gesicht, und nur die ungewöhnliche echte Heiterkeit des Barristers hielt sie davon ab, unangenehm zu werden. Gleich in den ersten Vormittagsstunden war er auf dem Wege zur Redaktion des angesehensten Londoner

„Magazins“; es war wohl geringe Aussicht, den faulen Herausgeber so früh auf der Bude zu finden, aber Bradley hatte keine Geduld, stille zu sitzen. Und der große Mann war wirklich ausnahmsweise schon um elf Uhr zu sprechen und ausnahmsweise in der besten Laune von der Welt.

„Ah, Bradley! Sie haben sich eine Ewigkeit nicht anschauen lassen. Haben Sie Manuskript? Ja, das ist schön. ‚Londoner Idyll‘ — Verse! Um des Himmels willen, Mensch, sind Sie übergeschnappt? Was fange ich mit Versen an? In der vorletzten Nummer Verse von Kipling, in der letzten von Watson, in der nächsten von Crane, lauter Dinge, die ich bringen muß, denn ich kann mir's mit diesen berühmten Leuten nicht verderben — aber ich bin verzweifelt; wenn das so fortgeht, laufen mir meine Leser aus lauter Respekt vor Kipling, Watson und Crane haufenweise davon! Und jetzt kommen Sie auch noch mit Versen daher! Nein, Bradley, das habe ich wahrlich nicht um Sie verdient!“

Hätte der fette Herausgeber eine Ahnung davon gehabt, was in der Seele des Barristers vorging, seine gute Laune hätte einige Trübung erfahren. In der That machte ihn ein gewisser Ausdruck in den Augen Bradleys stutzig, und er übernahm das Manuskript — „zur gewissenhaften Lektüre“.

Noch ein zweites und drittes Mal versuchte es der arme Teufel, sich selbst zu genügen — das Resultat war rückständiger Mietzins, die schmalste Kost, die er jemals im Leben bekommen, und eine jämmerliche Verbitterung gegen sich und die Welt. Als das neue

Jahr über das Kindesalter hinaus war und der Frühling dem Sommer Platz zu machen begann, war er wieder in der journalistischen Tretmühle drinnen, und bei dem Hasten nach dem elenden Verdienst flogen Wochen und Monate dahin. Einen Vorzug hatte diese Thätigkeit jedenfalls; sie ließ ihm zum Nachdenken keine Zeit.

In dem Garten vor dem Templerhause blühten bereits die Astern, als Bradley von seiner älteren Schwester ein Schreiben erhielt, das ihm von der Krankheit des Vaters berichtete und ihn dringend bat, wenn auch für noch so kurze Zeit nach Hause zu kommen. Das hatte gerade noch gefehlt! Er hatte in schlaflosen Nächten das Eintreffen eines solchen Schreibens vorausgesehen und sich selbstquälerisch die Marter des Unvermeidlichen ausgemalt; aber jetzt, da das Unvermeidliche eingetroffen war, wirkte es viel grauenhafter, als er sich es jemals hatte ausmalen können. Jetzt wurde von ihm, dem Hilflosen, dringende Hilfe erwartet! — In aller Eile packte er seine sehr geringe Toilette zusammen, und noch am selben Nachmittag saß er am Bette des Vaters und streichelte dessen asketische Hand. Der Greis war nicht eigentlich krank, nur sehr schwach und offenbar von schweren Sorgen gequält. Und als ob er fürchtete, es könnte leicht zu spät werden, sprach er sich gleich zum Sohne aus. Er hatte erfahren, welchen Kampf sein bewunderter James in dem Babel von einer Hauptstadt zu bestehen hatte, und die Sorge um ihn und seine zwei unversorgten Töchter hatte ihn aufs Krankenlager geworfen; nun hatte er den Sohn berufen, um ihn

zu beschwören, den aussichtslosen Kampf aufzugeben, nach Oxford zurückzukehren und sich dem geistlichen Berufe zu widmen: besser ein Jahrzehnt als ein ganzes Leben zu verlieren. James küßte dem Vater, der erschöpft auf die Kissen gesunken war, die Hand und bat um einige Tage Bedenkzeit. Dann eilte er hinaus und stürmte durch Wiesen und Wälder — spät in der Nacht kehrte er in das Pfarrhaus zurück, entschlossen, dem Vater und den Schwestern dieses Opfer zu bringen.

Nach wenigen Stunden unruhigen Schlafes war er der erste im Wohnzimmer. Auf dem Kaminsims lehnte ein Brief gegen die Porzellanschäferin; er war an ihn adressiert. Zögernd und methodisch öffnete er das Couvert — wieder eine Absage von einem Redakteur? Ein Zeitungsausschnitt! „Im Drury Lanetheater werden mit großem Eifer die Vorbereitungen für die Aufführung der diesjährigen Weihnachtspantomime getroffen, die eine neue Epoche in der Geschichte dieser Gattung bedeutet. Sie heißt „Wie die Prinzessin wieder zu lachen begann“ — die herrlichste Märchenpoesie, die wir seit vielen Jahren in englischer Sprache gehört. Direktor und Schauspieler sind von dem Werke entzückt und erwarten mit Bestimmtheit einen noch nie dagewesenen Erfolg. Der glückliche Verfasser ist James Bradley, Barrister.“

Das Blatt entfiel seiner zitternden Hand — das Zimmer schwamm in einem plötzlichen Nebel — er taumelte.

Eine Schwester ergriff seine Hand.

„Was ist dir, James?“

Statt aller Antwort umarmte und küßte er sie und eilte mit ihr zum Vater hinauf. Dort wurde die Geschichte der letzten drei Jahre erzählt. . . .

Und wieder war der Sylvesterabend gekommen. In einer Loge des Drury Lanetheaters saß der Greis zwischen seinen Töchtern; hinter ihnen, dem Publikum unsichtbar, stand in tadelloser Balltoilette James. Der Alte lauschte auf die Musik der Verse, die von der Bühne her an sein Ohr schlugen, und bemerkte nicht die zahllosen Operngläser, die auf ihn und seine Töchter gerichtet waren; wie ein Blitz hatte sich die Nachricht verbreitet, daß der Dichter mit Vater und Schwestern im Theater sei. Als der Vorhang über den ersten Akt fiel, brauste ein Sturm von Beifall durch das Haus; namentlich die Kinder, welche mit glühenden Wangen und blitzenden Augen in die Hände klatschten, konnten sich gar nicht zufriedengeben vor Entzücken. Als sich der Sturm ein wenig gelegt hatte, ging die Thüre zur Loge auf, und ein befrackter Herr um den andern erschien, um dem Vater zu einem solchen Sohne, den Schwestern zu einem solchen Bruder zu gratulieren. Ein Theaterdirektor um den andern, ein Redakteur um den andern wurde dem Alten vorgestellt; er hätte sich's nie träumen lassen, daß die Welt so viele Theaterdirektoren und Redakteure enthielte.

„Morgen erscheint Ihr ‚Londoner Idyll' an erster Stelle in meinem Magazin," sagte der dicke Herausgeber.

„Nächste Woche beginnen wir mit Ihrer Novelle," sagte eine andre Stimme.

„In unsrer nächsten Nummer kommt Ihr Essay als erster Artikel," ließ sich eine dritte Stimme vernehmen.

James beugte sich zu seinem Vater nieder.

„Erinnerst du dich deiner Neujahrspredigt nach dem Sommer mit der Mißernte? Du hast recht gehabt: Der Glaube säet und harrt, die Thorheit säet und vergißt."

Die Weisheit des Brahmanen.

In hoffnungsvoller Erwartung fuhr ich durch die naßkalte Februarnacht auf die Reichsanstalt zu. Die Einladungskarte sprach von einem „indischen Abend", und meine Einbildung zauberte ein Stück Tropenlandschaft mit üppiger Vegetation und buntem Farbenreichtum mitten in den kahlen nordischen Winter hinein. Enttäuschung, Ernüchterung, fast Widerwillen packte mich, als ich den großen Saal des „Imperial Institute" betrat. Das grelle elektrische Licht zeigte einige gemütskranke Palmen — das war alles, was irgendwie an den Süden erinnern konnte; sonst eine alltägliche Salonmenge in Schwarz und Weiß, das öde Einerlei eines langweiligen Empfangsabends, wie man ihn jede Woche in London erlebt. Lange Reihen ordinärer Sessel, von denen aus alte Herren und junge Damen, Väter und Töchter, gelangweilt auf die Musiker sehen, die ebenso gelangweilt pflichtschuldigst ihrem lärmenden Geschäfte obliegen; einzelne Gruppen von hübschen Gestalten, wo feurige braune Augen blonden Schönheiten stumme Komplimente machen, während der

Mund leere Redensarten hervorbringt; hie und da ein Mann von Namen und Ruf; dort oben die Erfrischungen, bestehend aus Thee, Limonade und Kuchen — welch' ein Gegensatz zu dem Bilde, das die Einladungskarte heraufbeschworen hatte! Inder waren da, gewiß, in Hülle und Fülle, aber gerade die waren es, die meinen Widerwillen erregten: die interessanten Kinder der Sonne, des Lichtes, der Farbe waren in Frack und weißer Krawatte erschienen, die unterdrückten Nachkommen von Kriegern und Priestern plauderten und scherzten mit ihren Unterdrückern im besten Englisch der Welt und aßen behaglich ordinären Londoner Kuchen zu ihrem heimatlichen Thee!

„Leben Sie wohl!" sagte ich zu meinem Freunde, der mir die Einladung verschafft hatte. „Sie haben es gut gemeint, und ich danke Ihnen; aber ich langweile mich zu sehr."

„Sie sind zu ungeduldig," erwiderte der liebenswürdige Mann; „der Prinz So-und-so (es ist nicht möglich, die indischen Namen nach dem Gehör zu wiederholen) wird erwartet, ein überaus interessanter, geistreicher junger Mann, den dürfen Sie nicht versäumen. Da — alles sieht auf einmal zur Thüre hin — er dürfte es sein."

Endlich ein Inder in einheimischer Tracht! Wahrhaftig, ein prächtiges Exemplar! Auf einem schlanken Leibe, dem das bunte Gewand vortrefflich steht, sitzt ein kleiner Kopf, der unter dem Turban noch kleiner erscheint; unter der schmalen, glatten Stirne wölben sich die feinen Augenbrauen so zierlich und regelmäßig, als wären sie gemalt; hinter langen Wimpern blitzen

zwei dunkle Sterne hervor. Der junge Mann ist in seinen Bewegungen sehr ruhig und gemessen; aber wie viele Mühe hat es dem Hofmeister an seiner Seite wohl gekostet, der Natur dieses Zugeständnis abzutrotzen!

Das Auge überfliegt den Saal und saugt förmlich das Neue in sich auf; der Blick haftet bald auf dieser, bald auf jener anmutigen Mädchengestalt — diese Glut, diese Lebensfreude hinter der Maske von unbeweglicher Ruhe . . .

Der Prinz wird von den hohen Herrschaften in Empfang genommen, der Hofmeister zieht sich unbeachtet in die Ecke des Saales zurück. Seine Ruhe ist echt. Ein ergrauender Bart umsäumt ein blasses Gesicht; die Augen sehen ausdruckslos, verschleiert in die Menge hinein. Das ist der Brahmane So-und-so, eine Leuchte indischer Gelehrsamkeit, der Begleiter des Prinzen auf seiner Reise durch England.

„Mr. Pitman," sagte ich zu meinem Freunde, „wollen Sie mich dem Brahmanen vorstellen?"

„Vorstellen kann ich Sie schon, aber Sie werden nicht viel Freude an dem sauertöpfischen Gelehrten erleben. Wie Sie wollen."

„Also stellen Sie mich vor! Und lassen Sie uns allein."

„Natürlich," lachte Mr. Pitman, „damit Sie ungestört hochverräterische Gedanken gegen England austauschen können, nicht wahr? Das kommt von unsrer Milde; wenn wir ein Sibirien hätten oder eine Teufelsinsel — —"

Er stellte mich als einen Fremden vor — er be-

tonte den Fremden ganz besonders — der sich freue, das schöne Einvernehmen zwischen Indern und Engländern mit eigenen Augen zu sehen. Dann blinzelte er mich ironisch an und ging.

„Ich war eben im Begriffe, den Saal zu verlassen," sagte ich, „als Sie kamen. Jetzt freue ich mich, daß ich geblieben bin."

Der Brahmane sah mich mit seinen melancholischen Augen fragend an.

„Die Gesellschaft langweilt mich, ärgert mich sogar."

„Es ist sehr lustig hier," erwiderte er und sah in die Menge hinein; „Spiel, Gesang, schöne Frauen — was wollen Sie noch? Sehen Sie nur, wie sich meine Landsleute unterhalten!"

„Gerade das ärgert mich an Ihren Landsleuten, daß sie sich so munter unterhalten! Und dazu noch im Frack und weißer Krawatte — ich bin hergekommen, um ein Stück lebendiges Indien zu sehen und was finde ich? Inder, die sich alle Mühe geben, als Engländer zu erscheinen!"

Der Brahmane wandte mir das Gesicht voll zu und sah mich eine gute Weile an.

„Das ist erst recht lustig," sagte er mit feinem Lächeln.

„Das finden Sie amüsant, daß ein Volk von so uralter Gesittung, ein Volk mit dieser Vergangenheit sich so leicht aufgibt und die Lebensweise der Unterdrücker nachzuahmen versucht?"

Der Blick des Brahmanen streifte flüchtig über die Gesellschaft hin, dann kehrte er zu mir zurück.

„Die Engländer sind nicht unsre Unterdrücker, und diese jungen Leute sind nicht das Volk."

„Ich habe mich vielleicht schlecht ausgedrückt. Sagen wir nicht Unterdrücker, aber die Herren doch gewiß?"

„Unsre Herren? Vielleicht in dem Sinne, daß der Starke den Schwachen beherrscht."

„Und die Schwachen scheinen sich freudig in die Ueberlegenheit der Starken zu fügen?" fragte ich und wies auf die lebhaften braunen Gestalten, die mit strahlenden Augen von einer Schönheit zur andern eilten, plaudernd, lachend, offenbar über die Maßen vergnügt.

Der Brahmane schwieg eine Weile, dann sagte er ruhig und sanft:

„Je mehr die Inder ihre Herren bewundern, desto besser für die Inder."

„Sie sind ein sehr loyaler britischer Unterthan," sagte ich.

„Sie irren sich," erwiderte er, „mein Prinz und ich, wir sind Freunde, Verbündete, nicht Unterthanen der Engländer; wir sind aus einem selbständigen Reiche."

„Ich kenne manchen Inder in London," sagte ich, „aber ich bin noch nie einem solchen Bewunderer — darf ich sagen: Verehrer? — der Engländer begegnet. Sind Sie vielleicht zum erstenmal in England?"

„Ich habe meine Jugendjahre in England verbracht."

„Das erklärt Ihr vortreffliches Englisch."

Der Brahmane verbeugte sich leicht.

„Ich absolvierte meine Studien in Oxford und

bewarb mich nicht ohne Erfolg um Preise für englische Poesie."

„Es wundert mich, daß Sie nicht in England geblieben sind, wie so viele Ihrer Landsleute, die sich ganz anglisieren."

„Aber ich habe mich nie anglisiert," sagte er und wies lächelnd auf sein buntes, weites Gewand. „Ich bin ein Inder, Indien ist meine Heimat, und was ich in England gelernt habe, kommt meiner Heimat zu statten."

„Haben Sie das englische Recht in Ihrem Heimatsstaat eingeführt?"

„Ach nein, das indische Recht ist gut genug für Indien."

„Haben Sie Schulen und Universitäten nach englischem Muster gegründet?"

„Ach nein, wir haben für eure westliche Bildung noch lange keine rechte Verwendung."

„Was haben Sie denn sonst Ihre Landsleute gelehrt?"

„Ich weiß nicht, ob Sie meine englischen Errungenschaften sehr hoch schätzen werden," sagte der Brahmane zögernd. „Der lange Aufenthalt in England hat mich drei Dinge gelehrt, und mein ganzes Bestreben zu Hause ist, meinen Landsleuten den ungeheuren Wert dieser drei Dinge so recht zu Gemüte zu führen."

„Sie machen mich sehr neugierig. Welches ist das erste der drei kostbaren Dinge?"

„Das erste bereitet mir die größten Schwierigkeiten. Ich kann den Gebildeten und Reichen meiner

Heimat nicht begreiflich machen, daß sie zum Volke gehören, daß ein Volk existiert. Sehen Sie die jungen Leute dort, wie sie glücklich sind, wenn eine englische Dame zu ihnen spricht? Wissen Sie, warum sie sich ihrer Heimatstracht schämen und den Frack anziehen, der Ihnen so widerwärtig und mir so komisch erscheint? Diese Studenten — sie bereiten sich fast alle auf das indische Staatsexamen vor, das in London bestanden werden muß, wenn es eine wirkliche Beamtenlaufbahn eröffnen soll — schämen sich Indiens, weil sie sich des indischen Volkes schämen, das sie wegen seiner Unwissenheit, seiner Niedrigkeit, seiner Demut, seiner Anspruchslosigkeit verachten. Wie Sie die Herrchen da sehen, ahnt keiner von ihnen, daß der Engländer im Herzen zwischen ihm und dem ärmsten Ryot (Landmann) nicht den geringsten Unterschied macht — mit Fug und Recht. Kommt Ihnen das merkwürdig vor? Sehen Sie, mir war der Gedanke, daß ein Londoner Costermonger und der Herzog von Westminster sich als Stammes- und Staatsgenossen, als Engländer fühlen, eine Offenbarung, die mir mit einem Schlage den jetzigen Zustand Indiens erklärte und meine ganze Zukunft bestimmte. Ich erinnere mich des Tages — er war der traurigste meines Lebens und der glücklichste zugleich. Ich weinte heiße Thränen über unsre Blindheit, die wir in unsren Schulen, Comptoirs und Palästen ein paar Tausend Menschen gelten ließen, während die ungezählten Millionen in den Bergen und Thälern einfach nicht existierten. Diese befrackten Studenten sind Söhne von Geldverleihern, Advokaten, Theehändlern und dünken

sich unendlich erhaben über die armen Leute, welche die schwere Arbeit Indiens verrichten. Sprechen Sie nun mit meinem Prinzen: er weiß, daß er ein Kind desselben Klimas, desselben Bodens, derselben Geschichte ist, wie das Volk. Ich habe es ihm gesagt und wieder gesagt; jetzt ist er in England, um mit eigenen Augen zu sehen, was ein Volk, das sich als Volk fühlt, in der Welt zu leisten vermag."

„Und was haben Sie als zweite Errungenschaft aus England nach Hause gebracht?"

„Es wird Ihnen thöricht, vielleicht gefährlich erscheinen, wie es dem Vater meines Prinzen und seinem ersten Minister erschien. Ich habe dem Volke meiner Heimat das Evangelium der Unzufriedenheit gebracht."

„Allerdings eine sehr bedenkliche Botschaft!"

„So denken unsre Großen, die das Volk nicht kennen. Welch ein Irrtum! Das Unglück Indiens ist die verächtliche Zufriedenheit, die lächerliche Wunschlosigkeit, die rückgratlose Ergebung des indischen Volkes. Wir lernen es von frühester Jugend an, daß der höchste Grad von Bedürfnislosigkeit der höchste Grad menschlicher Vollkommenheit ist — sehen Sie sich Indien an! Was es jetzt ist, hat es zum großen Teile dieser verkehrten Lebensanschauung zu verdanken. Ein Volk, das so gar nichts vom Leben erwartet, hat keinen Anspruch auf Leben überhaupt."

„Ist die Entsagungsfreudigkeit der Inder nicht das unveräußerliche Erbe ihres Klimas, ihrer ganzen Natur?"

Der Brahmane senkte den Kopf und schwieg.

„Nein," sagte er, wieder aufblickend, „die vielberüchtigte Apathie des Orientalen hat sehr wenig mit Klima und Natur zu schaffen. Unsre Krieger, unsre Kaufleute sind nichts weniger als apathisch; nein, nein, auch das Volk ist es nicht, das arme Volk, das tagaus tagein unverdrossen darauf los arbeitet, ohne Aussicht auf Rast und Vergnügen, ohne Sonntag, ohne eigentliche Feste, wie sie der Westen den arbeitenden Klassen schenkt. Die Natur hat es sehr gut gemeint mit uns Indern, aber wir haben sie nicht verstehen wollen, und so wurde uns ihr Segen zum Fluch."

„Und wie wollen Sie eigentlich das Volk zur Unzufriedenheit zwingen?"

„Leicht ist es nicht, gewiß nicht, es ist fast so schwer, wie die erste Aufgabe, aber ich werde es erreichen. Mein Prinz steht mir bei. Haben Sie einmal davon gehört, wie das Volk in England, wie die Fabrikarbeiter in Leeds und Manchester, wie die Kohlensklaven in Newcastle und Durham noch vor fünfzig Jahren lebten? Fast wie unsre Ryots. Ein Minimum von Nahrung, gerade genug, um Leib und Seele zusammenzuhalten, ein Minimum von Bekleidung und Behausung, gerade genug, um vor dem Erfrieren zu schützen — damit waren Engländer zufrieden, als Königin Viktoria den Thron bestieg. Und jetzt? Mein Herr, ein englischer Fabrikarbeiter braucht für seine Person mehr in einer Woche als eine große indische Familie in Monaten verzehrt! Und wie wohnen englische Arbeiter! Ihre kleinen Vorstadthäuschen sind wahre Paläste für den Inder, der sich der erbärmlichen Lehmhütten seiner heimatlichen Arbeiter erinnert."

„Und was folgt daraus für Ihr Evangelium?"

„England ist das mächtigste, freieste, glücklichste Reich, weil seine Arbeiter die unzufriedensten sind in der Welt."

„Ist das nicht ein Widerspruch in sich? Wie passen Unzufriedenheit und Glück zusammen?"

„Wenn die Unzufriedenheit von der rechten Art ist, so bedeutet sie allein schon das Glück. War es nicht ein deutscher Denker, der das Streben nach Wahrheit der Wahrheit selbst vorzog? Das Streben nach Verbesserung, die Freude über das Erreichte und die Hoffnung auf weitere Fortschritte — das ist das Glück. Solange mein Volk sich über sein elendes Dasein nicht beklagt, solange ist keine Aussicht vorhanden, Indien wieder frei und selbständig zu sehen. Haben wir aber erst einmal Arbeiter, die vom Leben mehr als täglich ein paar Reiskörner und ein Binsenbett innerhalb vier Lehmwänden verlangen, dann — —"

„Und welche ist Ihre dritte Lehre für das indische Volk?"

„Soweit mein Einfluß reicht, gilt es als erstes Gebot: Verkaufet kein Land!"

„Haben Sie auch das in England gelernt?" fragte ich erstaunt. „Sie können ja englisches Land fast so billig wie Weidegründe in Südamerika bekommen! Der Ackerbau wird ja in England fast nur noch als Luxus betrieben."

Der Brahmane lächelte.

„Ich bin auch in Irland gewesen," sagte er. „Dort habe ich mir meine dritte Lehre geholt. So-

lange wir Inder unsern Boden behalten, hat es keine Gefahr. Sehen Sie, es ist möglich, daß die grüne Insel ihre keltische Bevölkerung einmal ganz an Amerika und Australien abgibt, und nur der Name Irland wird an die einstige Existenz eines irischen Volkes erinnern. In meiner Heimat wird kein Land an Fremde verkauft. Alles kommt von der Erde, und zur Erde kehrt alles zurück."

Am Damentisch.

Wenn das so weiter geht, werde ich aufhören müssen, das Britische Museum zu besuchen. Gelegentliche Anfälle von Schwermut gaben mir gerade in diesem reichsten und schönsten Büchersaale der Welt von jeher zu schaffen, aber jetzt wird es zu arg: jede Arbeit im Britischen Museum bedeutet einige Stunden tiefster Verstimmung. Ist es die Luft dieses riesigen Geisterfriedhofes, die sich drückend auf das Gemüt legt? Ist es das dunkle Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, das einen inmitten dieses Schatzes von unendlichem Wissen beschleicht? Ist es eine Ahnung von der Nichtigkeit alles litterarischen Bestrebens, die einem angesichts dieser vergessenen Größen die Freude an der eigenen Arbeit verdirbt?

Gewiß, diese und noch andre leise Empfindungen tragen ihr Teil dazu bei, daß man den Aufenthalt unter Büchern nicht immer als ungemischtes Vergnügen genießt. Aber die Bücher an sich können doch nicht gut die Erreger solchen Trübsinnes sein. Warum habe ich ähnliches noch nie unter meinen eigenen Büchern

oder in der Privatbibliothek eines noch so bücherreichen Freundes empfunden? Im Gegenteil! Ertappe ich mich doch oft dabei, wie der Blick liebkosend über die Bücherreihen hinstreift und sich an jedem Detail rein äußerlicher Natur erfreut, ganz abgesehen von den Erinnerungen an den Inhalt, die mir durchs Gedächtnis huschen.

Der Umstand, daß mein Trübsinn erst chronisch geworden ist, seitdem ich im Lesesaale des Britischen Museums regelmäßig auf demselben Platze in unmittelbarer Nähe der Wörterbücher arbeite, führt mich auf die Spur zur ausreichenden Erklärung. Nicht als ob die schönen Folianten und Quartbände, welche das Sprachmaterial der ganzen Menschheit einschließen, eine so böse Wirkung ausübten; nichts weniger als das. Aber von dem Stehpulte aus, das zur Benützung der Wörterbücher einladet, und vor dem ich im Museum die meisten Stunden verbringe, sieht man zur Linken auf den Damentisch hinab. Die Mädchen und Frauen, welche mit uns Männern in der litterarischen Arbeit konkurrieren, dürfen sich hinsetzen, wo es ihnen beliebt, und in der That beugen sich an jedem der dreißig langen Tische eine Anzahl von Damenfrisuren über Bücher und Schriften. Um aber die Gleichberechtigung der Frauen in ihrer wahren Bedeutung symbolisch darzustellen, hat die Verwaltung des Britischen Museums den letzten Tisch ausschließlich den Damen überlassen. „For ladies only!“ warnt eine Aufschrift rechts und links, und das Privilegium wird von den „gleichberechtigten“ Frauen mit eifersüchtiger Strenge gehütet.

Auf diesen Damentisch sehe ich, so oft die Arbeit mich in den Lesesaal ruft, und auf diesen Damentisch, das weiß ich ganz bestimmt, geht meine Schwermut zurück.

Man schmunzle nicht; meine Schwermut hat mit Liebe gar nichts zu thun. Weder die lahme Alte im grünen Samtkleide, in dem ich sie schon im Jahre 1885 gesehen habe, noch die schwarze, vergrämte, schlecht genährte Gestalt neben ihr, noch auch die brave fleißige Witwe, die seit Jahren für einen steinreichen Autographensammler von neun Uhr morgens bis acht Uhr abends Briefe von Kaisern und Königen entziffert und biographische Notizen über die hohen Herrschaften verfaßt, sind danach, romantische Gefühle oder sündige Leidenschaften zu wecken. Nicht einmal das junge blonde Mädchen mit den großen klaren Augen und den feinen Zügen errege Verdacht, obgleich sie allerdings mehr als die andern Inhaberinnen des Damentisches meine Gedanken beschäftigt. Nein, nein, im Britischen Museum wird nicht geliebt. Ein Neuling mag eine Minute der auffallenden Mädchengestalt nachsehen; dann aber geht es ihm wie allen andern Besuchern — man vergißt jede fremde Persönlichkeit, wie man die eigene mitten unter den Büchern verliert. Der richtige Gelehrte, oder derjenige, der es werden will, gibt am Eingange ins Britische Museum mit dem Schirme zugleich jede menschliche Schwäche, jedes Gefühl und jede Erinnerung an das Leben draußen bei dem bissigen Portier ab und geht als die abstrakte Wißbegierde in den Tempel ein. In jüngeren Jahren habe ich das so ziemlich getroffen. Sobald die Hand-

schrift oder der Wiegendruck vor mir lag, versank die Welt hinter meinem Rücken, und eine neue Lesart, ja, ein neues Interpunktionszeichen hatte für mich mehr Interesse, als das wichtigste Ereignis im Getriebe der Gesellschaft und Politik.

Jetzt ist das anders. Das junge Mädchen am Damentisch bringt einen Duft von Gegenwart und Leben in die Welt des Gewesenen, des Toten, und ich habe Mitleid mit ihr, ihren Schwestern rechts und links, mit mir selbst — sind wir nicht Schatten inmitten der Geisterwelt, die uns umgibt? Ist das der Platz für die blühende Jugend eines so schönen Geschöpfes? Ich habe sie vor einem Jahre zum erstenmal unter der Kuppel des Lesesaales bemerkt. Wahrscheinlich war sie da frisch aus irgend einem Frauencollege nach einem glorreichen Examen in die Gelehrsamkeit hineingesprungen, um die Menschheit mit einem unsterblichen Werke zu überraschen. Inzwischen ist in jedem ihrer Züge das langsame Sterben zu sehen. Erst ein Jahr im Britischen Museum, und schon hat ihr jugendfrisches Gesicht angefangen, sich der Farblosigkeit der blutleeren Umgebung anzupassen. Ist es Einbildung, daß mir ihr Haar nicht mehr so goldblond wie im vorigen Jahre, sondern verschossen, wie verstaubt erscheint? In die ehemals weiße, glatte Stirne sind einige zarte Linien gekommen, die Wangen sind ganz gewiß schmäler und bläßer geworden — und das alles in einem einzigen Jahre! Wie lange wird es dauern, und das arme Kind hat gleich ihren Nachbarinnen Glanz, Farbe und Anmut für immer im Staube der großen Bücherssammlung begraben!

Ich habe einen Haß gegen diese vielbewunderte, vielaufgesuchte Bibliothek, die so viel Leben, so viel Jugend verzehrt, die da wächst und wächst, weil das Mark von Tausenden und aber Tausenden ihren Riesenleib ernährt. Der Direktor des Britischen Museums thront in seinem Heiligtum wie ein orientalischer Potentat und rühmt sich seines Reiches, das an Größe und Ruhm nicht seinesgleichen hat. Die erste Bibliothek der Welt — die größte Anzahl von Handschriften — die kostbarsten Drucke der ältesten Zeit — die seltensten Staatsurkunden — die schönsten Miniaturmalereien der mittelalterlichen Mönche — die herrlichsten Einbände der Renaissance — die Zeitungen aller Völker und Länder — was findet man nicht alles in dem griechischen Baue unter dem weiten Dache! Die stolzen Franzosen müssen trotz ihrer schönen und reichen „Nationalbibliothek" übers Meer kommen, wenn sie das Bedürfnis haben, die älteren Perioden ihrer eigenen Litteratur zu studieren, und Deutschlands Professoren sehnen sich nach dem Britischen Museum, wie gläubige Muhammedaner nach Mekka; für viele Naturen ist der Lesesaal mit seinen hohen Bogenfenstern die höchste Poesie, eine Zuflucht des Gemütes, eine Ruhestätte inmitten der wilden Jagd, die aus dem modernen Leben jede Feiertagsstimmung verjagt.

Poesie? Ruhe? Feiertagsstimmung?

So wie mir vor Jahren, als ich eine wunderbare Sommernacht im Walde verlebte, der Todesschrei eines von irgend einem Raubtiere überfallenen Vogels die Legende vom Frieden in der Natur für immer zerstörte, so hat der Damentisch im Britischen Museum jeden

Traum von Poesie mitten in diesem Geisterreiche verscheucht. Ich weiß jetzt ganz genau, warum mich der Aufenthalt in der Nähe dieser Frauen so über die Maßen verstimmt. In jedem von uns schlummert die Empfindung, die ganz berechtigte Empfindung, daß Bücher zum Vergnügen, zur Erbauung, zur Belehrung auf der Welt sind. Die Schule verdunkelt eine Zeit lang diese Empfindung, rottet sie aber nicht aus. Wir genießen ein Buch dann am intimsten, wenn wir nicht daran denken, wie es entstand, daß es überhaupt entstand. Der jugendliche Leser ist schon darum der dankbarste, weil er keine Ahnung davon hat, daß ein Buch unter Kreißen und Wehen geboren wird, sondern die Schöpfung naiv nimmt, wo er sie findet, wie jene Leserin Wilhelm Hauffs, die große Augen machte, als sie erfuhr, daß so etwas wie ein Schriftsteller existiert. Nun, den Erwachsenen und Wissenden wird durch die Kunde, daß eine Dichtung von dem und dem unter Umständen nicht einmal außergewöhnlichen Menschen geschrieben, von so und so vielen geschwärzten Händen gedruckt und von dem und dem geriebenen Geschäftsmanne verlegt wurde, der Genuß nicht sonderlich getrübt, wie uns der Schweiß des Landmannes die Freude an der Frühstücksemmel nicht verdirbt. Am Anfange unsres Jahrhunderts wollten feinfühlige Leute den Gedanken nicht fassen, daß Frauen ihre schönen Finger berufsmäßig mit Tinte beflecken könnten; für uns hat die Vorstellung einer Ebner-Eschenbach oder Emil Marriot, die im stillen Kämmerlein das Leben auf Papier wiedergeben, nichts Unangenehmes — Schaffen ist ja Glück, Schaffen zur Freude der Men-

schen ist ja das Höchste, das uns überhaupt vergönnt ist.

Aber ach! wie weit ist das arme junge Mädchen im Britischen Museum vom Schaffen, wie unendlich weit vom freudigen, genußspendenden Schaffen entfernt! Für sie existieren die schönen Werke der großen Bücherei nicht zum Genießen — nein, alle die Tausende von Bänden in Folio, Quart und Oktav, Dichtung und Wahrheit, Vers und Prosa, Altes und Neues sind für sie nur Werkzeug und Material, mit dem sie einer widerwilligen Welt einen mageren Verdienst abzuringen versucht. In dem schönen Saale des Britischen Museums wird — von vereinzelten Fällen abgesehen — nicht geschaffen und nicht genossen, nein, es wird das uneinträgliche Gewerbe des Büchermachens betrieben, in der ungeheuren Werkstätte wird Litteratur aus zweiter, dritter, vierter und xter Hand produziert.

Was hat das blonde Mädchen unter diesen Handwerksburschen zu schaffen?

Die Männer, die bei dem kuriosen Gewerbe ergrauen und verdorren, thun mir unendlich leid, aber am Ende sind es Männer, die sehr gut wußten, daß dieses Gewerbe sehr viele Nieten neben wenigen Haupttreffern bietet; die Litteratur aus zweiter Hand gibt ihren männlichen Vertretern Professoren-, Bibliothekarstellen, Redakteursitze, Pfründen, Staatspensionen. Aber was suchen die Frauen in diesem Berufe?

Und doch ist es leicht, sich diese Frauenschicksale zu erklären. Das Kind zeigt ungewöhnliche Begabung in der Schule; es lernt Sprachen im Nu, macht die besten Aufsätze und schreibt im geheimen Geschichten und

Dramen, sogar Verse. Die Mutter kennt natürlich die geheimen Produkte und bewundert sie als das Genialste, das ihr jemals unter die Augen gekommen. Das Mädchen wird in die Töchterschule, dann nach Newnham oder Girton geschickt. Sie hat wirkliche Freude am Lernen, vielleicht mehr als ihre männlichen Altersgenossen auf der Universität; sie baut sich eine ideale geistige Welt, in der Kunst und Wissenschaft Anfang und Ende alles Lebens sind, und da sie im Frauencollege die Wertschätzung findet, die sie vermöge ihres Talents und starken Willens verdient, so scheint ihr die gelehrte Carriere in der That die beste und schönste. Sie gewinnt erste Preise in Griechisch und Latein, sie erringt ein und das andre Stipendium, das sie mit Stolz und Zuversicht für die Zukunft erfüllt — denn ist das nicht ein Beweis, daß auch ein Mädchen mit Gelehrsamkeit leicht Gold und Silber erwirbt? So lebt sie in dem schönen Traume, bis es Zeit wird, das College zu verlassen und für sich — oft genug auch für eine alte Mutter oder jüngere Schwestern — das tägliche Brot zu verdienen. Wenn sich Gelehrsamkeit in Geldeswert verwandeln ließe, wie glänzend wäre sie gestellt! Aber die Welt außerhalb des College hat für ihr Wissen kaum irgend welches Interesse. Freilich, sie kann sich um die Stelle einer Lehrerin an einem Frauencollege bewerben; es gibt deren eine ganze Anzahl in England, und in der That wenden sich viele Mädchen, welche Universitätsstudien absolviert haben, dem Lehrfache zu. Aber für die vielen, vielen Damen, die ihren akademischen Grad mit Auszeichnung erlangt haben, bieten die höheren Mädchenschulen

lange keinen Platz, und nicht jede ist für die Schule geschaffen, nicht jede hat Lust, von der Höhe ihrer Wissenschaft zu den Elementen herabzusteigen.

Manche praktisch angelegte Natur, die rasch die falsche Stellung der gelehrten Frau in der modernen Gesellschaft begreift, wendet sich entschlossen der Beamtenlaufbahn zu: sie vergißt Sophokles und Vergil, Integralrechnung und neuere Geometrie und geht einfach zur Post. Eine und die andre tritt wohl auch ins Geschäftsleben ein und läßt — wie Bernard Shaws Dämchen in dem Lustspiele „Mrs. Warrens Beruf" — auch die Börse nicht ganz aus den Augen.

Aber das sind Ausnahmen. In der Regel ahmen die akademisch gebildeten Frauen, auch nachdem sie Newnham und Girton verlassen haben, einfach das nach, was ihre männlichen Kollegen machen.

So geraten die Armen in die Litteratur. Es ist eine wahre Tragödie, das allmähliche Sinken der gelehrten Frau. Sie beginnt mit selbständiger Produktion. Nicht Romane oder dergleichen — keine Spur! Die Damen von Newnham und Girton tragen für diese Art von Schmiererei die tiefste Verachtung zur Schau. Sie wenden sich mit ihren Werken an die höchste Intelligenz. Es ist entweder eine Abhandlung über ein nationalökonomisches Thema, in der ein logischer Fehler bei Marx oder Marshall mit einem Aufwande von großem Scharfsinn nachgewiesen wird, oder es wird eine neue Lösung der Gleichung so und so vorgeschlagen, oder die brennende Frage der Einheit Homers wird mit stupender Gelehrsamkeit von neuem untersucht. Zum Entsetzen der tapferen und

geistreichen Mädchen interessiert sich kein Verleger für diese wichtigen Dinge; die Bücher bleiben Manuskript. Die Not klopft an die Thür, oder wie es im Englischen drastisch heißt, „es gilt, den Wolf von der Thür fernzuhalten". Vom wissenschaftlichen Werke steigt man zum mehr populär gehaltenen Aufsatze herab: es ist immer noch Wissenschaft im Wesen, aber leicht und anziehend in der Form. Doch die Herausgeber der „Magazine", der Vierteljahrs- und Monatsschriften, sind mit Aufsätzen von sehr bekannten, zum Teil sogar berühmten Männern versehen — für Jahre hinaus. Die Not wird immer dringender. Jetzt läßt man sich zu den Wochenschriften herab — mit demselben Erfolg. Die schnöde Welt hat absolut nicht das Bedürfnis, ihr Wissen zu vermehren; alle Wissenschaft von Newnham und Girton zusammengenommen ist nicht im stande, der gelehrten Frau auf dem Wege der Schriftstellerei ein Stück trockenes Brot zu verschaffen.

Und doch bleiben sie bei der Litteratur — ist das eine Litteratur! Die eine stellt für irgend einen Verleger dritten Ranges „litterarische" Kalender zusammen, wie sie seit einigen Jahren Mode geworden sind: es gibt Browning-, Tennyson-, Kiplingkalender in allen möglichen Gestalten und zu allen möglichen Preisen; die andre übersetzt für einen Hungerlohn aus allen europäischen Sprachen; eine dritte verfaßt „Blumenlesen" aus den Dichtern aller Zeiten; eine vierte liefert „Berühmte Männer" oder „Berühmte Frauen" für eine Firma, die das britische Publikum mit Geburtstagslitteratur versieht.

Freilich ist die Liste der litterarischen Taglöhnerinnen vom Damentische nicht erschöpft; nein, es gibt bevorzugte Arbeiterinnen unter ihnen, welche für Professoren Material sammeln, Handschriften kopieren, Druckbogen korrigieren, es gibt sogar welche, denen ein Verleger hie und da einen Auftrag zu einem selbständigen ordentlichen Buche erteilt — doch darüber geht der Ehrgeiz des Damentisches nicht hinaus.

Kinderſaiſon.

Die Erwachſenen von heute taugen nicht viel. Dieſen Eindruck empfängt der Fremde, dem Englands glorreiche Vergangenheit vor Augen ſteht, und wenn das Sprichwort die Wahrheit ſagt: „Ein Gaſt für eine Weile ſieht auf eine Meile," ſo dürfte es um die Zukunft John Bulls nicht beſonders beſtellt ſein. In der That bietet London gerade an den öffentlichen Orten, im Parlamente und auf Meetings, nicht den erhebendſten Anblick, und jene Schwarzſeher, welche aus den unerquicklichen Scenen im Abgeordnetenhauſe von Weſtminſter ihre Schlüſſe ziehen auf den gegenwärtigen Zuſtand Altenglands, haben ein gewiſſes Recht, wenn ſie finden, daß etwas faul iſt im Staate; ja, nach den Wahrnehmungen, welche der fremde Beobachter im geſellſchaftlichen wie im politiſchen Leben zu machen Gelegenheit hat, kann man es den eingebornen Schriftſtellern nicht übelnehmen, wenn ſie verzweifelt in den peſſimiſtiſchen Ruf ausbrechen: England is going to the dogs, England kommt auf den Hund. Es gewährt auch keinen beſonderen Troſt, ſich von der

politischen Bühne zu andern Gebieten des öffentlichen Lebens zu wenden: Können und Wollen stehen auch in Kunst und Wissenschaft weit hinter der strahlenden Vergangenheit zurück. Aber wann haben jemals die Erwachsenen die Zukunft bestimmt? Wer da wissen will, welche Schicksale Großbritannien im zwanzigsten Jahrhundert erwarten, der möge ein andres Orakel befragen: aus dem Munde der Kleinen wird ihm eine ganz andre, eine äußerst optimistische Antwort zu teil.

Jungengland hat noch nie ein rosigeres, vielversprechenderes Aussehen gehabt als gerade jetzt; die englischen Kinder sind in den letzten Jahren so wohl geraten wie noch nie. Wer die Hoffnung der Briten in vollem Glanze sehen will, hat zwischen Weihnachten und Februar vollauf Gelegenheit dazu. — Die ersten zwei Monate des Jahres gehören den Kleinen, und die Erwachsenen, Männlein und Weiblein, wetteifern miteinander in dem Bestreben, ihren Kindern alle möglichen Ehren zu erweisen und alle erdenklichen Vergnügungen zu bereiten. Wir sind in der Zeit der Kinderbälle und großen Pantomimen. Wie während der Sommermonate in den großen Parks, so wimmelt es jetzt in den Theatern, Museen, Bildergalerien und Konditoreien von Kleinengland in allen Auflagen und Gestalten, und der Fremdling, der die Jugend Frankreichs und Belgiens an Ferialtagen gesehen hat, ist überrascht von der Fülle des britischen Nachwuchses, welche in den dichten Kinderversammlungen zu Tage tritt. Wahrhaftig, der Erzbischof von Canterbury hat recht, wenn er die Engländer das Volk Gottes nennt, denn an ihnen hat sich der Segen des Patriarchen

erfüllt: ſie vermehren ſich wie die Fiſche im Meere, ſie können ſo wenig gezählt werden wie die Sterne am Himmel. Freilich muß man oft beim Anblicke der zahlloſen, furchtbar vernachläſſigten Kinderſcharen in den Häfen und Nebengaſſen Londons alle Weisheit zuſammennehmen, um nicht den unendlichen Kinderſegen als einen Fluch für Eltern wie für Kinder zu betrachten. Aber das iſt in dieſen Tagen anders; wir ſind eben in der Kinderſaiſon. Die wohlthätigen Vereine im Weſtend haben jetzt die Kinder der Straße zu Tauſenden geſpeiſt und bekleidet; jede beſſere Familie hat den Armen ihrer nächſten Umgebung von ihrem Ueberfluß geſpendet, und für den Moment wenigſtens bieten auch die Kinder der Slums einen erträglicheren Anblick. Uebrigens iſt es ja nicht jedermanns Beruf, ſich immer nur an dem Auswurf des Elends zu laben, es iſt ja nicht jeder ein naturaliſtiſcher Romancier; die arbeitende Bürgerklaſſe hat denn doch auch ein Anrecht auf das Intereſſe des Fremden, der Land und Leute kennen lernen will, und er ergreift die Gelegenheit einer Jour fix-Bekanntſchaft, um die kinderreiche Familie eines Stockengländers, der jährlich in der City ſeine tauſend Pfund verdient, während der Kinderſaiſon zu ſtudieren.

Mr. Clarke iſt einer der patriotiſcheſten Engländer, die man in London finden kann, denn er hat den auf ihn entfallenden Pflichtteil Garantie für die Zukunft ſeines Vaterlandes in Geſtalt von drei kräftigen Buben und ſechs grauäugigen, langgewimperten Schönheiten geleiſtet. Aber Mr. Clarke begnügt ſich nicht damit, wie Tauſende und aber Tauſende ſeiner Landsleute,

im Vertrauen auf Gott und das Glück Englands die lieben Kleinen aufwachsen zu lassen wie „die Lilien im Garten und die Vögel unter dem Himmel"; er hat einen hohen Begriff von seiner Verantwortlichkeit seinem Lande und seinen Kindern gegenüber, und er thut alles, was sein Einkommen und seine pädagogische Bildung gestatten. Vom September bis zum heiligen Abend sind die älteren Buben in der teuren Privatschule zu Margate an der See; am 24. Dezember hat sich's der vielbeschäftigte Papa nicht nehmen lassen, seine Kinder selbst abzuholen und nach ihren Leistungen während des „Term" — das englische Schuljahr zerfällt in drei Teile von je drei Monaten — zu fragen. Die Auskunft war mehr als befriedigend; der Direktor und Schulinhaber versichert Papa Clarke, seine Knaben seien Genies — alle Buben in den englischen Privatschulen sind mehr oder weniger Genies. Nun sind die jungen Gelehrten zu Hause, und die vierwöchentlichen Ferien belohnen sie in überreicher Weise für die nach deutschen Begriffen keineswegs allzugroßen Anstrengungen der Schule. Die ersten Tage der Ferien gehören ausschließlich leiblichen Genüssen; der eigentliche Weihnachtstag ist thatsächlich vom Morgen bis spät in die Nacht eine einzige Mahlzeit, und auch die nächsten paar Tage werden genügend vom Abglanze des großen Diners, das heißt von den Truthahn- und Puddingresten verklärt. Langsam erhebt sich das Gemüt zu höheren Idealen. Eine Welt von geistigen Genüssen thut sich auf, aber alles überstrahlend und verdunkelnd leuchtet die große Pantomime.

Alle Theater der Hauptstadt und der Provinzen

sind in Kinderbühnen verwandelt. Auf dem Gange zur Kirche stechen den Kindern die riesigen roten Plakate in die Augen; sie blinzeln ein wenig hinüber — welch ein Reichtum! Während des Gesanges und der etwas lange geratenen Predigt kommen die Kleinen zur Einsicht, daß sie alle Pantomimen unmöglich sehen können; es heißt also, bei der schweren Wahl mit Weisheit zu Werke gehen. Nach Tische macht sich die ganze Familie an das große Geschäft des Wählens. Es ist keine Kleinigkeit, sich aus dieser Verlegenheit des Ueberflusses zu helfen. Im Kryſtallpalast wird „Cinderella" („Aschenbrödel") gegeben, und die Zeitungen können nicht genug von der Herrlichkeit der Ausstattung erzählen; im Theater am Strand spielt man „Der kleine Lord Fauntleroy", und die Kinder möchten um alles in der Welt die Gestalt auf der Bühne sehen, von welcher ihnen die Mutter nach dem reizenden Buche der Mrs. Burnett schon so viel erzählt hat; hart daneben wird „Der gestiefelte Kater" aufgeführt, und die bloßen Bilder auf dem Plakate rufen die laute Heiterkeit der Kleinen hervor; da wieder ist ein mythologisches Thema, dort ein Bild aus der englischen Geschichte und endlich „Die Kinder im Walde" im Drury Lanetheater!

Papa Clarke befragt sein ästhetisches Gewissen, nämlich das Referat über die verschiedenen Aufführungen im „Daily Telegraph", und danach wird die Wahl getroffen. Die Vorbereitungen zum Theaterbesuche werden mit großem Ernste betrieben, denn Mama Clarke ist das Muster einer guten Mutter, die weit mehr Sorgfalt auf die Toilette ihrer Babies

als auf ihre eigene verwendet. Das Kinderpublikum im Theater bietet einen herrlichen Anblick: man sieht vielleicht in der ganzen Welt nicht wieder eine so auserlesene Schar winziger Menschenkinder beisammen. Die Kleinen strotzen von Gesundheit; die vollen Wangen der Jüngsten sind noch wie Milch und Blut, die der Aelteren zeigen schon jenen eigentümlichen undefinierbaren Teint, der die englische Jungfrau von ihren europäischen und amerikanischen Rivalinnen unterscheidet; die grauen, blauen und dunklen Augen haben alle einen feuchten Glanz, und die langen Wimpern geben dem Aufschlag den Reiz einer den lustigen Geschöpfen ganz fremden, gedankenvollen Melancholie. Und erst die Wirkung des Schauspiels auf die jungen Gemüter! Frei, durch keine Ziererei gehindert, äußert sich die Teilnahme in Thränen und Lachen, denn das englische Kind wird lange nicht so viel mit Anstandsregeln gequält wie die Kleinen in Frankreich oder bei uns, und dann sind Mutter und Kindermädchen von der Pantomime nicht weniger hingerissen als ihre Schutzbefohlenen selbst. Die Engländer, welche auf dem Kontinente kalt und unempfindlich scheinen wie Gletscher, sind zu Hause, namentlich im Theater, das empfänglichste, heißblütigste Volk.

Wochen vergehen über dem Erwarten, Genießen und Verdauen der großen Pantomime. Kaum aber beginnt der Glanz zu verlöschen, als auch schon das Morgenrot einer neuen Herrlichkeit am Horizont erscheint. Mama Clarke hat im stillen mit den Vorbereitungen zum Kinderballe begonnen. Der würdige Hausherr ist mit im Geheimnis, denn er gibt den

Kinderabend nicht minder aus geschäftlichen als pädagogischen Gründen. Er ist Accountant, das heißt, er hat ein Bureau zur Prüfung von Geschäftsbüchern — ein Beruf, welcher in England eine große Anzahl von geprüften und beeideten Buchhaltern in herrlicher Weise ernährt — und da thut es denn seinem Rufe wohl, wenn er unter seinem gastfreundlichen Dache so und so viele „respektable" Firmen versammelt. Die Einladungen Mr. Clarkes werden überall mit Vergnügen angenommen, und am bestimmten Abend vereinigt der Saal in dem hübschen Hause der Vorstadt eine gut gelaunte, nicht sehr anspruchsvolle Gesellschaft von Eltern und deren Kleinen. Die Alten sind mit allem zufrieden, denn sie sind ja nur wegen der Jungen gekommen, und diese amüsieren sich wunderbar. Man mag den englischen Frauen vieles vorwerfen; die deutsche Hausfrau wird die überspannten Begriffe von Freiheit und Unabhängigkeit nicht fassen; sie wird die Einteilung in der Wirtschaft, das Verhältnis zu den Dienstboten und noch mancherlei tadeln. Das mag richtig sein; aber die ordentliche englische Mutter steht hinter keiner deutschen Frau zurück, wo es sich um die Kinder handelt. Mama Clarke hat für ihre Person keinen sehr geläuterten Geschmack, aber ihr mütterlicher Instinkt scheint diesem Mangel in merkwürdiger Weise abzuhelfen, denn ihre Kinder sind an dem großen Abend ganz prächtig adjustiert. Und wie frei sich die putzigen Kerlchen bewegen, wie geschickt sie ihre sechsjährigen Damen zum Lancier engagieren! Wahrhaftig, die Kleinen tanzen mit vollendeter Eleganz. Alles geht trefflich nach dem Takt der etwas

mittelmäßigen Musik — der Tanz ist ohne jeglichen Unfall vorüber, Damen und Herren strahlen vor Vergnügen, sie sind offenbar voneinander entzückt.

Mrs. Clarke ist überglücklich und die mütterliche Freude ist ihr wohl zu gönnen; sie ist noch eine verhältnismäßig junge Frau und hat ihre besten Jahre in der Kinderstube verbracht. Sie weiß, daß ihr nur die zarteste Jugend ihrer Kinder gehört, und sie genießt daher ihr Mutterglück mit besonderer Intensität. Die englische Jugend ist frühreif, das innige Verhältnis zwischen Mutter und Kind dauert selten über die Schuljahre hinaus. Die Töchter werden selbständig und gehen ihre eigenen Wege, die Söhne werden der Mutter schon in frühen Jahren durch das allverschlingende „business“ oder durch die altererbte Wanderlust geraubt.

Dichter der That.

Kam der Dichter bei der Teilung der Erde wirklich zu spät? —

Wir wissen nicht genau, wie es bei der ersten Teilung zuging, aber heute ist es jedenfalls anders. Die Erde wird eben jetzt von neuem geteilt, im uralten Asien, im dunklen Afrika, im jugendstrotzenden Riesenkontinente jenseits des Meeres.

Männer der verschiedensten Trachten und Zungen sind eifrig bei der Arbeit; bald ist es das Schwert, das die Grenzen zieht, bald der Spaten, wohl auch der Pflug; oft genug ist es Schwert, Spaten und Pflug zugleich. Und da sind die Dichter überall als die ersten dabei und haben sich nicht über Benachteiligung zu beklagen.

Die Dichter? Ist Cecil Rhodes, der im Laufe eines Jahrzehnts ein Drittel von Afrika erwarb, ein Dichter?

Ist Sir George Taubman-Goldie, der in einem einzigen Feldzug, während eines Zeitraumes von etwa vier Wochen, ein Reich von der Größe Mitteleuropas

unter die Botmäßigkeit der Königin Viktoria gebracht hat, ein Dichter?

Ist es der General, der die eiserne Straße vom Norden Asiens bis hart an die Felsenthore Indiens geführt hat?

Es gibt Dichter und Dichter. Die einen verraten der Welt ihre Träume in klingenden Worten, die andern machen einen Traum zum Leben, das Leben zu einem Traum. Poeten der letzteren Gattung, die wortlosen Dichter der That, verteilen jetzt die Erde von neuem, und wie das Beispiel Cecil Rhodes' beweist, pflegen sie sich nicht gerade bei der Teilung zu vergessen.

Ich könnte mich auf die Geschichte berufen, um zu beweisen, daß die großen Eroberer, Erwerber und Ansiedler immer Dichter sind; aber ich bin eigentlich zu dem Glauben durch persönliche Erfahrung gekommen; solcher Glaube ist nicht leicht mitzuteilen, aber auch schwer zu erschüttern. Die drohenden Grenzstreitigkeiten zwischen Engländern und Franzosen, die einander am mittleren Niger Gewehr bei Fuß gegenüberstehen, haben mir lebhaft den Tag in Erinnerung gerufen, an dem mich jene Erfahrung wie ein Blitz aus heiterem Himmel überraschte.

Wenn man die großen Staatsmänner von der Bedeutung der Kolonien für den Handel und das Gewerbe des Mutterlandes sprechen hört, würde man glauben, England, der größte Kolonisator der Weltgeschichte, habe seine Reiche in allen fünf Weltteilen aus berechnender, weitausschauender Klugheit gegründet und kraft derselben Tugend gegen Tausende von Fein-

den, gegen die Ungunst der Natur und den Neid der Menschen behauptet. Vielleicht denken sich die Leute, die heute so eifrig den englischen Spuren folgen, den grünen Ministertisch als den Ausgangspunkt und einen tüchtigen Exportverein als das erste Stadium einer überseeischen Kolonie.

Die Herren Minister finden in ihrer Weisheit, daß es geraten sei, für die heimischen Tuch- und Seidenwaren, vielleicht auch für Messer und andre Artikel neue Märkte zu suchen. In zivilisierten Ländern sind keine Kunden mehr aufzutreiben, denn dort gibt es ebenfalls geschickte Leute, die Tuch, Seide und Messer fabrizieren; da wird denn logischerweise beschlossen, es den Engländern nachzumachen und sich neue Kundschaft unter den Wilden zu verschaffen. Nun haben aber eben diese Engländer längst den Grundsatz aufgestellt, daß die Flagge dem Handel vorausgehen müsse; ergo muß man auf irgend einem Gebiete, das ein guter Markt zu werden verspricht, die heimatlichen Farben hissen, mit andern Worten, eine Kolonie erwerben. Ist das geschehen, so wird den Fabrikanten und Handelsleuten nahegelegt, sich mit dem Kolonialreiche in Verbindung zu setzen; um diese neuen Beziehungen zu fördern, wird unter dem Schutze des Ministeriums ein Exportverein gegründet. So entstehen Kolonialreiche und überseeische Märkte — in der Phantasie. Der Gedankengang ist wunderbar, logisch ohne den leisesten Fehler; er hat nur eine einzige Lücke: es fehlen die Menschen, welche die Flagge hissen und die Waren einführen sollen — das ist alles. Nun ist es zwar erstaunlich, daß sich für eine so gute

und gescheite Idee keine ausführenden Menschen finden, aber die Thatsache ist darum doch nicht aus der Welt zu schaffen, daß gerade für die gescheitesten Ideen keine Anhänger aufzutreiben sind, und zu diesen gehört die Idee von der überseeischen Kolonie als einer Notwendigkeit zur Rettung der heimischen Industrie. Die gescheiten Leute bleiben nämlich zu Hause.

Kluge, vernünftige, praktische Leute gründen keine Kolonien. Das wird von den Einfältigen, den Träumern, den Dichtern besorgt.

Das habe ich mit eigenen Augen in englischen Familien gesehen.

Beispiel Nummer eins. Der Vater ist ein hoher Beamter im Ministerium für Indien und führt, da er ein beträchtliches Vermögen besitzt, ein großes Haus. Er hat in den höchsten Kreisen der Geburts- und Geldaristokratie vortreffliche Beziehungen, und man sagt seinen vier Söhnen eine große Zukunft voraus. Alle vier besuchen die öffentliche Mittelschule zu Eton, die gepriesene Pflanzstätte des englischen „Gentleman". Die zwei ältesten absolvieren ihre Studien mit glänzendem Erfolge, ganz so wie es ihr Vater vor ihnen machte, und an der Universität Cambridge setzen sie ihre vielversprechende Laufbahn fort. Sie erhalten alle die Auszeichnungen und Ehrenstipendien, welche die Universität zu vergeben hat und werden, kaum daß sie ins Leben eintreten, von der Londoner Gesellschaft als künftige Größen in jeder Weise umworben. Und sie halten ihr Versprechen: der eine wird ein vielgesuchter Advokat, den andren nennt man als Kandidaten für den Posten eines Unterstaatssekretärs.

Aber alle Freude des stolzen Vaters wird ihm durch die Streiche des dritten Sohnes vergällt. Jim hat von ihm die Begabung geerbt; das hat er mit den älteren Brüdern gemein. Aber er ist ein Dummkopf bei aller Begabung. Er ist der Letzte in der Klasse; Bitten und Ermahnungen haben keine Wirkung, er weint bei den Thränen der Mutter, er faßt die besten Vorsätze bei den Drohungen des Vaters, aber es bleibt immer wieder beim alten. Unmöglich, dem faulen Burschen über die untersten Klassen hinwegzuhelfen; wenn sein Vater nicht der berühmte Mann wäre, der er ist, Jim würde mit Schande aus der Schule gejagt. Da an eine Studienlaufbahn nicht zu denken ist, muß er ins Geschäft. Eine uralte Millionärfirma in der City nimmt den Schlingel in die Arbeit. Er thut zur Not seine Pflicht, ohne Leben und Seele. Mechanisch erlernt er die notwendigsten Regeln und Griffe und wird zwanzig Jahre alt, ohne irgend ein Zeichen von Intelligenz oder Interesse für das Geschäft zu zeigen. Da wird er eines Tages in eine neue Abteilung versetzt; er hat den Verkehr mit den Faktoreien in Sierra Leone zu besorgen. Von dieser Stunde an ist Jim ein andrer Mensch. Er arbeitet für drei, er ist der erste im Bureau und verläßt es am Abend als der letzte von allen; er spricht zu Hause — o Wunder! — vom Geschäfte, und bis tief in die Nacht hinein brennt seine Gasflamme, denn er wird nicht müde, über Sierra Leone und die Goldküste zu lesen. Und eines schönen Tages bittet er seinen Chef um eine Audienz und kommt mit einer neuen Idee: er will nach Westafrika, um eine arg

vernachlässigte Faktorei der Firma unter seine Obhut zu nehmen. Als der überraschte Chef mit Rücksicht auf Jims Vater kurz und entschieden ablehnt, erklärt der junge Mensch ebenso kurz, daß er dann den Dienst der Firma verlasse. Darob großer Jammer der Eltern, vernünftige Vorstellungen der älteren Brüder — alles umsonst! Ein berühmter Afrikareisender muß bei Tische die grausigsten Dinge über Westafrika zu Nutz und Frommen des Familientrottels erzählen: gelbes Fieber, sicherer Tod, Menschenfresser u. s. w. — Alles umsonst!

Mitte August ist der ungeheure Koffer gepackt, in welchen die Mutter eine ganze, aus allerlei Chininzubereitungen bestehende Apotheke hineingeschmuggelt hat, und Jim fährt in der „Möve" die Themse hinab. Wie er in den Kanal hinauskommt, hat er den thränenvollen Abschied von Mutter und Schwester vergessen, und seine Einbildungskraft eilt mit Windesflügeln dem Schiffe voraus. Er will aus dem einsamen, weltentlegenen und weltgemiedenen Neste an der Westküste Afrikas, wo sich die Faktorei der Firma befindet, eine berühmte Handelsstadt machen, ein zweites London in Afrika. Was Fieber! Was Gefahr! Er fühlt hundert Leben in seinem jungen Leibe, sein Eifer wird alles überwinden. Er hat einen Arbeitsplan fix und fertig im Kopfe, er weiß ganz genau, was er will. Nach mehrwöchentlicher Fahrt hält der Dampfer an einem Punkte der afrikanischen Küste, auf welchem ein großes, weißes Haus eine europäische Ansiedlung verkündet. Eine Anzahl Schwarze, die den Dampfer schon lange beobachtet haben, erwarten

Jim, einer von ihnen, der englisch radebricht, nimmt seinen Koffer in Empfang und führt ihn unter allerlei halb verständlichen Mitteilungen in die Faktorei. „Aber wo ist dein Herr?“ fragte Jim; er meint den „Agenten“, den weißen Vertreter der Londoner Firma, der ihn in die Geheimnisse des afrikanischen Geschäftes einführen soll.

Der Schwarze macht allerlei melancholische Gebärden, aus denen Jim nicht klug wird. Erst als er ins Haus kommt, versteht er die Andeutungen der Trauer: der weiße Agent ist tot, plötzlich am gelben Fieber gestorben, wie er später vom Missionär erfährt. Das ist Jims Einführung in das afrikanische Geschäft. Der Missionär nimmt sich seiner an — bis zum letzten Augenblicke und darüber hinaus; er begräbt ihn und meldet den Eltern seinen Tod.

Der Nachfolger Jims hat es besser. Er findet eine erkleckliche Anzahl gut abgerichteter Diener — das Werk Jims! — reinliche, luftige Zimmer, einen wohlversehenen Keller. Es läßt sich zur Not existieren in dem Hause, die kleine Kolonie beginnt zu gedeihen, und sie wird immer mehr von Europäern besucht. Vielleicht geht Jims Traum noch einmal in Erfüllung.

Beispiel Nummer zwei. Fred Wood ist ein Thunichtgut und die Verzweiflung seiner Familie. Der Vater hat ihn in die Uniform gesteckt, nachdem alle andern Versuche, etwas aus ihm zu machen, mißglückt sind. Aber er ist als Reiteroffizier geradeso wild und verschwenderisch wie früher, und der Vater zittert tagtäglich vor einer schimpflichen Entlassung, die der

leichtsinnige Sohn redlich verdient. Da wird in den Zeitungen von der Entsendung einer militärischen Expedition zu einem berüchtigten Negerstamme berichtet. Fred ist auf einmal Feuer und Flamme für Afrika und geht mit. Bei einem friedlichen Besuche, den der Gouverneur einem befreundeten Häuptling abstattet, wird die ganze weiße Gesellschaft meuchlings überfallen und hingeschlachtet, Fred entkommt, mit Wunden bedeckt, in den Buschwald, wird halbtot von einigen harmlosen Negerweibern gefunden und zur Station gebracht. Er stellt sich an die Spitze einer rachedurstigen Schar, führt sie auf nur ihm bekannten Wegen zum Palaste des verräterischen Königs und pflanzt mit eigener Hand die englische Fahne auf dem Firste auf. Fred Wood, der Taugenichts, hat das britische Reich um eine Provinz bereichert.

Ein drittes Beispiel. Ich hatte jahrelang mit einem geistlichen Herrn freundschaftlich verkehrt. Rev. John Ball war in jungen Jahren zu einer der bestdotierten Stellen in einem der westlichen Bezirke Londons gekommen. Es war Gönnerschaft mit im Spiel, denn er ist aus sehr gutem Hause; aber noch nie hat Protektion einen Würdigeren getroffen. Er war unermüdlich im Dienste der Armen, dabei von unersättlicher Wißbegierde. Wie überrascht war ich nun, als er mir eines Tages erklärte, er habe alle die Jahre über Medizin studiert und sei endlich Doktor geworden.

„Wozu?"

„Der Seelenarzt soll auch etwas von den Krankheiten des Leibes verstehen," sagte er lächelnd, und ich wußte, daß er nur die halbe Wahrheit gesagt hatte.

Jetzt weiß ich, wozu er Medizin studiert hat: seit zwei Jahren ist er in Afrika Missionär. Seine Pfründe hat ein kluger Nachfolger inne, während er, der Dumme, den seine Familie für verrückt erklärt, eine neue Kolonie Zoll um Zoll mit dem eigenen Leben erwirbt.

An dem Tage, an dem mir die Eltern meines Freundes Ball unter vielen Thränen von dem wahnwitzigen Schritte ihres unglücklichen Sohnes erzählten, wußte ich, wie heute Kolonien und Weltreiche entstehen, und warum die Engländer im Kolonisieren das Höchste geleistet haben. Jede zweite englische Familie hat einen Verrückten vom Schlage Jims oder des Rev. Ball in ihrer Mitte, einen Menschen, der zu Hause herrlich und in Freuden leben könnte und trotzdem die schwärmerischen Augen sehnsüchtig auf den fernen Horizont richtet, nach Süden und Norden, nach Ost und West. Diese Wahnsinnigen sind blind für alles Nahe und Greifbare, sie entfliehen allem, was Behagen und Sicherheit und Gleichmäßigkeit verspricht; für sie ist das Ferne und Unbekannte, das Zweifelhafte und Unvermutete gleichbedeutend mit Leben und Glück. Von Sir Walter Raleigh, der seiner jungfräulichen Königin als Angebinde von seiner Reise nach Amerika ein Reich heimbrachte, bis auf den Rev. John Ball, sind alle diese Abenteurer nicht aus Gewinnsucht in die fernen Länder gezogen; der erwägende, klügelnde Verstand hatte mit ihren Unternehmungen gar nichts, die Einbildungskraft, welche den Dichter macht, alles zu thun. Und es ist auch ganz in der Ordnung, daß gerade England diese Poeten der That

in besonderer Fülle besitzt. Das ist durch das Gesetz der Kontraste bedingt. Ein Volk von Krämern wäre ohne einen starken Einschlag von solchen Phantasiemenschen nicht zu ertragen. Wenn auf hundert Fabrikanten- oder Schacherseelen nur eine Kolonistennatur kommt, so hat England, das den Kindersegen noch wörtlich nimmt, Material genug, um alle fünf Erdteile zu versorgen.

Die Heimkehr des Generals.

Die vielgeplagten Kellnerinnen des Kryſtallpalaſtes haben einen Feiertag. Die verlockenden Flaſchenreihen ſind von den Schenktiſchen verſchwunden, die Hähne ſind von den Bierfäſſern abgedreht, alles, was irgendwie an profanen Genuß erinnert, iſt ſorgfältig entfernt worden — für heute gehört der Kryſtallpalaſt der Heilsarmee und ihrem von einer Weltreiſe glücklich heimgekehrten General. Schon um zwei Uhr füllt ſich der ungeheure Raum. Unter den Klängen ihrer überlauten, aufregenden, für religiöſe Gemüter berauſchenden Muſik marſchieren die Regimenter der frommen Armee in den Palaſt, die Männer in ihren roten Blouſen mit den Anfangsbuchſtaben des Ordens auf der Bruſt, die Frauen in züchtigem Dunkelblau, nur ein rotes Band um den ſchmuckloſen ſchwarzen Strohhut geſchlungen. Bald ſind dieſe Räume, die größten der Welt, von Männern, Frauen und Kindern überflutet, und der Befehlshaber des Tages, „Oberſt“ Railton, hat Mühe, die vielen tauſend Menſchen entſprechend zu verteilen. Aber bei der eiſernen

Disziplin der Heilsarmee ist in überraschend kurzer Frist Ordnung in die wilden Massen gekommen. Ein Teil lauscht den verzückten Gebeten der Frau Booth-Tucker im Theater, das sonst so weltlichen Schaustellungen gewidmet ist. In der Konzerthalle produzieren sich die Bekehrten, welche der General mit Hilfe seiner Offiziere aus dem sozialen und moralischen Schiffbruche gerettet hat, im Mittelschiff des großen Saales haben die Kinder unter der Anführung von Bramwell-Booth Aufstellung genommen.

Ein Chor von zweitausend Stimmen trägt fromme Lieder vor, und dieser Riesenchor wird abgelöst von einer Kapelle, die aus nicht weniger als vierhundert Musikanten besteht.

Gegen sechs Uhr abends sind alle Räume gefüllt; das Eintrittsgeld hat offenbar die Leute eher angezogen als abgeschreckt. Die Produktionen gehen in musterhafter Ordnung vor sich — aber ungeduldige Erwartung ist auf allen Gesichtern zu lesen: Alle sehen mit höchster Spannung der Ankunft des Generals entgegen.

Da ertönt ein Trompetenstoß, und wieder einer. Totenstille herrscht mit einem Schlage in der vieltausendköpfigen Menge, aller Augen sind auf das Podium gerichtet — und jetzt steht er auch schon vor ihnen, der Abgott seiner Armee! Aus fünfzehntausend Kehlen ertönt ein begeistertes Hurra! Hüte und Taschentücher fliegen in die Luft, Begeisterung, echte aus dem innersten Gemüte kommende Begeisterung, strahlt allen aus den Augen. Die Pfeife, welche das Zeichen zum Schweigen gibt, ertönt, aber sie wird

von erneuten Hurrarufen überschrien; zum zweitenmal wird Stille geboten — jetzt erst gehorcht man dem Befehle. Hochaufgerichtet steht der General da, sein blitzendes Auge überblickt die Scharen der Getreuen, dann winkt er, und ein eigenartiger Aufzug defiliert vor ihm. Abordnungen aus allen Teilen der Armee marschieren mit ihren Fahnen und Abzeichen durch den Saal — alle Zweige des viel verästeten Baumes werden mit ihren Früchten gezeigt, jedes Arbeitsgebiet der Heilsarmee ist symbolisch dargestellt, jedes Land, Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen, Dänemark durch Deligierte vertreten. Besondere Sorgfalt ist offenbar auf jene Gruppen verwendet worden, welche die Thätigkeit des sozialen Flügels der Heilsarmee illustrieren.

Der Riesenplan des Generals, dem Londoner Elend in seiner Weise zu begegnen, wurde im Jahre seines Entstehens, 1891, mit großem Enthusiasmus aufgenommen; das Buch „Im dunkelsten England" erlebte in kurzer Zeit eine Menge Auflagen, und die von dem General zur Verwirklichung des Planes gewünschte Million (Gulden) kam schneller herein, als er selbst zu hoffen gewagt hatte.

Die Zweifel der Gleichgültigen, die Verdächtigungen der Feinde wußte er zu besiegen — das langsame Erkalten des Interesses hat auch er nicht zu verhindern vermocht.

Um so energischer sucht er seine sozialen Schöpfungen bei jeder Gelegenheit den Leuten ins Gedächtnis zu rufen. Da marschiert eine Gruppe nett gekleideter

Mädchen mit Kesseln, Kasserollen, Pfannen und anderm Küchengeschirr vorüber: alle diese schönen Dinge sind in den Werkstätten der Heilsarmee von „geretteten" Seelen fabriziert worden. Unmittelbar hinter den Mädchen kommen bedächtigen Schrittes, mit züchtigen Mienen, die medizinisch geschulten Frauen der Armee in ihrem kleidsamen charakteristischen Gewande: ihnen fällt die Aufgabe zu, in den Asylen der Armee Kinder, Greise und Kranke zu pflegen. Und nun kommt ein Bild, wie man es so abstoßend und aufdringlich nur in den Aufzügen des Generals Booth zu sehen bekommt: ein halbes Dutzend zerlumpter, schmutziger, verwahrloster Kerle, wankt, den Gang und die sonstigen Merkmale der Trunkenheit nachahmend, daher; ihnen nach eilen die Offiziere der Armee, und das Rettungswerk beginnt. Wildes Sträuben von seiten der Betrunkenen, unendliche Sanftmut und Geduld von seiten der Retter. Das Werk gelingt. Und nun als letztes Bild die Geretteten in einer späteren Periode: die schmutzigen Gesellen von vorher erscheinen in Frack und Cylinder — Gentlemen vom Scheitel bis zur Zehe! Natürlicher, glaubwürdiger waren sie freilich in ihrer ersten Gestalt.

Das lange Vorspiel ist zu Ende; alle sind auf den ihnen zugewiesenen Plätzen, und wieder lagert tiefste Stille über dem Saale. Der General hat den Finger erhoben, er wird sprechen.

Ich habe ihn zum letztenmal auf der Höhe seines Ruhmes, in der Glut der ersten Begeisterung für seinen sozialen Plan, mitten unter seinen Getreuen in der Exeterhall „am Strand" gesehen. Die Exeterhall faßt

ungefähr den zwanzigsten, vielleicht nur den dreißigsten Teil der Menge, die heute den Kryſtallpalaſt füllt; damals nahm er ſich ſeinen Unterthanen gegenüber aus, wie ein Häuptling an der Spitze einer begeiſterten, aber winzigen Schar, heute iſt er ein König, der Tauſenden und aber Tauſenden befiehlt. Und doch — es liegt etwas in dem ungewöhnlichen Geſichte, das damals, vor ſieben Jahren, nicht darin vorhanden war. Selbſt die Haltung, die freilich noch immer ſtolz und gebietend iſt, zeigt einen Anſatz zur Müdigkeit, die blitzenden Herrſcheraugen ſind nicht mehr ganz frei von jener Reſignation, die vielfache Enttäuſchung ſelbſt in den ſtärkſten Naturen erzeugt. Und nun, da er ſeine Leute anredet, geht es wie ein elektriſcher Schlag durch die zahlloſen Reihen: wie hat ſich die Stimme des gewaltigen Redners verändert! Der metalliſche Klang iſt verſchwunden, die weithin tragende Kraft, vermöge deren jedes Wort des Generals bis in die äußerſten Winkel zu hören war, iſt ihr vollſtändig abhanden gekommen; nur die nächſte Umgebung kann die Rede deutlich vernehmen.

Iſt General Booth in den wenigen Jahren ſo ſehr gealtert, oder hat ihn die weite Reiſe ſo hergenommen? Keins von beiden.

Mit ſchwerem Herzen tritt er heute ſeinem Heere gegenüber, die erſte niederdrückende Erfahrung in ſeinem erfolgreichen Leben hat den ſtarken Mann aufs tiefſte erſchüttert. Sein Orden, das Werk ſeines Lebens, iſt von einem tiefen Zwieſpalt bedroht, und ſeinem eigenen Fleiſch und Blut hat er den Riß zu verdanken.

Sein eigener Sohn, wie man sagt, sein Lieblingssohn, hat ihm den Gehorsam gekündigt! Das ging folgendermaßen zu: Seit mehr als einem Jahrzehnt sind die Bemühungen des Generals darauf gerichtet, seinem Orden auch in Amerika Eingang und Ansehen zu verschaffen. Aber es wollte nicht recht vorwärts gehen, und zwar aus begreiflichen Gründen. Die Heilsarmee ist die Schöpfung eines Engländers — das allein reichte aus, um den Yankees den Orden zu diskreditieren und zu verleiden. Vergeblich mahnte der General, das Seelenheil sei nicht an Länder und Nationen gebunden; der populärste Amerikaner der Gegenwart, der Millionär Chauncey-Depew, antwortete in seiner gottlosen Weise: „Wir kommen via Boston oder Washington in den Himmel; wenn das Seelenheil nur via London zu erlangen ist, werden wir uns ohne das Seelenheil trösten müssen." Und noch ein zweites Moment stand der Ausbreitung der Heilsarmee jenseits des Ozeans im Wege. Die ganze Einrichtung dieses eigenartigen Vereins wendet sich an die Enterbten dieser Welt, an das unterste Volk. Die Aermsten der Armen bildeten den Grundstock der Armee. Heute freilich zählt General Booth Mitglieder der vornehmsten englischen Familien zu seinen Getreuen, hohe richterliche Beamte, angesehene Parlamentarier und steinreiche Kaufleute erscheinen von Zeit zu Zeit in seinen Versammlungen, und ihre Namen stehen auf der Liste der Beiträge mit sehr beträchtlichen Summen obenan. Aber das ganze Programm, namentlich das des sozialen Flügels, ist doch nur für die große Masse berechnet, für die Masse im

ausgesprochenen Gegensatz zu den Aristokraten und Bourgeois.

Das stand unter den freien Amerikanern der Verbreitung der Heilsarmee im Wege. Der ärmste Taglöhner in den Vereinigten Staaten lehnt es aufs entschiedenste ab, zur Masse, zum „Volke" zu gehören, es gibt kein „Volk", weil es ja keine Aristokratie gibt! Freilich ist er, der fragliche Taglöhner, ein Sklave des Millionärs der fünften Avenue, aber nur zufällig, nicht im Prinzip. Im Grunde sind Taglöhner und Millionäre ganz gleich, gleich vor dem Gesetze, gleich im Bewußtsein und im Gewissen. In Kanada sieht man den Unterschied zwischen einem englischen und amerikanischen Dienstboten auf den ersten Blick: die Engländerin trägt das kleidsame weiße Häubchen, wie es in jedem anständigen britischen Hause üblich ist, ihre amerikanische Schwester verschmäht das Abzeichen der Sklaverei und bekundet ihre prinzipielle Freiheit durch die Schaustellung ihrer kunstvollen Frisur.

Dieser Unterschied zwischen englischem und amerikanischem „Volke" war selbst dem Scharfsinne des Generals entgangen, und so arbeitete er jahrelang ohne rechten Erfolg. Da wurde sein jüngster Sohn, Ballington Booth, Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee, und mit einem Schlage war die Schwierigkeit verschwunden. Das Heer wuchs und gedieh, gewann Anhänger in den untersten und mittleren Klassen, und nach einiger Zeit zeigten sogar die Reichen keine üble Neigung, sich in den Dienst der Salvationists zu stellen. Das war ein wohlverdienter Triumph für den jungen Booth, denn er hatte es verstanden, das fremde Ge-

wächs dem neuen Boden anzupassen und ihm so die nötigen Säfte zuzuführen. Das Vulgäre, Pöbelhafte verschwand aus den Versammlungen der Armee, die aufdringliche, ohrenzerreißende Reklame, die jeden Londoner tagtäglich an das Vorhandensein der Heilsarmee erinnert, nahm in Nordamerika unter der Leitung Ballingtons etwas feinere Formen an, die Bekehrungsziele der Offiziere waren nicht mehr ausschließlich auf die große Masse gerichtet, das soziale Rettungswerk trat vollständig zurück. Ballington Booth machte aus jeder Versammlung seiner Offiziere und Soldaten eine Art religiöser „Séance", wie die Spiritisten sagen, und die feinsten Damen der New Yorker Gesellschaft begannen an den Abenden Gefallen zu finden. Die Aufregung der plötzlichen Bekehrungen, die Verzückungen der Bekehrten, die ungewöhnliche Sprache der Prediger, die erschütternde Musik — das alles war ein neuer, ganz eigenartiger Rausch, wie ihn weder Getränke, noch Opium gewähren, und es wurde beinahe Mode, zur Heilsarmee zu gehören.

Ballington Booth war mit einemmal in den höheren Kreisen New Yorks ein beliebter Mann, man riß sich um seine Gesellschaft, wie um irgend einen berühmten Reisenden oder weltbekannten Helden der Feder.

Mitten aus den Triumphen riß ihn ein väterlicher Befehl: Ballington Booth wurde von New York wieder nach England versetzt! Der Versetzungsbefehl hatte nichts Ueberraschendes für die, welche die Organisation der Heilsarmee kennen, aber er wirkte wie eine Kriegserklärung im amerikanischen Lager.

General Booth hat sich bei Einrichtung seiner Armee eingestandenermaßen nicht nur die militärische Organisation aller Kontinentalreiche, sondern auch die der Mönchsorden zum Muster genommen. Daß seine Armee mit ihrer streng monarchischen Verfassung, ihrem bedingungslosen Gehorsam an den Jesuitenorden gemahnt, hat der General wohlweislich verschwiegen. Ein charakteristisches Merkmal in dem Systeme des Jesuitenordens war es, kein Ordensmitglied an irgend einem Orte, in irgend einer Gesellschaft Wurzel schlagen zu lassen. Dieses Prinzip hat General Booth stillschweigend herübergenommen. Wenn ein „Befehlshaber" längere Zeit an einem Orte verweilt hat und seine Popularität übermächtig zu werden beginnt, wird er unbarmherzig von seinem Posten entfernt. Das System hat sich wundersam bewährt, und nimmt man dazu, daß General Booth alle wichtigen Posten ausschließlich mit seinen eigenen Leuten, seinen Söhnen, Töchtern und Schwiegertöchtern besetzt, so begreift man, wie es ihm möglich war, über alle fünf Erdteile ein Netz von Macht und Einfluß zu breiten, welches heute in protestantischen Ländern das ist, was die Jesuiten in vergangenen Jahrhunderten kaum in katholischen Ländern zu stande gebracht haben. General Booth gebietet thatsächlich über ein blind ergebenes Heer, das weit eine Million übersteigt. Ballington Booth droht, die Macht seines Vaters zu zerbrechen. Als ihn der Versetzungsbefehl des Generals erreichte, prüfte er die Treue seiner Anhänger in Amerika, und die Probe muß wohl zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein, denn er telegraphierte in das Hauptquartier nach

London — seine Demission! Er scheidet aus dem Heere seines Vaters, mit der ausgesprochenen Absicht, in Amerika einen eigenen Orden auf nationaler, amerikanischer Grundlage zu errichten. Die Amerikaner laufen ihm in hellen Scharen zu, die amerikanischen Blätter jubeln über den Sieg der Monroe-Doktrin, die sogar geistige und geistliche Gebiete unterjoche — General Booth aber ist in den wenigen Wochen zum Greise geworden.

Londoner Schulmeister.

Der alte Herr, mit dem ich im Savileklub speisen soll, geht mir voran und fragt mich, ob es mir lieber ist, an einem der langen Tische in großer Gesellschaft oder gemütlich in einer Ecke zu sitzen. Da mir mein Gastgeber über einen jüngst verstorbenen Dichter Auskunft geben will, ziehe ich ein stilles Ecktischchen vor. Mr. Cooper steuert auf ein einladendes Plätzchen in der Nähe des rechten Fensters zu, und wir setzen uns. Aber es ist für drei gedeckt und bald sehe ich einen wildfremden Menschen mir gegenüber, der ohne Gruß, ohne mich oder Mr. Cooper im geringsten zu beachten, seine Serviette entfaltet und das Menu zu studieren beginnt. Seltsam! Ein Klub ist freilich ein halb und halb öffentliches Lokal; aber es sind in dem Speisesaale so viele Plätze frei — warum stört der Unmensch unser Rendezvous? Der Kellner stellt die übliche Frage, für welche der zwei Suppenarten, thick or clear, wir uns entschieden, er bringt uns, was wir gewünscht haben, und noch ist das Schweigen von keiner Seite gebrochen worden. Wäre mir das vor Jahr und

Tag passiert, ich hätte irgend ein Thema vom Zaun gerissen, um nur der peinlichen Stille ein Ende zu machen; aber ich habe mittlerweile einige Erfahrung gesammelt — ich lasse mir in aller Stille die „dicke" Suppe vortrefflich schmecken.

„Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Freund Mr. Draper vorzustellen."

Der Herr nickt und murmelt ungefähr die Hälfte von „How d'ye do?" — seine Hand führt dabei den Löffel zum Munde. Wir essen jetzt alle drei in feierlichem Schweigen.

Der Kellner bringt die Vorspeise, und Mr. Cooper füllt mir mein Glas; mein Gegenüber speist offenbar auf eigene Rechnung, denn er bestellt eine Flasche Bordeaux ganz allein für sich.

Mr. Draper ist ein ehemaliger Schüler und seit vielen Jahren Lehrer des Gymnasiums von Sankt Paul.

Vor Jahr und Tag hätte ich den Mann freudig als Kollegen begrüßt und durch eine solch übereilte Vertraulichkeit uns allen dreien das schöne Dinner verdorben; jetzt fand ich die Sache „interessant" und beschäftigte mich weiter angelegentlich mit meinem schmackhaften Gerichte. Die zwei Freunde waren von meiner Antwort offenbar befriedigt, und die Unterhaltung war erschöpft. Während mein Kollege dem Weine, wie nicht minder den festen Genüssen tapfer zusprach, sah ich mir ihn näher an. Ein kleines lebhaftes Gesicht mit feinen, regelmäßigen Zügen; reiches, graues Haar steigt tief die flache schmale Stirne hinab, der kurzgeschnittene Vollbart ist silber-

weiß und sticht scharf ab von der frischen Röte der Wangen; die Hände sind auffallend weiß und schlank, die Nägel sorgfältig gepflegt. Die dunkeln, nicht großen Augen werfen mir von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick zu, wenden ihn aber schüchtern schnell wieder ab.

Als wir ungefähr beim sechsten Gang sind, ist die Bordeauxflasche geleert, und der Herr Kollege bestellt Portwein; Nummer und Jahrgang flüstert er dem Kellner ins Ohr, der sich mit einem verständnisinnigen Nicken entfernt.

„Bei Ihnen in Deutschland ist das Mittelschulwesen sehr verwickelt, nicht wahr?"

Mr. Draper stellte die Frage offenbar, um eine Unterhaltung anzubahnen, und ich ging gerne auf seine Absicht ein. Er hatte keine Ahnung von unsern Schulen und empfand auch nicht das geringste Bedürfnis, sich darüber zu unterrichten; England, das er nie verlassen hat, ist für ihn der Mittelpunkt der Welt, und innerhalb Englands ist das Gymnasium Sankt Pauli die Krone des Lebens. Er war voll von dem einen Thema und kam darüber nicht hinaus. Ob ich die alte, im Jahre 1519 gegründete Schule kenne? Wenn nicht, würde es ihm ein Vergnügen sein, mir die Anstalt zu zeigen. Wann? An einem der nächsten Tage; ein Uhr wäre in jeder Beziehung die beste Zeit.

Mein Wirt, der wortkarge Mr. Cooper, schenkte mir ein und sah uns Schulmeister wohlwollend an; seine Miene sagte: ich habe also wieder mit dem mir eigenen Takt die richtigen Leute zusammengebracht!

Es war offenbar die ausschließliche Mission des Mr. Draper gewesen, mich zum Besuche der Sankt Paulsschule einzuladen und eine bestimmte Sorte Portwein zu kosten; als der letzte Tropfen geleert war, zahlte er und ließ uns allein. Im Rauchzimmer des Savileklub erledigte ich dann mit Mr. Cooper unser litterarisches Geschäft.

Einige Tage darauf war ich in Kensington, und Punkt ein Uhr klopfte ich an die Thüre des Schulmeisters.

Eine stille Gasse, ganz abseits vom Verkehre; die wenigen Häuser links sehen auf einen weiten Rasenplatz und auf den schöngegliederten roten Bau des Gymnasiums Sankt Pauli hinaus. Das Haus Mr. Drapers ist das größte in der Reihe. Ich wurde in die Studierstube geführt, und dort nahm mich nicht Mr. Draper selbst, sondern seine Schwester in Empfang. Ein frisches, jugendliches Gesicht, das einmal wunderschön gewesen sein muß, schwarze, lebhafte Augen und silberweißes Haar — Bruder und Schwester sind entweder Zwillinge oder im Alter um ein Jahr auseinander. Sie ist anfangs scheu dem Fremden gegenüber; auch sie ist nie im Auslande gewesen, und gleich nach den ersten Worten weiß ich, daß sie, wenn möglich, noch stolzer ist auf Sankt Pauli als ihr Bruder; wie sie zum Fenster hinaussieht, ob ihr Bruder noch nicht komme, und ihr Blick dabei das Gymnasium berührt, liest man leicht eine Welt von Liebe und Eigentumsbewußtsein heraus. Sie ist nicht verheiratet, ihr Bruder auch nicht; seit sie lebt, gehören ihre Gedanken der Schule.

Die Unterhaltung, die von Anfang an nicht sehr lebhaft war, ist im Begriffe zu ersterben — es droht eine unbehagliche Situation. Mit einem Ruck reißt uns Miß Draper aus der Verlegenheit.

„Die Buben werden ungeduldig sein; wir wollen das Lunch ohne Mr. Draper beginnen!"

Die Dame ist vielleicht nicht geistreich, ich glaube nicht einmal gebildet, aber Verstand hat sie; im Reden mit einem fremden Menschen fühlte sie sich bald wie ein Fisch auf dem Trockenen — deswegen kehrte sie schleunigst in ihr Element, die Wirtschaft, zurück. Darin war sie großartig! Wie wir in das Speisezimmer kamen — nicht das Staatsgemach der feierlichen Diners, sondern der kahle Raum in den unteren Regionen — standen etwa ein Dutzend Knaben und junge Leute herum. Bald waren der lange Mitteltisch und einige Ecktischchen besetzt, und das kurze Gebet wurde unter lautloser Stille gesprochen. Zwei mächtige Schüsseln wurden hereingebracht und an je einem Ende des Tisches niedergesetzt. Ein hochaufgeschossener Junge mit derben Knochen und wettergebräuntem Gesichte tranchierte das kalte Geflügel, Miß Draper teilte den warmen Hammelbraten aus.

„Das ist Stevens, mein Primus (headboy)," sagte sie, auf den langen Burschen zeigend; er anerkannte die Vorstellung durch ein verlegenes Grinsen und eine krampfhafte Neigung des Kopfes.

„Das ist Mr. Page," stellte sie weiter vor. Der junge Mann saß mir zur Rechten; er hauchte „How d'ye do?" während brennende Röte sein müdes Gesicht überflog, und schwieg. Ich bemerkte, daß er im

Gegensatze zu dem Primus als „Mister“ vorgestellt worden war; die Erklärung folgte auf dem Fuße: er hat vor Ostern in Oxford eine glänzende Reifeprüfung bestanden, kommt also im Sommersemester auf die Universität. Die kleineren Burschе wurden zu ihrem großen Vergnügen nicht vorgestellt; sie hatten eine Zeit lang eine solche Kalamität befürchtet und waren deswegen nicht wenig erschrocken gewesen; jetzt, da die Gefahr vorüber war, beguckten sie mich alle in furchtloser Neugierde, ohne dabei des Hammelsbraten auf ihrem Teller zu vergessen. Ein Landsmann, der einmal den verunglückten Versuch gemacht hat, in einer englischen Schule zu unterrichten, beklagte sich nach der ersten Mahlzeit, daß er von den Rangen ausgelacht würde! Welche Thorheit! Wenn der englische Schulknabe in tödlicher Verlegenheit ist, lacht er übers ganze Gesicht; einem „Foreigner“ gegenüber kommen die Gesichtsmuskeln erst nach einiger Vertrautheit in ihre gewöhnliche Lage.

Das ganze Mittagessen dauerte keine Viertelstunde: Fleisch, etwas Gemüse, Pudding, dann sprach der inzwischen angelangte Mr. Draper das zweite Gebet, und das Zimmer war leer.

„Die Buben eilen auf den Spielplatz,“ sagte Miß Draper. Wir kehrten in die Studierstube zurück, wo ich einen Schwarzen, mein Wirt ein großes Glas Portwein bekam.

„Die Jungen haben sich bei Tische sehr artig betragen,“ sagte ich zu Miß Draper.

Bruder und Schwester sahen einander glücklich an.

„Ja, ja," lachte Mr. Draper, „Miß Draper ist ein besserer Schulmeister als ich. Mir ist in der Klasse schon manche Ordnungswidrigkeit passiert, sie hält im Hause wunderbare Disziplin."

„Wohnen die Knaben, die ich bei Tische sah, alle in Ihrem Hause?" fragte ich.

„Nein," antwortete Miß Draper; „einige von ihnen essen nur bei uns, um nicht den weiten Weg nach Hause machen zu müssen; sie würden dadurch die Spiele versäumen. Und das geht natürlich nicht!"

Gegen zwei Uhr brachen wir auf, um das Gymnasium zu sehen. Eine prachtvolle Vorderseite! Ganz modern, denn die Schule ist erst vor wenigen Jahren aus der City nach Kensington übersiedelt. Ein großer Platz trennt die Schule von der Straße — wie froh wäre ein Wiener Gymnasium, so viel Raum für Spiele zur Verfügung zu haben! Aus dem etwas dunkeln Gange, der uns empfing, führte mich Mr. Draper in lauter Riesensäle, wie ich sie in keiner Schule, ich möchte sagen, in keinem College zu Oxford und Cambridge gesehen habe. In dem einen lasen und schrieben ein paar hundert Knaben unter der Aufsicht eines Lehrers, der im Talare dasaß und über einem Buche sein Mittagsschläfchen zu halten schien. Wie mir mein Führer erklärte, können die Schüler von eins bis drei machen, was sie wollen, sogar arbeiten, und dazu dient um diese Zeit eben der große Saal, in dem sich sonst jeden Morgen alles zum Gebete versammelt.

Ein andrer Saal ist ausschließlich dazu da, bei festlichen Gelegenheiten die Eltern der Schüler und

Gönner des Gymnasiums zu bewirten. Ein großer Teil der Schüler nimmt dort täglich das Lunch.

„Wie viele Schüler hat denn eigentlich das Gymnasium?“ fragte ich.

„Ueber sechshundert,“ antwortete Mr. Draper.

„Doch nicht lauter Londoner?“

„Durchaus nicht. Die meisten sind aus andern Teilen Englands, viele aus Amerika und Indien, einige aus Rußland und andern europäischen Staaten.“

„Und wo sind diese Knaben untergebracht?“

„Fast alle in den Häusern der Lehrer. Wir, meine Schwester und ich, haben nur eine sehr kleine Anzahl von Buben, weil wir nicht darauf ausgehen, zu verdienen; wozu auch? Aber die andern Herren haben regelrechte Pensionen.“

Als ich Mr. Draper sagte, daß es einem österreichischen Lehrer aufs strengste verboten ist, dem eigenen Schüler auch nur eine Privatstunde zu geben, war er höchlich überrascht.

„Ja, warum denn?!“

Ich machte erst gar nicht den Versuch, ihm den Grund zu erklären, den er ja doch nicht verstanden hätte; die englische Mittelschule ist so durchaus von der unsern verschieden!

Der Physiksaal ist amphitheatralisch gebaut und von solchem Umfange, daß man ihn ohne weiteres als Theater verwenden könnte; übrigens soll das gelegentlich behufs Aufführung von griechischen und lateinischen Stücken geschehen. Der Chemie, die sonst an englischen Schulen nicht sehr eifrig gepflegt wird, ist ebenfalls ein mächtiges Zimmer gewidmet; am überraschendsten

aber war der lange korridorartige Raum, in welchem ein halbes Dutzend erwachsener Bursche unter Anleitung eines Lehrers zoologische Präparate herstellte. Es roch wie in einem Sezierſaal, und die Studenten in ihren weißen Blusen arbeiteten hinter ihren Mikroskopen ernst wie Männer — unser Besuch brachte nicht die geringste Störung hervor.

Wir waren jetzt in den Zimmern angelangt, welche auf den Spielplatz hinausgehen. Welch ein Platz! Es mochten wohl an dreihundert Knaben bei ihren Spielen sein, und doch war Raum in Hülle und Fülle. Ich würde mich getrauen, geometrisch den Wiener Stadtpark auf diese Fläche zu übertragen. Voll Neid blickte ich nach rechts und links; dort liefen zwei aufgeschossene Jungen um die Wette, da wurde ein Fußball hoch in die Luft geschleudert, und das Siegesgeschrei drang bis zu uns herauf, hier wurde — wie mir Mr. Draper sagte, zum erstenmal in der Saison — Cricket gespielt. Mein Führer folgte den mißgünstigen Blicken, mit denen ich den Platz prüfte, verstand sie aber schlecht.

„Ja wohl," sagte er, „wir haben zu wenig Platz; wir werden denn doch wohl oder übel den Grund zur Rechten kaufen müssen. Wir hätten es schon längst gethan, aber der Besitzer verlangt einen so lächerlichen Preis — zweitausend Pfund! Wir haben ja das Geld, aber es ist eine so unverschämte Forderung."

Ein Gymnasium, das vierundzwanzigtausend Gulden für eine Erweiterung des Spielplatzes ausgeben kann! Ich war sehr erstaunt; aber als mir Mr. Draper sagte, daß die Schule aus bloßen Stiftungen, also

ganz abgesehen von den Zahlungen der Schüler, ein jährliches Einkommen von achtzehntausend Pfund, das heißt über zweimalhunderttausend Gulden bezieht, verstand ich den Spielplatz und verstand auch, daß sich's die Anstalt leisten kann, ein Schwimmbad in der Größe eines stattlichen Teiches zu bauen.

Gegen drei Uhr zogen wir die Klingel zur Wohnung des Direktors, der ein schönes Seitengebäude bewohnt; es ist mit der Schule durch einen epheuumrankten Säulengang verbunden. Schon das Vorzimmer gab mir nicht wenig zu gaffen — das reine Museum! Vorzügliche Oelbilder, antike Vasen, Aquarelle, Marmorstatuen — das Vorzimmer eines Schulmeisters! Der Empfangssaal vollends erzählte von dem verwöhnten Geschmacke und dem berechneten Pomp eines Magnaten. Vom schweren Perserteppich auf dem Boden bis zu den Nippsachen alles reich über die Maßen.

Der Bewohner dieses Hauses paßt zu solcher Umgebung: ein wohlwollend-herablassender, aber stets seiner Macht und Würde bewußter Selbstherrscher, dem die Väter seiner Schüler, Reichspairs und Citymillionäre, in gleicher Weise die tiefste Ehrfurcht bezeugen. Daß er ein jährliches Gehalt von zweitausend Pfund bezieht, also, wenn ich nicht irre, mehr als ein Minister auf dem Kontinent, ist nach seinem Auftreten eine selbstverständliche Sache; er präsentiert mehr als das.

Ich wollte naturgemäß von Schule und Unterricht sprechen, aber zu einer Unterhaltung gehören zwei, und der Herr Direktor sprach von allen Dingen, sogar vom österreichischen Zinsfuß, nur nicht von Griechisch

und Latein. Was können auch einen Mann, der mehr als ein Ministergehalt bezieht, die Ansichten eines armen Schulmeisters aus Oesterreich interessieren? Er gab mir die Erlaubnis, dem Unterrichte beizuwohnen und alles zu sehen — begleitete mich sogar bis zur Thüre — mehr kann man von einem Monarchen nicht verlangen.

Ein Londoner Schriftstellerabend.

Der Verein heißt nicht „Concordia“ und ist in seinem Wesen von dem Wiener Verbande gründlich verschieden, aber die Wiener „Concordia“ ist ja nicht nur in Oesterreich, sondern auch in Deutschland beinahe ein Gattungsbegriff geworden für eine Vereinigung von Schriftstellern behufs Stärkung ihrer gesellschaftlichen und materiellen Stellung, und in diesem Sinne ist ein Vergleich zwischen der „Concordia“ und dem Londoner „Schriftstellerfonds“ gestattet; übrigens hat ja der Vergleich das altehrwürdige Vorrecht, auf mehr als einem Beine hinken zu dürfen. Er hinkt also ganz gehörig, er muß hinken. Gibt es auf Gottes weiter Erde irgend ein Ding, das wir Festländer mit den Briten völlig gemein hätten? Gibt es irgend etwas, worin sich die Engländer nicht von allen andern Menschenkindern unterschieden? Kaum. Wenn die Physiologen es sich einmal recht angelegen sein lassen, so werden sie herausfinden, daß die Engländer anders atmen als wir; daß sie anders verdauen, steht mir schon lange fest, und der „Concordia“-Abend vom 20. April hat diese Ueberzeugung von neuem gefestigt.

Selbstverständlich ist das Ereignis des Jahres für den „Schriftstellerfonds" nicht eine feierliche Versammlung, nicht eine Akademie, nicht ein Ball, sondern ein Dinner. Himmel, was für ein Dinner! Um halb acht fingen wir an — gegen neun hörten wir auf, mit dem Essen nämlich; dabei hatte der Oberkellner oder wie der hohe Herr heißen mag, der mit Feldherrnmiene sein Heer von Kellnern befehligte, uns kaum Zeit gelassen, so recht auf den Geschmack eines Gerichtes zu kommen; wagte ich es vollends, eine Sekunde lang Messer und Gabel aus der Hand zu legen, um mit meinem Nachbar ein Wort zu sprechen, so verschwand der Teller, wie von Harpyen durch die Luft entführt. Gericht folgte auf Gericht — gerne würde ich das Menü mitteilen, aber so viel Französisch habe ich auf der Universität nicht gelernt, um die Namen der Speisen zu übersetzen; auf meinen Gaumen könnte ich mich aber nicht verlassen, weil mir der Kellner immer schon etwas Neues servierte, während ich eben im Begriffe war, herauszubekommen, was ich soeben gekostet hatte.

Als ich beim fünften Gange merkte, auf welchen Umfang das Dinner angelegt war, beschloß ich, jedes zweite Gericht rücksichtslos auszuschlagen, und führte diesen Entschluß ohne heroische Anstrengung durch, was dem genannten Nachbar zur Rechten gar nicht gefiel. Er hatte, wie er mir erzählte, zwei Drittel seines Lebens in Indien verbracht — daher der Stern auf seinem Frack! — und in Karlsbad seine Leber notdürftig zusammengeleimt, aber das hinderte ihn nicht, alles und jedes weidlich zu genießen und die

Harpyen mit seinem strengen Soldatenblick zu verscheuchen. Habe ich nicht recht, wenn ich behaupte, daß die Engländer anders verdauen als wir?

Neben dem Menükärtchen lag ein halber Foliobogen, der die Sitzordnung mit Namen und Zahlen enthielt. Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie man in England bei so großen Gelegenheiten hundertfünfzig Gäste unterbringt. Vom Hintergrunde des Saales aus beobachtet, machten die Tische den Eindruck eines Bogens, der von drei Säulen gestützt wird.

Genau in der Mitte des Bogens saß der Präsident Sir George Trevelyan; zur Rechten hatte er den Historiker Lecky, zur Linken den amerikanischen Gesandten Mr. Choate. An diese schlossen sich hohe Würdenträger der Kirche, wie zum Beispiel der Bischof von Rochester, und adelige Herren, wie die Lords Knutsford, Melville, Fitzmaurice, Acton, Kinnear; vereinzelt waren darunter hohe Militärs, zahlreiche Richter und berühmte Advokaten; die Schriftstellerwelt war an diesem Tische der Auserwählten vortrefflich durch Edmund Gosse vertreten. Ich suchte unter den vielen Namen den eines berühmten Redakteurs — umsonst. Außer den geistlichen Würdenträgern, Adeligen, Rechtsgelehrten, Soldaten und — Schriftstellern waren auch Verleger und Buchdrucker da, die Macmillans, die Bentleys, Murray, Dent, Deckworth und andre; die Presse war durch namenlose Reporter vertreten. An dem äußersten Ende des Bogens links saßen „The Times“, „The Standard“, „The Daily Telegraph“ u. s. w.

Vor Beginn der Mahlzeit sprach der Rektor von Trinity College (Cambridge) das Tischgebet; er ist,

wie die meisten Rektoren der englischen und schottischen Universitäten, ein geistlicher Herr. Er war an diesem Abende eine besonders interessante Persönlichkeit, denn er kam direkt von der Westminsterabtei, wo er die zweite Tochter Lord Roseberrys mit dem Präsidenten des „Schriftstellerfonds", Lord Crewe, getraut hatte. Die Trauung war das erste gesellschaftliche Ereignis der beginnenden Saison, und die ungeheure Popularität Roseberrys zeigte sich bei dieser Gelegenheit in unzweideutigster Weise: die Zeitungsausrufer lockten heute das Publikum mit Spezialberichten aus der Westminsterabtei, nicht, wie sonst, mit den letzten Neuigkeiten vom Turf. Das Interesse an dem Brautpaare ging naturgemäß auf den Mann über, der als ehemaliger Lehrer des Bräutigams die Zeremonie vollzog. Der Rektor von Trinity wurde von uns aufmerksamer betrachtet als Lecky und Mr. Choate. Diese drei Leute waren eigentlich die Löwen des Abends, und weder die bedeutende Persönlichkeit Trevelyans, noch die Anmut des Dichters und Litterarhistorikers Edmund Gosse, konnten sich neben den drei Rednern die gehörige Beachtung verschaffen.

Drei eigenartige Typen der eigenartigen angelsächsischen Welt! Da sitzen sie friedlich auf engem Raume nebeneinander und tauschen in derselben Sprache rednerische Artigkeiten — an Temperament, an Geist, an Wollen sind sie Welten auseinander.

Da ist vor allem der Rektor der Cambridger Universität. Die Hand, welche das Papier mit den Notizen hält, zittert vor Alter, die Augen sind zwar

nach englischer Art durch keine Brille entstellt, aber ihre hilflose Schwäche ist jedem wahrnehmbar, und die schlanke Gestalt, die so stramm dazustehen versucht, wird nach dem anstrengenden Tage zusammenbrechen, sobald sie sich unbeobachtet im Schlafzimmer befindet. Doch die Stirne des Greises ist glatt wie die eines sorglosen Kindes, der schmale Mund ist fröhlich und zu erlaubten irdischen Genüssen bereit — keine Spur von Enttäuschung, Bitterkeit oder Unzufriedenheit in dem feinen glattrasierten Gesichte. Der alte Herr ist nicht reich, nicht gerade berühmt, aber er blickt mit Behagen in seine Vergangenheit zurück, wie er ohne Besorgnis der Zukunft entgegengeht. Er hat nichts zu bereuen und nichts zu befürchten. Das Diesseits hat es sehr gut mit ihm gemeint — er hat es nicht schwer gehabt, sich einen breiten Weg nach dem Jenseits zu pflastern. Der Greis ist zufrieden mit der Welt, seiner Welt, die aus einem klosterartigen Gebäude und einem anstoßenden immergrünen Garten besteht, und er hat auch an der Menschheit nichts auszusetzen, die ihm wesentlich in drei Kategorien zerfällt, die Studenten, deren Väter, soferne sie dem Adel angehören, und die Geistlichen der Kirche von England. Daß es noch andre Leute gibt, ist seinem Scharfsinne und seiner Wahrheitsliebe nicht entgangen — aber diese wissenschaftlich als existent erwiesene Menschheit außerhalb des Adels, der Kirche und der Universität ist zu vernachlässigen: wir wissen alle, daß wir zahllose Lebewesen mit unsern Speisen und Getränken in uns aufnehmen, aber sie kommen nicht in Betracht. Die schwitzende, hungernde, jammernde,

thörichte Menschheit kommt für den Rektor von Cambridge nicht in Betracht — sie ist eine quantité négligeable in unsrer aufs beste eingerichteten Welt. Deswegen hat er noch im Greisenalter eine Stirne wie ein Kind und einen köstlichen Humor. Wir kamen bei seiner Rede nicht aus dem Lachen heraus.

Mit dem Rektor durch Erziehung und Lebensgewohnheiten verwandt, sonst aber himmelweit von ihm entfernt, ist der zweite Typus, der reaktionäre Geschichtschreiber Lecky, der seit einigen Jahren dem englischen Parlament angehört und das konservative Kabinett Salisbury unterstützt. Eine überhohe Gestalt, etwa wie Balfour, der erste Lord des Schatzes, aber ohne die nervige Kraft Balfours, der einen wesentlichen Teil seiner der Politik und Philosophie abgerungenen Zeit dem Fahrrade und Golfspiele widmet. Lecky war die Aufgabe zugefallen, die Gäste zu empfangen, und ich hatte vollauf Muße, ihn bei dieser Leistung zu beobachten. Seine Füße und Hände waren ihm entschieden im Wege. Er stand in der Mitte des Saales, die gutmütigen Augen gespannt auf die Thüre gerichtet. Wenn der Kellner einen sehr bekannten Namen meldete, dann machte er *einen* entschiedenen Schritt, der ihn sofort in den Bereich des Gastes brachte, und die Hand griff zum herzlichen Drucke aus. So oft aber ein gewöhnlicher Mensch eintrat, der überdies nicht zum Kreise Leckys gehörte, waren die Unentschiedenheit in Bewegungen der langen Beine und der der Rechten erbärmlich zu sehen, und auf dem langen, nach unten spitz auslaufenden Gesichte lag ein verlegenes Lächeln, das den Gast sofort mit

einem etwaigen Zuwenig an Empfangsfeierlichkeit versöhnte. Warum er nicht jedem Gaste ohne Ausnahme entgegenkommend die Hand reichte? Ja, das wäre sehr einfach, aber sehr demokratisch, das wäre so etwas wie die Anerkennung der Gleichheit aller Menschen gewesen, und das ging nicht: Lecky ist der Theoretiker der konservativen Rückwärtsbewegung, der Ankläger der modernen Demokratie, der akademische Kritiker des englischen Parlaments. Lecky ist entrüstet über die Massen, über jenen Teil der Menschheit, den man „Volk" nennt. Er findet, daß das Volk von der Freiheit, die man ihm gegeben hat, einen sehr schlechten Gebrauch macht, daß es verfrüht war, ihm Rechte zu geben, die es nicht zu schätzen versteht, daß es um die Welt besser stünde, wenn das Volk vertrauensvoll den „Besten" lauschen und ihnen ihre Interessen blind übergeben würde, solange das Volk eben Volk ist. Mit andern Worten: die Demokratie des neunzehnten Jahrhunderts ist übereilt und verfehlt, und das einzige Heil liegt in der Rückkehr zur Herrschaft der Aristokratie, nicht der geborenen Führer allein, sondern aller jener, welche durch Talent und Charakter die Fähigkeit besitzen, die Menge zu regieren.

Wie er so dastand und im Singsang der englischen Professoren eine harmlose Tischrede hielt und dem Präses, Sir George Trevelyan, allerlei Komplimente machte, hätte man es nicht ahnen können, welch einen Umschwung der öffentlichen Meinung und des politischen Lebens in England der lange Mann mit dem gutmütigen Munde vertritt. Er hat den Rückschritt, wie er in der Macht der jetzigen konservativen Partei

zum Ausdrucke kommt, wissenschaftlich formuliert, er ist der Todfeind der liberalen Idee, die der von ihm bekomplimentierte Präses Trevelyan sein ganzes Leben lang verfochten hat, wie es dem Neffen und Biographen Macaulays ziemte. Ob das wohl anderswo als in England möglich ist? Zwei politische Todfeinde, die sich friedlich in die Ehren des Abends teilen und vor der geistigen Elite Englands einander ihre Hochachtung bezeugen.

Ob das wohl der dritte Redner des Abends, der Gesandte der Vereinigten Staaten, verstand? Wie der kleine Mann mit dem blassen, schlaffen Gesichte sich erhob und in den Nasenlauten allerechtesten Yankeetums zu sprechen begann, sah man das rücksichtslose Wesen gewisser nordamerikanischer Schichten mit seinen Auswüchsen wie durch einen Zauberschlag vor sich, geradeso wie eine vom Phonographen wiedergegebene Chansonnette blitzartig in der Phantasie die Sängerin samt Tingel-Tangel reproduziert. Mr. Choate war nicht ein bißchen höflich gegen England, nicht im geringsten gerührt von der freundschaftlichen Gesinnung der Engländer, die ihn stürmisch — mir schien, zu stürmisch — begrüßt hatten. Er nahm Kenntnis von dieser freundlichen Gesinnung, bedankte sich aber nicht etwa dafür, sondern wünschte dem Vater Glück dazu, den Weg zum verlorenen Sohn gefunden zu haben. (Gelächter und Bravo!) Das war die einzige kurze Anspielung auf die englisch-amerikanische Annäherung, die einzige Anerkennung des Traumes von dem großen angelsächsischen Reiche. Freilich, in der Litteratur feierte er die englisch-amerikanische Einheit, und wir

hörten die ganz neue Thatsache, daß die Amerikaner Shakespeare und Milton ebenso lesen und bewundern, wie die Engländer selbst!

Und doch — trotz dieser Gemeinplätze, trotz seines komischen Accentes, machte der amerikanische Gesandte einen tiefen Eindruck auf die überlegene, verwöhnte Gesellschaft. Das Selbstbewußtsein des einfachen, fest in sich geschlossenen Mannes, der nicht das geringste Bedürfnis empfindet, seine Eigenart, wie sie nun einmal ist, einem andern zuliebe aufzugeben, der sich nicht dazu herbeiläßt, der eigenen Würde etwas zu vergeben, um einem andern zu gefallen — das imponierte den Engländern und ließ sie die Stacheln des Amerikaners vergessen. Nordamerika hat den rechten Mann nach England geschickt, oder Mr. Choate kennt seine Leute und bemüht sich, als der rechte Mann zu erscheinen.

Sein erster Verdienst.

Die jungen Leute saßen im Rauchzimmer des „Vienna Café“ und klagten einander ihre Not. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft aus allen Enden Deutschlands und Oesterreichs, die der Wandertrieb wie Spreu in diesen Winkel Londons zusammengefegt hatte. Von Hause aus waren sie für die verschiedensten Berufe bestimmt gewesen; der eine hatte auf der technischen Hochschule in Wien die Chemie erlernt, ein andrer in Zürich die Kunst, Bahnstraßen und Brücken zu bauen, ein dritter war als Sprachforscher nach England gekommen, ein vierter und fünfter hatten den Traum gehabt, in den englischen Fabriken mit ihrer überlegenen deutschen Fachbildung fabelhaftes Aufsehen zu erregen und glänzende Gehalte zu erzielen, und wieder andre hatten gemeint, in Londoner Handelshäusern zu ersten Stellen zu gelangen. Einige Jahre des Suchens hatten aus diesen verschieden gearteten und auseinanderstrebenden Menschen eine farblose Gruppe von Kämpfern ums Dasein gemacht: Chemiker oder Ingenieur, Elektriker oder Buch-

halter, gleichviel — Brot wollten sie haben, und das war so schwer auf dem harten, fremden Boden zu finden.

„Wir sind als Deutsche für England zu spät auf die Welt gekommen," sagte der Chemiker. „Vor dreißig Jahren ist Dr. Ludwig Mond auch als Anfänger hergekommen; heute ist er ein vielfacher Millionär. Ich wäre mit einem Einkommen von zwei Pfund Sterling die Woche zufrieden."

„Es ist wirklich eine böse Zeit für die Deutschen in England," meinte ein ehemaliger Handelsakademiker aus Württemberg. „Ich habe den Traum nicht mehr, gleich meinem Landsmanne Goschen, Minister und Direktor der Bank von England zu werden; aber eine Stelle zum Leben müßte man doch bekommen!"

„Schauen Sie den Herzog an," sagte der Elektriker; „der sitzt mit der Ueberlegenheit eines Weisen da und sieht auf uns von der Höhe seines Amtes wie auf Proletarier herab."

„Der Herzog ist ein Ausnahmsmensch," fiel ein andrer ein, „ein Sonntagskind, dem fliegen überall die gebratenen Tauben in den Mund."

„Gehen Sie, Herzog," lachte der ehemalige Sprachforscher, „möchten Sie nicht einem Landsmanne das Geheimnis verraten, wie man heute in England eine Sinekure bekommt?"

Herzog nahm die Virginiacigarre aus dem Munde, maß sie mit dem Blicke und sah unentschlossen drein.

„Na, was ist denn los, Herzog? Er will sein Geheimnis preisgeben!" sagte der Chemiker.

„Schweigen für Herzog!" rief der Ingenieur mit

dem wichtigthuenden Pathos, das bei Festmahlen an dem „Toastmeister", einem als Ceremonienmeister verkleideten Kellner, so außerordentlich amüsiert.

„Ich möchte schon reden," sagte Herzog, „aber wenn ich rede, geht mir die Virginia aus; ich habe erst die Hälfte geraucht, und eine halbe Cigarre seid ihr mir nicht wert."

„Schmutziger Millionär," erwiderte der Sprachforscher, „ich kann Ihnen keine Ersatzvirginia anbieten, weil ich keine besitze, aber mit meinem Leben bürge ich dafür, daß Ihnen die Cigarre nicht ausgehen soll."

„Einverstanden," sagte Herzog, that noch einen kräftigen Zug und blies eine ganze Rauchwolke in die Luft. Dann fing er an: „Als ich vor ein paar Jahren herkam, begann ich meine Laufbahn als Korrespondent. Es war eine Laufbahn im wortwörtlichen Sinne: ich lief von einem Geschäftshause zum andern, gab die Empfehlungsschreiben, die ich mitgebracht hatte, ab und verschaffte mir neue dazu, ich versuchte alle Branchen — umsonst. Alle Geschäftsleute, welche ich aufsuchte, waren mit Korrespondenten versorgt, mit englischen nämlich. Ich pries meine Sprachkenntnisse — der Sprachforscher da wird bestätigen, daß ich mehr moderne Sprachen verstehe als er und besser — ich gab zu verstehen, daß ich sehr bescheidene Ansprüche stellen würde; es nutzte alles nichts, man hatte einfach für mein Deutsch, Französisch, Italienisch und so weiter keine Verwendung. Wozu soll den Engländern auch ein fremdsprachlicher Korrespondent? Die ganze Welt liest ihre englischen Geschäftsbriefe und beantwortet sie in derselben Sprache."

„Sie, Herzog," sagte der Sprachforscher, „die Cigarre geht Ihnen aus. Uebrigens fangen auch die Londoner Kaufleute an, auf die Sprache ihrer Kunden Rücksicht zu nehmen, und dieser löblichen Sinnesänderung habe ich meinen Rock und mein bißchen Essen zu verdanken."

„Ja, es soll jetzt anders sein," sagte Herzog, „aber diese Neuerung hat sich erst in der allerjüngsten Zeit vollzogen. Wie gesagt, mehrere Wochen unermüdlichen Suchens brachten mir den einen Erfolg, daß ich endgültig den Gedanken aufgab, meine Sprachkenntnisse als Korrespondent zu verwerten. Auf den Rat eines Freundes begann ich eine neue Laufbahn — wieder im wörtlichen Sinne — auf einem ganz andern Gebiete. Ein Patentanwalt, sagte man mir, hat immer Verwendung für einen sprachkundigen Mann; bald sind es Briefe auswärtiger Erfinder, bald Patentschriften aus fremden Ländern, bald Darstellungen von neuen Apparaten, die einer Uebersetzung ins Englische bedürfen. Gut. Ich kopierte mir ein halbes Schock Namen und Adressen von Londoner Patentanwälten und begann meine Aufwartungen zu machen. Ich weiß nicht mehr genau, war es der zwanzigste oder der dreißigste, den ich besuchte — endlich einer, der sich dazu herbeiließ, mir eine Probearbeit zu geben. Ich sollte vor seinen Augen eine französische Patentschrift ins Englische übersetzen. Ein mächtiges französisches Wörterbuch stellte er mir zur Verfügung. Ich bin ein rascher Arbeiter, in etwa einer Stunde war die Uebersetzung gemacht. Mr. Savage sagte mir, ich solle mich eine Weile gedulden, läutete dem Bureau-

burschen und händigte ihm die Uebersetzung samt dem Originale ein. Nach einer Viertelstunde kam der Bursche mit den Schriften zurück. Der Patentanwalt blickte hinein und runzelte die Stirne. ‚Das Wort da haben Sie ganz schlecht übersetzt,‘ sagte er und zeigte mir die Schrift. Das betreffende Wort war mit blauem Stifte dick unterstrichen. ‚Verzeihen Sie, Mr. Savage,‘ sagte ich, ‚das Wort ist ganz richtig übersetzt.‘ — ‚Aber mein Uebersetzer, der seit Jahren für mich arbeitet, sagt, daß es falsch ist.‘ — ‚Ich bedaure sehr,‘ erwiderte ich, ‚aber der Herr irrt sich.‘ Mr. Savage griff zum Wörterbuch und schlug das Wort auf. ‚Da sehen Sie,‘ sagte er. Mir wurde thatsächlich schwarz vor den Augen: das unglückselige Wort in dem dicken Wörterbuche war mein Todesurteil. Wie hatte ich darauf gewartet und gehofft, eine Probe meines Könnens zu geben, und jetzt, da die Gelegenheit endlich gekommen war, stand ich vor dem gutmütigen Manne wie ein Aufschneider und Betrüger da, und das Schmerzlichste dabei war, daß ich recht hatte und nicht das Wörterbuch! — — —

„Die Extreme berühren sich; mitten in meiner Verzweiflung überkam mich Fassung und eisige Ruhe. ‚Die Uebersetzung des Wörterbuches ist falsch,‘ sagte ich. Mr. Savage machte ein ungeheuer erstauntes, beinahe komisches Gesicht. Seine Augen sagten: Eine solche Frechheit ist noch nicht dagewesen!

„‚Mein lieber Herr,‘ meinte er mit mitleidigem Lächeln, ‚was reden Sie da? Sie bestreiten eine anerkannte, gedruckte Autorität?‘

„‚Herr,‘ erwiderte ich gelassen, ‚dieses Wörterbuch

ist in den zehn Jahren, seitdem es erschienen ist, das gleiche geblieben. Ich aber habe in dieser Zeit gelernt und Neues gelernt.'"

„Großartig," sagte der Sprachforscher. „Genial! Belohnen Sie sich mit einem Zug an Ihrer Cigarre."

„Ich sah es dem Gesichte des Patentanwaltes an," fuhr Herzog fort, „daß die Krise glücklich überstanden war. Er hieß mich in einigen Tagen wieder nachfragen, und ich ging. Als ich wiederkam, wurde ich von Mr. Savage sehr liebenswürdig empfangen; er hatte sich von der Richtigkeit meiner Uebersetzung überzeugt und versprach, im Bedarfsfalle nur mich zu verwenden. Aber es war offenbar kein Bedarf vorhanden — und als ich an einem trüben, nebligfeuchten Dezembertage aus dem Bette aufstand, brachte mir meine Landlady mein erbärmliches Frühstück und zugleich den Auftrag, in acht Tagen ihr Haus zu verlassen. Meine Garderobe war, bis auf das, was ich anhatte, längst zum ‚Onkel' gewandert, und am Abend vorher hatte ich den letzten Penny auf einen Laib französischen Brotes verschwendet. Den Tag über wärmte ich mich in dem Lesesaale des Britischen Museums und suchte den Hunger durch geistige Nahrung zu vertreiben. Um acht Uhr wird das Britische Museum geschlossen; was ich dann machte, weiß ich nicht mehr genau. Ich glaube, ich irrte mit allerlei dummen Gedanken in der Nähe der Themse umher. Aber die abscheuliche Nässe des Londoner Pflasters war mir durch die ausgetretenen Sohlen in die Strümpfe gedrungen, das schwarze Themsewasser sah ekelhaft aus, und der Gedanke an ein warmes, trockenes Bett war Ueppigkeit

und Glück. Gegen neun Uhr, eben als ich im Begriffe war, meine Schuhüberbleibsel abzustreifen, hörte ich den schleppenden Schritt meiner Landlady und machte mich schon auf eine unangenehme Viertelstunde gefaßt. Aber nein, ein Fremder wünschte mich zu sprechen; mit ungeheurer Erleichterung bat ich, den Unbekannten heraufkommen zu lassen. Mir stockte der Atem, als ich in dem eintretenden Knirps den Burschen aus dem Bureau des Mr. Savage erkannte. In den höchsten Fisteltönen meldete er mir, daß Mr. Savage sich mir bestens empfehle und mich bitten lasse, sofort zu ihm zu kommen. ‚Gut, mein Junge,‘ sagte ich, ‚du kannst gehen. Ich komme sofort nach.‘ — ‚Entschuldigen Sie,‘ krähte der Kleine, ‚Mr. Savage sagte, ich dürfe nicht ohne Sie zurückkommen.‘ — Ich schob ihn sanft zur Thür hinaus und schlüpfte wieder in meine greuliche Beschuhung. Dann gingen wir zusammen ins Bureau. ‚Da ist der Mann, der keine Autorität respektiert,‘ begrüßte mich Mr. Savage und stellte mich einem hochgewachsenen, rothaarigen Schotten vor, dem Erfinder einer neuen Bremse, der im Begriffe sei, eben wegen dieser Bremse einen großen Prozeß gegen einen andern Erfinder zu gewinnen. ‚Aber unser Advokat kann weder französisch noch deutsch, und so muß dieser Stoß Patentschriften, in gutes, verständliches Englisch übertragen, morgen mittag in seinen Händen sein. Uebermorgen findet die Verhandlung statt, und auch wir haben alle Hände voll zu thun; wollen Sie mit uns die Nacht durchwachen?‘ — ‚Mit Wonne,‘ sagte ich, ‚ob ich aber fertig werde — —‘ — ‚Das ist nicht Ihre Sache,‘ fiel mir der Patent-

anwalt ins Wort. ‚Jimmy,‘ wandte er sich an den Bureaujungen, ‚geh hinüber ins Restaurant und bringe uns drei Beefsteaks, jedes in der Größe einer Quadratklafter; das Bier holst du hernach.‘ Mit der linken Hand führte ich das Fleisch zum Munde — ihr armen Teufel habt keine Ahnung davon, wie gut ein Beefsteak schmecken kann — mit der rechten schrieb ich bereits an der Uebersetzung. Die Pint Bier, welche ich klüglich ablehnte, führte sich der Schotte zu Gemüte. Mr. Savage stellte einen vollen Tabaksbeutel auf den Tisch, wir zündeten uns die Stummelpfeifen an, und dann wurde stundenlang nichts gehört als das Rasen der Federn übers Papier. Es wurde Mitternacht, die Turmuhr der nahen Kirche meldete zwei Uhr — wir arbeiteten fort. Gegen drei Uhr öffnete ich ein wenig das Fenster, um frische Luft in das von drei Gasflammen überhitzte Zimmer einzulassen. Da erhob sich Mr. Savage gähnend, streckte sich und sagte, er wolle sich für eine halbe Stunde im Armstuhle ausruhen. In der nächsten Minute fiel ihm der Kopf auf die Brust und er schlief. Gegen vier Uhr lehnte sich auch der Schotte ‚für ein halbes Stündlein‘ im Lehnstuhle zurück; dann schnarchten beide um die Wette. Ich arbeitete fort. Gegen acht Uhr fuhr Mr. Savage aus schweren Träumen empor. Er blickte auf den friedlich schlummernden Schotten, dann starrte er mich mit offenem Munde an. ‚Wie, Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie seit gestern abends ununterbrochen da sitzen und schreiben?‘ — ‚Und rauchen,‘ fügte ich hinzu. — ‚Diese verfluchten Deutschen!‘ rief der Patentanwalt, dann schüttelte er den Schotten, daß es eine Art hatte,

klingelte Jimmy herein, und in wenigen Minuten stand ein Riesenfrühstück auf dem Tisch. Um elf Uhr war ich fix und fertig. Mr. Savage zählte die beschriebenen Folioblätter, dann zog er die Börse aus der Tasche. ‚Nach der Taxe würden Sie zwei Pfund und fünf Shilling bekommen; sind Sie mit der doppelten Summe zufrieden?‘ — ‚Ich danke,‘ brachte ich mit Mühe heraus. — ‚Wenn's Ihnen recht ist, so treten Sie morgen als Uebersetzer in mein Bureau ein.‘“

* * *

„So habe ich meinen Posten bekommen,“ schloß Herzog seine Erzählung.

Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen:

Caxton's Blanchardyn and Eglantine. London 1890.

Hiſtorical Outlines of Engliſh Syntax. London 1892.

Shakeſpeare. Leipzig 1900.